Biogr.
1061
h

Biogr. 1061 h

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Biogr. 1061 e

Johann Georg Schlosser's

Leben und literarisches Wirken.

Bayerische Staatsbibliothek München

Von

D. Alfred Nicolovius,
Professor an der Königl. Universität zu Bonn.

Bonn,
bei Eduard Weber.
1844.

32. D.

187 BG

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Vorwort.

Bald nach Schlosser's Tode wurde die Familie Desselben wiederholt von Schlichtegroll aufgefordert, zu einer Biographie des Seligen Beiträge zu liefern. Sie selbst wünschte sehr, ihrem verehrten Todten ein so bleibendes Denkmal vor der Welt errichtet zu sehen, als er in ihren Herzen hinterlassen hatte und es war ihr erfreulich, daß ein Mann, der mit liebevoller und bescheidener Hand schon manchen Deutschen bestattet hatte, sich dazu geneigt zeigte. Sehr gern würde sie ihm dabei beförderlich gewesen sein, wenn sie sich dazu im Stande befunden. Aber außer einer historischen Angabe der äußeren Schicksale des Verstorbenen konnte sie ihm wenig versprechen. Unter Schlosser's hinterlassenen Papieren befand sich nichts, was zu dem bezeichneten Zwecke brauchbar erschien. Ueber die Geschichte seines Innern, die bei einem so denkenden und mit sich selbst so vertrauten Manne das interessanteste Biographische sein würde, hatte er sich einmal vorgenommen, einen Aufsatz als Vermächtniß für seinen Sohn niederzuschreiben: dieses Vorhaben ist jedoch unausgeführt geblieben. Ein Tagebuch, welches er nur für sich selbst geschrieben, ward, auf sein Geheiß, nach seinem Tode

vernichtet. Demnach bleiben uns zu einer Schilderung seines Lebens und Wesens hauptsächlich seine Schriften und die Aeußerungen der Freunde und Angehörigen, die ihn genauer gekannt und in mancherlei Lagen mit ihm gelebt haben.

Da die Zeit keinen Mann gebracht hat, der gleiche Studien und Verwandtschaft des Geistes mit Schlosser hatte und im Stande war, die vorhandenen Materialien in ein Denkmal zu vereinigen, welches des Seligen würdig wäre; so habe ich mich um so mehr zu diesem Versuche einer Characteristik Desselben geweckt gefühlt, als ein derartiges Unternehmen stets in dem Wunsche meines verewigten Vaters lag.

Bonn, am h. Osterfeste 1844.

Alfred Nicolovius.

I.

Erste Jugendzeit. — Universitätsjahre. — Promotion. — Dienst bei dem Herzoge Friedrich Eugen von Würtemberg. — Rückkehr nach der Vaterstadt; von 1739 bis zum Herbste 1773.

Johann Georg Schlosser wurde am 7. December des Jahres 1739 zu Frankfurt am Main geboren. Seine Eltern waren: Erasmus Carl Schlosser, Juris utriusque Licentiatus und „Sr. Kaiserl. Majestät wirklicher Rath, auch älterer Schöff und des Rathes zu Frankfurt,“ (geb. am 21. Juli 1696; gest. am 23. Juli 1773) und Susanna Maria, die Tochter eines angesehenen Kaufmannes und Mitgliedes der Gesellschaft Frauenstein, Namens Hieronymus Peter Orth (geb. am 15. Oct. 1703; gest. am 12. Nov. 1789).

Wie Georg Schlosser in späterer Zeit erzählte, so hatte er seinen Geschmack aus Gottsched's Schaubühne zu bilden angefangen, und zwar in der tiefsten Verborgenheit, weil ihm bis in sein zwanzigstes Lebensjahr nicht erlaubt wurde, etwas Anderes zu lesen, als die Schulbücher, und wie seltsam waren diese gewählt! Cornelius Nepos, Famianus Strada de bello belgico und Cicero's officia ohne griechische, Livius ohne römische, Justin ohne allgemeine Geschichte; Virgil und Horaz ohne Antiquitäten und Mythologie; neue Geschichte aus Freyer; Philosophie aus Baumeister; Rhetorik aus — er hatte selbst den Namen jenes Pedanten vergessen; Griechisch aus dem Neuen Testamente und Isokrates. — Nur die Langeweile hat ihn langweilig lesen machen! Mathematik war ihm bis in das zwanzigste Jahr kaum dem Namen nach bekannt, und die lateinische Sprache detestirte er, bis er den

Terenz zu sehen bekam. Alles war bei ihm auf den Advocaten in Frankfurt am Main calculirt. Von Gottsched kam er endlich, ebenfalls ohne Wissen seiner Eltern, zum Corneille, Racine, Voltaire. Was er von der alten Geschichte wußte, hatte er den beiden erstgenannten zu verdanken.

Die frühe Entwickelung seines Geistes und der männliche Ernst, mit dem er sich bereits in dem Frühlinge seines Lebens der Wissenschaft ergab, erinnert an Gray, von Dem sein Freund, der Graf Oxford, zu sagen pflegte: „er sei nie ein Knabe gewesen.“

Nachdem Schlosser eine öffentliche Schule und das Gymnasium seiner Vaterstadt durchgegangen war, bezog er die benachbarte Universität zu Gießen. Goethe erwähnt in seiner Autobiographie, daß ihm der damals noch so junge Mann, und sein, wenige Jahre älterer, Bruder Hieronymus Peter Schlosser, als ausgezeichnet in Sprachen und andern die academische Laufbahn eröffnenden Studien gepriesen und zum Muster dargestellt wurden, und daß jedermann die gewisse Erwartung hegte, sie würden einst im Staate und in der Kirche etwas ungemeines leisten. In Gießen widmete sich Georg Schlosser, hauptsächlich nach Anleitung des berühmten D. Hoepfner, Dessen Unterricht er mit dem lebhaftesten Eifer genoß, und Dessen ihm vielfach bethätigtes persönliches Wohlwollen ihm unvergeßlich blieb, dem Studium der Rechtswissenschaft. Doch vereinigte er bald mit demselben eine sich in ihm täglich mehr ausbildende Vorliebe für das Studium der klassischen Werke des Alterthums.

Einige Zeit darauf wanderte er nach Jena, wo er sich besonders dem D. Joh. Aug. Hellfeld, damaligem Senior des Schöppenstuhls, und binnen Kurzem auch der Juristen-Facultät, verpflichtet fühlte. Demungeachtet verdankte er seine Ausbildung mehr sich selbst, als den Lehrstunden, welche er besuchte.

Von Jena, wo er auch so glücklich war, die englische Sprache zu erlernen, wandte sich Schlosser nach Altorf,

um daselbst seine academische Laufbahn zu vollenden. Rastlos und unermüdet lag er den Studien ob, und so manche Nacht durchwachte er, um sich mannichfaltige und ausgebreitete Kenntnisse zu erwerben. Den seltenen Eifer, mit dem er sich den Wissenschaften weihete, und den ungewöhnlichen Ernst, mit dem er sich zum Staatsdienste vorbereitete, bezeugt auch die Abhandlung, welche er zur Erlangung der Würde eines Doctors der Rechte ausarbeitete. Lange zweifelte er, welchen Gegenstand er in derselben behandeln sollte, der weder jedermann bekannt, noch ohne Nutzen wäre. Endlich entschloß er sich, mit nächster Beziehung auf die Verfassung seiner Vaterstadt, über die Vormundschaft zu schreiben. Dankbar erwähnt er den Vortheil, der ihm aus den Mittheilungen des gelehrten Syndicus B. J. Schudt und des, durch gründliche Schriften um die Geschichte von Frankfurt hochverdienten, D. J. P. Orth, seines Anverwandten, bei Abfassung dieser Schrift erwachsen sei.

Am 19. April 1762 fand seine Promotion Statt, unter dem Vorsitze des Professors und Consuls der Stadt Nürnberg, D. W. A. Spies, der ihm öffentlich die Versicherung ertheilte, daß ihm die Achtung seiner Lehrer in einem ausgezeichneten Grade nachfolge; während einer seiner Opponenten, Joh. Friedr. Bauder, jene Worte des Horaz (Carm. lib. I, 24.) auf ihn anwendete:

Cui pudor, et justitiae soror
Incorrupta fides, nudaque veritas
Quando ullum inveniet parem?

Schlosser gewann frühe die Ansicht, daß kein Mensch dem andern sein Glück bereiten könne, sondern jeglicher es sich selbst bilden müsse. Der Mensch, sagte er, zu großen Dingen geschaffen, ist selbstständig und will, was er hat, seinem eigenen Verdienste schuldig sein; weshalb er nichts lieber, voller und reiner genießt, als was das Werk seiner Hände, seines Kopfes und Herzens ist. Alles Andere genießt er nur durch phantastische Anwendung, durch Poesie. Er ist also gemacht,

der Schöpfer seines Glückes zu sein und was um ihn ist und ihm gegeben wird, ist nur der Stoff, die Materie, woraus er schaffen soll. Ein so selbstständiges Wesen, fügte er hinzu, scheint mir auch ein ewiges zu sein. Es ist nicht Instrument für etwas Anderes, sondern nur ein Glied der großen Kette. Es hat seine Axe, auf der es sich dreht, und von dieser wird es vielleicht nur herunter geworfen, wenn es sich selbst in andere Kreise wirft und also aufhört, selbstständig zu sein.

Frühe war Schlosser auch mit sich einig, daß jeder Mann einen Theil seines Lebens in einem bestimmten Amte zubringen müsse. Dieser Grundsatz, den er unerschütterlich fest hielt, schließt Alles aus, was man von Neigung oder Abneigung sagen kann. Denn er wußte wohl, daß ein Mann, der Seele und Kopf hat, niemals Neigung zu einer solchen Bestimmung hegen wird, welche beständig Zwang mit sich führt. Aber eben weil sie von diesem begleitet ist, und weil ein solcher Mann, wenn er in sich zurück geht, fühlen muß, daß der Zwang ihm vortheilhaft ist, wird sich, seiner Meinung nach, ein solcher immer eine derartige geregelte Beschäftigung suchen. Schlosser ließ sich nicht über diesen Punct irre machen. Der Mann, der nicht gegen sich ängstlich ist, sondern sich durchaus selbst vertraut, hatte schon vieles bei ihm verloren. Er selbst war jenes in einem hohen Grade, und hätte er nicht die Erfahrung gemacht, daß er, auch ohne bestimmte Arbeit, dennoch immerfort sich selbst Gesetz war; so würde er noch mehr besorgt gewesen sein. Denn der Geist ist nicht jederzeit gespannt, die selbst gewählten Gegenstände verlieren oft ihr Interesse, man sieht vieles nach, rechnet viel mit sich selbst, und ist, ehe man es sich versieht, von einer perverseness heimgesucht, mit der man sich und Andern zur Last wird. Zwingt uns aber das Verhältniß außer uns zur Arbeit, zumal zu einer solchen, die uns nicht völlig angemessen ist; so achtet man hundert kleine Launen, Abspannungen und Trägheiten nicht, und all die eigentlichen Lieblingsgeschäfte sind uns dann erst so anziehend, weil sie mit Sehnsucht getrieben werden. Es ist

mit dem Geiste, wie mit dem Leibe. Nur wenn er Hunger empfindet, genießt er recht, und wenn er genießen kann, so oft er will, wird der Geschmack abgestumpft. Hierzu kommt, daß nur das Leben mit Menschen uns Menschenkenntniß und Erfahrung giebt, und zwar nicht das mit gewählten Menschen, sondern mit Menschen, wie sie Gott geschaffen hat. Ein Mann von Geist und Herz nimmt aber diese nicht leicht, wenn seine Bestimmung ihn nicht dazu nöthigt. Was kann uns ferner den häuslichen Zirkel lieber machen, als wenn Geschäfte uns häufig aus ihm heraus ziehen? Was kann die Verleugnungen, deren das eheliche Leben so viele in sich faßt, erträglicher machen, als wenn man sie zusammen hält mit denen, die man außer dem Hause erdulden muß? Schlosser glaubte überdies nicht zu ängstlich gewissenhaft zu sein, wenn er behauptete, daß es auch unsere Pflicht sei, wenigstens einen Theil unseres Lebens für Andere hinzugeben, um ihnen mit unserem Verstande, unsern Talenten und Kräften zu dienen. Denn er meinte, daß einem Manne, der bis in sein spätes Alter geschäftlos fortgelebt und in dem Blicke um sich Alles beschäftigt sieht für Andere, sich selbst aber nicht sagen kann, daß auch er für Andere etwas gethan, der Rückblick auf sein vergangenes Leben schmerzhaft sein und eine gewisse Leere darbieten müsse; wohingegen Derjenige, der doch auch weiß, daß er für Andere etwas gewirkt, mit mehr Freude seinen Lebenslauf übersehen und, setzte er hinzu, mit weniger Vorwürfen und Beschämung die Dienste Anderer annehmen könne. Auch ein Gelehrter, sagte er, kann, in welchem Fache er arbeiten mag, erst dann den Geist seines Wissens recht auffassen und seine Wissenschaft in ihren rechten Gesichtspunct stellen, wenn er ihre Anwendung auf des Menschen Leben erprobt hat; ja, er behauptete, es könne niemand ein Gelehrter sein, der nur sich studirt. Mit einem Worte, der Mann, der niemals eine feste Bestimmung in der Welt hatte, läuft, seiner Ansicht nach, die große Gefahr, dem Egoismus anheim zu fallen, und dieser war ihm mehr als Alles zuwider.

„Mein Landsmann J. G. Schlosser — berichtet Goethe — hatte, nachdem er seine academischen Jahre mit Fleiß und Anstrengung zugebracht, sich zwar in Frankfurt am Main auf den gewöhnlichen Weg der Advocatur begeben; allein sein strebender und das Allgemeine suchende Geist konnte sich aus mancherlei Ursachen in diese Verhältnisse nicht finden. Er nahm eine Stelle als Geheimsecretair bei dem Herzog Ludwig von Würtemberg, der sich in Treptow aufhielt, ohne Bedenken an: denn der Fürst war unter denjenigen Großen genannt, die auf eine edle und selbstständige Weise sich, die Ihrigen und das Ganze aufzuklären, zu bessern und zu höhern Zwecken zu vereinigen gedachten. Dieser Fürst Ludwig ist es, welcher um sich wegen der Kinderzucht Raths zu erholen, an Rousseau geschrieben hatte, Dessen bekannte Antwort mit der bedenklichen Phrase anfängt: Si j'avais le malheur d'être né prince. — Den Geschäften des Fürsten nicht allein, sondern auch der Erziehung seiner Kinder sollte nun Schlosser, wo nicht vorstehen, doch mit Rath und That willig zu Handen sein. Dieser junge, edle, den besten Willen hegende Mann, der sich einer vollkommenen Reinigkeit der Sitten befliß, hätte durch eine gewisse trockene Strenge die Menschen leicht von sich entfernt, wenn nicht eine schöne und seltene literarische Bildung, seine Sprachkenntnisse, seine Fertigkeit sich schriftlich, sowohl in Versen als in Prosa, auszudrücken, jedermann angezogen und das Leben mit ihm erleichtert hätte."

Goethe nennt den Herzog von Würtemberg, in dessen Diensten Schlosser gestanden, einmal Ludwig, ein anderesmal Eugen. Es war Jener aber der dritte Sohn des am 12. März 1737 verstorbenen Herzogs Carl Alexander. In der Instruction für seinen Prinzen-Hofmeister sagte Dieser: seine Kinder sollten von zartester Jugend an zu wahrer Gottesliebe erzogen werden, aus Dankbarkeit, daß sie nebst der vornehmen Geburt zu dem alten katholischen Glauben, wozu dessen Grundgüte auf wunderbarliche Art ihn wieder zurückgezogen, gekommen; ferner zur Gottesfurcht, aber nicht knech-

tisch, wegen der ewigen Vergeltung; auch sollten sie belehrt werden, daß durch menschlichen Zusammentrag neben der katholischen Religion noch zwei andere Religionen in Deutschland angenommen werden, zur Erhaltung des Ruhestandes, bis man sich darob anders würde verglichen haben, und sollten deswegen die zwei anderen Religionen, wie die, wozu sie sich bekannten, mit gleichmäßiger Liebe und Gnade ansehen *).

Wenige Tage nach dem Hinscheiden des Herzogs Carl Alexander, in Folge dessen der von ihm zum geheimen Finanzrathe erhobene Joseph Süß Oppenheimer verhaftet und gerichtet wurde, erließ der Herzog Carl Rudolph, als Administrator des Herzogthums Würtemberg (unterm 28. März 1737), einen Circularbefehl, von dem verewigten Herzoge und dessen Wittwe, „bey sonst zu befahren habender scharpffer Straff und Ahndung," mit gebührendem Respecte zu reden **).

Der Sohn desselben, der Schlosser'n im Jahre 1766 die Stelle eines Geheimsecretairs anvertraute, hieß Friedrich I. oder Friedrich Eugen. Er war geboren am 21. Januar 1732 und wurde zum geistlichen Stande bestimmt. Da ihm von dem römischen Stuhle das Salzburger Canonicat zugedacht war, erhielt er am 1. März 1740 durch den Weihbischof von Constanz, der auf Ersuchen der verwittweten Herzogin, als Obervormünderin, deshalb nach Stuttgart gekommen war, die Tonsur. Er vermählte sich indessen am 29. Nov. 1753 mit der Prinzessin Friederike Sophie von Brandenburg-Schwedt, — welche Ehe mit sieben Söhnen und vier Töchtern gesegnet ward, die, obgleich er selbst katholisch, seine Gemahlin aber reformirt war, mit Rücksicht auf die Landesreligion jenes Herzogthums, in der lutherischen Confession erzogen wurden. Er hielt sich, als Chef eines preußischen Cürassir-Regimentes, in dem, zu Hinterpommern gehörigen, Städtchen Treptow an der Rega auf.

*) J. C. von Pfister's Geschichte der Verfassung des Würtembergischen Hauses und Landes. Bearbeitet von Carl Jäger. Heilbronn, 1838. S. 463.

**) (Friedr. Carl Freih. v Moser's) Patriotisches Archiv für Deutschland. Mannheim und Leipzig, 1790. Bd. XI. S. 369 f.

Nachdem sein ältester Bruder Carl Eugen, Derselbe, der an seinem am 15. Febr. 1778 erlebten fünfzigsten Geburtstage, im einundvierzigsten Jahre seiner Regierung, ein feierliches und durch den Druck öffentlich bekannt gemachtes Manifest an sein Land ergehen ließ, in welchem er Reue über das Vergangene bezeugte und Lebensbesserung versprach*), am 24. Oct. 1793; und sein zweiter Bruder Ludwig Eugen, der in seiner Denk- und Lebensweise entschieden von jener des Herzogs Carl abwich, am 20. Mai 1795, ohne Hinterlassung männlicher Erben gestorben waren, succedirte er, bereits sechsundsechzig Jahre alt, letzterm in der Regierung, die er mit vieler Milde handhabte: er starb jedoch schon am 23. Dec. 1797

*) „Da Wir ein Mensch sind, — heißt es in demselben, — und unter diesem Wort von dem so vorzüglichen Grad der Vollkommenheit beständig weit entfernt geblieben, und auch inskünftige bleiben werden; so hat es nicht anderst seyn können, als daß theils aus angebohrner menschlicher Schwachheit, theils aus unzulänglicher Kenntniß und andern Umständen sich viele Ereignisse ergeben, die, wenn sie nicht geschehen, sowohl für itzt als für das künftige eine andere Wendung genommen hätten. Wir bekennen es freymüthig; denn dies ist die Schuldigkeit eines Rechtschaffenen, und entladen Uns damit einer Pflicht, die jedem Nachdenkenden, besonders aber den Gesalbten der Erde, immer heylig seyn und bleiben muß. Wir sehen den heutigen Tag als eine zweyte Periode Unsers Lebens an . . . Wir geben unseren lieben Unterthanen die Versicherung, daß alle die Jahre, die Gott Uns noch zu leben fristen wird, zu ihrem wahren Wohl angewendet werden sollen . . . Würtembergs Glücklichkeit soll also von nun an und auf immer auf der Beobachtung der ächtesten Pflichten des getreuen Landesvaters gegen seine Unterthanen und auf dem zärtlichen Zutrauen und Gehorsam der Diener und Unterthanen gegen ihren Gesalbten beruhen . . . Ein getreuer rechtschaffener Unterthan bedenke, daß das Wohl eines ganzen Staates oft dem Wohl eines Einzelnen vorausgehen müsse, und murre nicht über Umstände, die nicht allemal nach seinem Sinne seyn können . . . Wir hoffen, jeder Unterthan wird nun getrost leben, daß er in seinem Landesherrn einen sorgenden, getreuen Vater verehren kann. Ja, Würtemberg muß es recht wohl gehn! Dies sei in Zukunft und auf immer die Losung zwischen Herrn, Diener und Unterthan.“

Ein Auszug aus jenem General-Rescripte (vom 11. Febr. 1778) befindet sich in (F. C. von Moser's) Patriot. Archive &c. A. a. O. S. 462 f.

und seine Gemahlin folgte ihm am 9. März 1798. Der älteste seiner Söhne, und überhaupt seiner Kinder, war Friedrich II. oder Friedrich Wilhelm Carl, Der, am 6. Nov. 1754 zu Treptow geboren, seinem Vater in der Regierung folgte, am 27. April 1803 die Kurwürde erlangte, am 26. Dec. 1805 König wurde, und am 30. Oct. 1816 starb, — der Vater des jetzt regierenden Königs von Würtemberg.

„Daß Schlosser durch Leipzig *) kommen würde,“ erzählt Goethe ferner, „war mir angekündigt, und ich erwartete ihn mit Sehnsucht. Er kam und trat in einem kleinen Gasthause ab, das im Brühl lag. Dorthin eilte ich, um Schlossern aufzusuchen, als er mir seine Ankunft melden ließ. Ich erinnerte mich kaum, ihn früher gesehen zu haben, und fand einen jungen, wohlgebauten Mann, mit einem runden zusammengefaßten Gesicht, ohne daß die Züge deshalb stumpf gewesen wären. Die Form seiner gerundeten Stirn, zwischen schwarzen Augenbraunen und Locken, deutete auf Ernst, Strenge und vielleicht Eigensinn. Er war gewissermaßen das Gegentheil von mir, und eben dies begründete wohl unsere dauerhafte Freundschaft. Ich hatte die größte Achtung für seine Talente, um so mehr, als ich gar wohl bemerkte, daß er mir in der Sicherheit dessen, was er that und leistete, durchaus überlegen war. Die Achtung und das Zutrauen, das ich ihm bewies, bestätigten seine Neigung und vermehrten die Nachsicht, die er mit meinem lebhaften, fahrigen und immer regsamen Wesen, im Gegensatz mit dem seinigen, haben mußte. Er studirte die Engländer fleißig, Pope war, wo nicht sein Muster, doch sein Augenmerk, und er hatte, im Widerstreit mit dem Versuch über den Menschen jenes Schriftstellers, ein Gedicht in gleicher Form und Sylbenmaaß geschrieben, welches der christlichen Religion über jenen Deismus den Triumph verschaffen sollte. Aus dem großen Vorrath von Papieren, die er bei sich führte, ließ er mich sodann poetische und prosaische Aufsätze in allen

*) Wo Goethe damals (1766) studirte.

Sprachen sehen, die, indem sie mich zur Nachahmung aufriessen, mich abermals unendlich beunruhigten. Doch wußte ich mir durch Thätigkeit sogleich zu helfen. Ich schrieb an ihn gerichtete deutsche, französische, englische, italienische Gedichte, wozu ich den Stoff aus unsern Unterhaltungen nahm, welche durchaus bedeutend und unterrichtend waren.

Schlosser wollte nicht Leipzig verlassen, ohne die Männer, welche Namen hatten, von Angesicht zu Angesicht gesehen zu haben. Ich führte ihn gern zu den mir bekannten; die von mir noch nicht besuchten lernte ich auf diese Weise ehrenvoll kennen, weil er als ein unterrichteter, schon charakterisirter Mann mit Auszeichnung empfangen wurde und den Aufwand des Gesprächs recht gut zu bestreiten wußte."

Schlosser, Dessen Geist schon eine feste und bestimmte Richtung gewonnen, hatte in seiner damaligen Lage täglich vielfache Aufforderung, sich der ersten Lebensregel Epictet's zu befleißigen, in welcher nach Diesem, die Hälfte der Weisheit liegt. Er war einer von den Unglücklichen, die sich nur in das Studium der Philosophie geworfen, weil sie zu viel und zu weich gefühlt, und Niemand gefunden haben, der ihnen antwortete: ein trauriges Schicksal, von dem sein guter Genius ihn späterhin auch erlöset hat. Als er sich in jener Zeit täglich mehr mit der Wolf'schen Philosophie entfremdet fühlte, fiel ihm Locke in die Hand. Da lernte er Menschen-Philosophie, und wie einmal die Schuppen von den Augen gefallen waren, sah er in einer Minute mehr, als sonst in Jahren.

In dieser Periode erweiterte er jenes, von Goethe erwähnte, Gedicht, welches darzuthun sucht, wie wenig Pope's Theorie dazu beitrage, das Herz zu beruhigen. Dieses Gedicht, welches Schlosser ursprünglich in englischer Sprache abgefaßt hatte, enthält Stellen voll poetischer Begeisterung; gleichwohl will er selbst es nicht mit jenem von Pope verglichen wissen.

Zunächst spricht er seine allgemeinen Grundsätze von der menschlichen Glückseligkeit aus. „Wenn denn nun, — sagt er

am Schlusse derselben, — der Mensch und sein Glück, und jede Creatur dem Ganzen verkauft ist, armselig verkauft um wenige Jahre, und auch die voll Elends und Schmerzen und Angst; wenn Hoffnung der Zukunft Thorheit ist und da, wo wir stehen, das fühlende Herz das Wohl des Ganzen überschreit, so geh, und wirf dein Schicksal, deine Hoffnung, Wunsch und Trost zusammen; genieß deine Freude im Glück und schäme dich, wenn du leidest, deiner Thräne nicht. Denn Freud' und Thräne ist ja alles, was wir verlangen. Der Weise schreibt seinem Schöpfer keine Gesetze vor; demüthig unterwirft er sich dem Willen seines Gottes und leidet geduldig, was sein Plan erfordert. Aber, wenn sein Wille mit Gottes Rathschlüssen nicht übereintrifft, so staune nicht über Thränen und schelte seine Seufzer nicht. Thränen und Seufzer beleidigen die Tugend nicht; das Ganze kann vollkommen sein und doch können die Theile weinen; und bis die Seele den Felsen des Heils erreicht, wo kein kühner Nord, keine schwellende Welle droht, und wo, was sie nie zu ahnen wagt, Gott im Blut ihr Glück versiegelt: bis dahin habe Mitleiden mit ihrer kurzsichtigen Schwachheit und prahle nicht mit Glück, beschämt durch Thränen, sondern laß sie rufen unter der Geissel des Schicksals: das Ganze ist gut, ich bin ein elender Theil!"

Uebergehend auf die Selbstliebe und Vernunft, ruft er aus: „Freund! wäre es der Vernunft allein überlassen, unser Glück zu verkündigen, so wäre es der größte Fluch, ein Mensch zu sein! — Alles finster, alles Nacht um uns, über uns, unter uns! Was hoffen? was wählen? was fürchten? was fliehen? was lieben? Abgründe öffnen sich, Felsen zerspringen, Seen brausen, Donner heulen, hinten die Rache, vor uns das Grab, in uns der Stachel, über uns das Schwert, der Mensch strauchelnd, tappend, blind, und keiner, der ihn führt! — Keiner! — Nein! ein Gott, ein Gott führt uns und zeigt der blinden Vernunft einen sichern Weg. Bis er den Staar heilet, wankt sie thöricht daher durch die finstern Thore des Irrthums und macht mit der Selbstliebe uns elend, bis ein Gott uns Weisheit schenkt."

Hieran reiht sich eine Betrachtung über die Gesellschaft. „Wie Tyrannen,“ sagt Schlosser, „blutend unter der Geissel des Gewissens, von ihren seidenen Kissen aus dem Schlaf aufstarren, um dem Aufruhr ihres Herzens zu entgehen, sich in die Welt stürzen und nach Gesellschaft schmachten; so fliehe ich schaudernd von der schrecklichen Scene meines Hauses, suche Menschen, bettle, begierig nach Glückseligkeit, von jeder Creatur ein Almosen von Freude! Aber, o wie verloren, wie versunken ins Elend! jede Creatur versagt mirs; sie rufen, freundlich wie die Syrenen, mit sanft belügenden Gesängen ans Ufer und verschlingen, wer ihnen traut, wie sie.

Außer dem Trieb der Selbstliebe hat der grausame Himmel noch den Trieb der Geselligkeit gegeben; beide trennen sich verschworen von dem Zweck des Ganzen und überhäufen das sinkende Herz mit Elend. Es ist nicht genug, daß, wenn das Ganze ruft, der hülflose Mensch sein Alles aufgeben muß und demüthig gebückt unter ewigen Qualen, Vermögen, Leib, Herz — jeden Wunsch dahin giebt; damit auch nicht einen Augenblick sein Wille ungestört bliebe, mußte er auch, heil für sich, noch fühlen für Andere; und weint einmal um ihn ein zufriedenes Auge nicht, so erpreßt fremdes Leid eigene Thränen. Die himmlische Philanthropie, die beste aller Tugenden, lohnt wie Busenverräther mit Qualen und pfropft grausam fremdes Leid auf Herzen, schon genug bewachsen mit eigenem. Beladen mit dem Schicksal der Eltern, des Vaterlandes, der Freunde, scheitere ich mit jeder Fluth und jedem Winde!

Sagt heilige Häupter, verehrteste Eltern sagt, wenn sinkendes Alter mit jedem Tage näher eindringt, wenn eure offne Stirn in jedem Jahre aus neuen Runzeln euer Grab verkündigt, wenn wüthende Krankheit oder langsame Erschöpfung droht, euer kostbares Leben zu rauben, warum wein' ich? — Noch decken Runzeln nicht meine Stirne; noch biegt lästiges Alter nicht meinen Nacken; mein rasches Blut läuft frisch in meinen Adern und heitere Gesundheit blüht auf meinem ganzen Leib: Aber ach! — Tod schwebt über euch, und wirft auf

mich, ohne eure Zufriedenheit, alle eure Sorgen und Qualen. Wie nah, wer weiß wie nah wird der Tag sein, der euch aus meinen Umarmungen reißt; der schreckliche Tag, an dem bei eurer Urne euer Sohn beim Grabe trauert, durchs dumpfe Grab seine Seufzer schallen läßt, euer Leben zurück wünscht — und doch euern Tod beneidet! — Ach, dann werd' ich, nicht fremd der Thräne getrennter Liebe und zerrissener Freundschaft, wieder zu den heiligen dunkeln Schatten kehren, wo ich früh von den Gräbern weinen lernte. Der Himmel gab mir Freunde — meine Reise zu erleichtern hofft' ich, mein Leben zu erheitern, meine flüchtigen Tage zu segnen. Wenn schmelzend in ihren Armen, meine schmachtende Seele der Erde Trotz bot, ihre Seligkeit zu stören, wenn glühende Freundschaft in ihren himmlischen Entzückungen jede Empfindung spannte zu Leidenschaft; oder wenn wir Hand in Hand, ein frohes Chor, in balsamischen Thälern Himmel und Frühling grüßten, oder an einem heiligen Tag, heilig der Freude, mit jugendlichen Liedern die Vögel weckten und der Wein, schäumend aus dem Becher, unsere Herzen erweiterte, unsere Seligkeit zu fassen — da, ach da schwoll, trunken von Engels-Freuden, meine Brust und ich rief in meinem Jubel, wie Pope, alles ist gut — Aber nun! wie schwarz ist diese herrliche Scene! Nun sink' ich wieder, gestürzt in mein Nichts.

— O kommt! laßt uns zu Wäldern, zu Feldern, zu Höhlen fliehen! Mit Freiheit, seliger Freiheit, ist jedes Schicksal gut. —

Aber wie fliehn? wenn, gebunden auf die Folter, mein eigener Instinct widerstrebt und mich zurückzieht? Bleib, thörichter Mensch! Unglücklich wenn allein, zweimal elend in der Gesellschaft; sei nur ein einzigmal aufrichtig und gesteh die traurige Wahrheit, daß du unglücklich bist, und alles übel unter der Sonne, bis ein heilsamer Tropfen Bluts von oben alles ersetzt, dann wird alles gut."

Nun schildert der Dichter die Glückseligkeit überhaupt. „Der Anspruch auf Glückseligkeit," sagt er, „gleich in allen

Menschen, fängt an bei der Geburt und dauert bis zum Grabe. So wenig wir sie fühlen, wenn sie in unsrer Hand liegt, so wenig werfen wir die Erwünschte von uns; wir weinen, wenn sie flieht, weinen am meisten, schätzen sie, lieben sie am meisten, wenn sie dahin ist. So fällt der Günstling tiefer, je höher er gehoben wurde; so sticht die Folter grausamer nach der Erholung.

Aber, geht unser liebster Wunsch nicht öfters irre? Wirft er nicht öfters wahres Glück für ein eingebildetes weg, oder greift wenigstens nach Steinchen und Seifenblasen, und weint wie ein Kind, wenn sie vergehn? — Sind Menschen berechtigt, von Glückseligkeit zu urtheilen, so wenig verstanden, so wenig geschätzt?

O Glückseligkeit! heiliger, beleidigter Name! schein' einmal, ein einzigmal auf mein trauerndes Lied; wie Gefangene seh' ich dein Licht durch einen Felsenritz und sinke dann tiefer in die Nacht meines Elends.

Alle verehren die schöne Gottheit, Wenige kannten sie. Der sucht sie beim Pfluge, der unter der Krone; Thoren im Golde, Weise in der Ruhe der Seele; ich, am meisten betrogen, an der Brust des Freundes. Die ernste Weisheit führte meine verirrten Gedanken zurecht und — gab nicht — aber lehrte, was wahre Glückseligkeit ist. Glückseligkeit ist, (so lehrte die Göttin beim Grabe meines verstorbenen Freundes, meine Thräne zu stillen — nicht gestillt!) Glückseligkeit ist der selige Zustand, wo du nicht mehr wünschest, als du hast. Jeder Gedanke, der über die enge Gränze schweift, giebt nicht mehr, aber zerstört auch, was du hast. In der Gränze ist alles Friede; über ihr verwundet das Elend, wie Belagerte beim Ausfalle, jeden schwärmenden Gedanken. Soll kein Glück deinen Wünschen fehlen, so wünsche nichts, was dir fehlen kann!" —

Goethe äußert, nach der Schilderung seines mehrjährigen Aufenthaltes in Leipzig: „Sonst konnte ich auch bemerken, daß die französischen und englischen Stellen meiner Briefe, obgleich nicht fehlerlos, doch mit Leichtigkeit und Freiheit ge-

schrieben waren. Diese Sprachen hatte ich auch in meiner Correspondenz mit Georg Schlosser, der sich noch immer in Treptow befand, zu üben fortgefahren, und war mit ihm in beständigem Zusammenhang geblieben, wodurch ich denn von manchen weltlichen Zuständen (denn immer ging es ihm nicht ganz so, wie er gehofft hatte) unterrichtet wurde und zu seiner ernstern, edlen Denkweise immer mehr Zutrauen faßte."

Eine deutsche Ode, welche Schlosser am 7. April 1768 dichtete, lautet folgendermaßen:

Der Rächer fährt auf seinem Wagen,
Der Nord braust vor ihm her,
Der Himmel bebt, die Welten zagen,
Und glühend schäumt das Meer!

Von seinen Ketten losgerissen
Heult durch die Luft der Sturm,
Und tritt mit diamantnen Füßen
Zum Staub den goldnen Thurm.

Dann schwingt er seine schwarzen Flügel
Und reißet Felsen ab,
Wirft an den Wolken, mit dem Hügel,
Den Wald ins Thal herab.

Noch fällt der Wald, und droh'nde Wellen
Verkünd'gen ihn der See,
Sie kämpft, und ihre Fluthen schwellen
Vom Abgrund in die Höh.

Die See eröffnet tausend Rachen,
In jedem heult ein Nord,
Die Tiefe braust, die Wellen krachen,
Und ziehn das Ufer fort.

Der Schiffer kämpft auf leichten Brettern,
Voll Angst für seine Last,
Er kämpft, und Nord und Sturm zerschmettern
Den ungetreuen Mast.

O seelig, wer durch Tugend sicher
Die Angst des Sturms nicht fühlt,
Der Sturm ist zehnmal fürchterlicher
Der in dem Herzen wühlt.

Auch mir hat einst an öden Felsen
Ein Sturm im Belt gedroht,
Ich sah das Meer sich zu mir wälzen,
In jeder Well den Tod.

Ich sah voll Muths die Bretter stranden
Und sank getrost ins Meer,
Denn die mitleid'gen Musen sandten
Mir einen Delphin her.

Er kam, und riß mich aus den Stücken
Des Schiffs und aus dem Tod:
Ich sang getrost auf seinem Rücken
Die Musen, Tugend, Gott!

Schlosser's persönliches Verhältniß zu seinem Herzoge ist zwar kein näheres gewesen; doch erwähnte er dankbar, daß Derselbe sich sehr gefällig und freundlich, auf Schlosser's Bitte, in Rußland, für Klinger mit Erfolg verwendet habe. Ueberhaupt hatte der Aufenthalt in Treptow wenig Angenehmes und Reizendes für Schlosser, mit Ausnahme des Umganges mit einer Frau, die er als eine Frau von vielem Geiste, Gemüthe, edlem Sinne und hohem sittlichen Werthe zu schildern pflegte. Er sehnte sich aus den dortigen Verhältnissen um so mehr heraus, da auch, wie der Eintritt, so das Beharren in denselben, mit den Ansichten und Wünschen der Seinigen, insbesondere seiner Eltern, nie im Einklange standen. Ungeachtet er sich vergebens um die erledigte Stelle eines Stadtbibliothekars seiner Vaterstadt bemüht hatte, erbat und erhielt er auch, obwohl bedingt, im Sommer des genannten Jahres seinen Abschied. Sein wirklicher Austritt aus dem Dienste verzögerte sich aber, in Folge einer Abwesenheit des Herzogs und anderer Umstände, bis in den Sommer des nächstfolgenden Jahres 1769, wo es ihm endlich vergönnt ward, in seine Heimath zurückzukehren.

Nachdem Goethe seine, im Herbst des Jahres 1771 erfolgte, Rückkehr von Straßburg beschrieben, fährt er fort: „Jedoch standen unter den Personen, die mir den neuen Aufent-

halt in meiner Vaterstadt angenehm und fruchtbar machten, die Gebrüder Schlosser oben an. Der ältere, Hieronymus, ein gründlicher und eleganter Rechtsgelehrter, hatte als Sachwalter ein allgemeines Vertrauen. Unter seinen Büchern und Acten, in Zimmern wo die größte Ordnung herrschte, war sein liebster Aufenthalt; dort hab' ich ihn niemals anders als heiter und theilnehmend gefunden. Auch in größerer Gesellschaft erwies er sich angenehm und unterhaltend: denn sein Geist war, durch eine ausgebreitete Lectüre, mit allem Schönen der Vorwelt geziert. Er verschmähte nicht, bei Gelegenheit, durch geistreiche lateinische Gedichte die geselligen Freuden zu vermehren. Oefters berieth ich mich mit ihm über meinen einzuleitenden Lebens- und Geschäftsgang, und hätten mich nicht hundertfältige Neigungen, Leidenschaften und Zerstreuungen von diesem Wege fortgerissen, er würde mir der sicherste Führer geworden sein.

Näher an Alter stand mir sein Bruder Georg, der sich von Treptow, aus den Diensten des Herzogs Eugen von Würtemberg, wieder zurückgezogen hatte. An Weltkenntniß, an praktischem Geschick vorgeschritten, war er in seiner Uebersicht der deutschen und auswärtigen Literatur auch nicht zurück geblieben. Er schrieb, wie vormals, gern in allen Sprachen, regte mich aber dadurch nicht weiter an, da ich, mich dem Deutschen ausschließlich widmend, die übrigen nur in so weit cultivirte, daß ich die besten Autoren im Original einigermaßen zu lesen im Stande war. Seine Rechtschaffenheit zeigte sich immer als dieselbe, ja die Bekanntschaft mit der Welt mochte ihn veranlaßt haben, strenger, sogar starrer auf seinen wohlmeinenden Gesinnungen zu beharren.

Durch diese beiden Freunde ward ich denn auch gar bald mit Merck bekannt, der auf mein Leben den größten Einfluß gehabt.“ —

In Treptow, wo Schlosser es sich in freien Stunden, neben ernsten Studien, welche er dem Naturrecht und den Gesetzen zuwendete, über welche er ein Werk zu schreiben beabsichtigte, ange-

legen sein ließ, seine Kenntniß der griechischen Sprache zu vervollkommnen, versuchte er die Iliade Homers, Den Plato bekränzt über die Gränze schickt, in deutsche Alexandriner zu übertragen. Auch übersetzte er dort „Hero und Leander,“ welche letztere Arbeit er nun in seiner Vaterstadt dem Drucke übergab. Joh. Friedr. Degen erwähnt derselben mit den Worten: „Erst nach einem Jahrhunderte — nachdem die „verdeutschte Liebesgeschichte von Leander aus dem Musaeo, durch Gottfr. Wilh. Sacer“ erschienen war, — stand Schlosser unter uns auf, und gab gleichsam das Signal zu einem neuen Manövre, welches für die neuern Versuche, den Musäus zu übertragen, von nun an beginnen sollte. Seine Nachbildung erschien 1771 *):“ Schlosser selbst sagt von seiner Uebersetzung:

„Mit schwacher Stimm' sing' ich ihm nach; nicht, wie der sanfte Bard',
Denn meine Mus' und meine Sprach' sind beide rauh und hart.“

In dem genannten Jahr 1771 zeigte sich Schlosser zuerst als ein tief denkender und praktisch gründlicher Moralist dem Publicum, indem er seinen „Katechismus der Sittenlehre für das Landvolk“ herausgab, ein Werk, welches unter unsern besten Volksbüchern einen vorzüglichen Rang behauptet, mit dem, wie es vielfach ausgesprochen worden, nur wenige aus der zahllosen Schaar seiner Nachfolger die Vergleichung aushalten dürften.

In der trefflichen Einleitung, die eigentlich mehr für Geistliche, Lehrer der Jugend und Staatsverwalter, nicht aber für die Jugend selbst bestimmt ist, handelt er vornehmlich von der Bildung der Geistlichkeit und der Methode des moralischen Unterrichts.

„O meine armen kleinen Brüder und Freunde auf dem Lande, — äußert er in derselben, — wie werdet ihr versäumt! Es war also nicht genug, daß man euch der Armuth, der

---

*) Literatur der deutschen Uebersetzungen der Griechen von J. F. Degen. Altenburg, 1797. Bd. II. S. 128.

Sclaverei und einer so unverdienten Verachtung übergab, mußte man euch auch die Mittel versagen, wodurch ihr allein die große Kunst lernen konntet, Alles dieses und noch mehr zu ertragen? Der größte, der einzige Lehrer der Bauern ist meist ihr Pfarrherr, höchstens noch dabei ein Schulmeister. Es ist genug an Einem, wenn er seine Schuldigkeit thut. Aber laßt uns nicht uns selbst schmeicheln. Wer denkt noch bei Bestellung der Pfarrdienste auf dem Lande an den erhabenen Endzweck, dem diese Stellen gewidmet sind? Seitdem die Religion eine Kunst geworden ist, seitdem haben wir unter hundert kaum zwei Prediger zu sehen bekommen, welche im Stande wären, die Pflichten eines wahren Lehrers der Tugend zu erfüllen. Das Feld der Gottesgelahrtheit ist so groß, daß es noch Niemand ganz durchlaufen hat. Gesegnet sei, wer sich mit einem ihm angemessenen Verstand und mit einem rechtschaffenen Herzen hinein wagt. Aber, warum muß man es einem Jeden eröffnen? Lehret man den Tischler die Regeln der Mechanik, oder den Fleischer die Zergliederungskunst? Beinahe für eine jede Kunst hat man gewisse Auszüge gemacht, die ein Jeder nach seiner Fähigkeit und nach dem Stande, wozu er bestimmt ist, benutzen kann. Nur den Lehrer von einer Gemeine, von etlich und fünfzig gutwilligen Bauern, die selten weiter sehen, als man ihnen die Augen öffnet, nur einen solchen führt man an, als ob er das große Werk der Heiden- und Judenbekehrung ausführen sollte. Der künftige Landprediger, der in seinem Leben oft nichts weiter suchte, nichts verlangte, als ein Landprediger zu werden, wird in alle Geheimnisse der Weltweisheit und der Geschichte und der Sprachen, und, was ärger ist als Alles, der Polemik und der Homilie, die oft alle guten Empfindungen der Seele und alle Anlagen der Natur zur Beredsamkeit zerstören, auf das Feierlichste eingeleitet. Selten ist sein Verstand, nie seine Zeit hinreichend, diese Dinge in ihrem Zusammenhange zu übersehen und an ihre rechte Stelle zu setzen. Denn ohnedies wird ihm nie gesagt, wozu er eine jede Wissenschaft gebrauchen soll.

Hat er einige Fähigkeit, oder ist er mit Gewalt gezwungen worden, dieses oder jenes auswendig zu lernen, so wird er seine Bauern mit Grundtext und Polemik martern. Hat er aber seinen gründlichen Endzweck, einen Pfarrdienst zu erhalten, mit mehr Freiheit zu erreichen gesucht, so lernt er, ich wette, mehr nicht, als eine Stunde lang an einem fort zu schwatzen und zu taufen und zu copuliren. — O sind denn unsere Nebenmenschen nur da, um bepprediget, getauft und copulirt zu werden? — Es scheinet fast! Denn, wer das kann, muß sehr unglücklich sein, wenn er keinen Pfarrdienst bekommt. — Fern sei es von mir, einen Stand zu verspotten, der Ehrfurcht verdient. Aber wenn mich mein Mitleiden über meine armen verwahrlosten Nebenmenschen nicht betrübte, so würde ich über euch lachen, die ihr unsere künftigen Geistlichen unterrichtet. Man hat in unseren öconomischen Zeiten eine neue Professur der Oeconomie errichtet und sie der philosophischen Facultät beigeordnet; sollte man nicht auch der theologischen noch eine eigene beiordnen, die man ungefähr die Professur der practischen Gottesgelahrtheit nennen könnte? Der Lehrer, der diese Professur übernimmt, müßte, auch von Seiten des moralischen Characters, ganz der Mann sein, der er sein soll. Ein Mann z. B. der in seiner Stelle seine Schüler gerade nur das lehrte, was hauptsächlich zu der Religion der Christen gehört und sie in allen Angelegenheiten ihres Berufes mit practischer Uebung recht treulich anwies. Das, was er für den Vortrag lehrt, müßte er mit vernünftigen Gründen und nur mit solchen unterstützen, die einen Eindruck auf die Herzen zu machen fähig sind. Zugleich mit einem solchen Unterrichte in der Religion müßte er sich sonderlich bemühen, die Herzen seiner Zuhörer auch bloß in den Gränzen der menschlichen Aussichten zur Tugend zu bilden und ihnen die Sittenlehre mit eben so begreiflichen als bündigen Beweisen beizubringen, wie sie künftig dieselben, vorzüglich die Landprediger, den Landleuten vorzutragen haben. Dieser Lehrer müßte die Schüler zugleich zu rechtschaffenen Menschen und zu

rechtschaffenen Lehrern eines Volkes machen, das nicht Alles wissen muß, was man wissen kann, sondern nur so viel, als es braucht, um zu seiner Bestimmung zu gelangen. Nähme man dann aus diesen Schülern die Dorfgeistlichen, so könnten, so würden sie gewiß unter ihren Zuhörern die Tugend auf eben die Art, mit eben dem Erfolge ausbreiten, mit welchem mein Freund sie seinen Bauern eingeflößt hat . . . Wie soll aber ein Mann, der so wenige Gelehrsamkeit hat, dem Feinde der Religion, wie soll er seinen eigenen Zweifeln widerstehen? — Er? — wenn einer seiner Bauern ein Feind der Religion ist, so soll er desto eifriger sein, das Herz dieses Elenden zu bessern; und kommt ein Fremder und verfolgt die Religion bis in die ruhige, sanftmüthige Gesellschaft seiner Gemeine, so soll er — wäre er ja nicht im Stande, einen solchen Widersacher selbst zu widerlegen, ihn bitten, sich Gelehrte zu suchen, die gern widerlegen. Zweifelt er aber selbst — mein Gott! wenn alle die, die manchmal zweifeln, immer ein Collegium über die Polemik hören müßten, wo würden wir genug Professoren hernehmen? Habt ihr den Mann recht unterwiesen und ihn gelehrt, ein rechtschaffener Mann zu sein; habt ihr ihn so weit gebracht, daß er erkennet, wie wenig ein Mensch zu wissen im Stande ist, und daß er fühlt, daß die Religion immer glücklich, nie unglücklich macht, so wird er nicht lange zweifeln; so wird sein Zweifel ihm nicht schaden!"

Nachdem Schlosser noch seine Gründe angegeben, weshalb in dieser Schrift so wenig von der Religion vorkomme, — doch zeigt selbst dieses Wenige hinlänglich, wie er den ganzen Werth derselben und ihren Einfluß auf die menschliche Glückseligkeit den Kindern wichtig mache und ihre Lehrer als unentbehrlich dazu vorstelle, — schließt er die Einleitung mit einer Anrede an die Großen der Erde, ohne welche keine Sittenverbesserung zu hoffen ist.

Nun folgt der Katechismus der Sittenlehre, oder vielmehr der zusammenhängende Vortrag darüber, selbst. Denn nach Schlosser's eigenem Urtheile, kommt dieser Schrift der

Name eines Katechismus nicht eigentlich zu. Sie soll vielmehr nur der Stoff sein, aus welchem der Lehrer den Katechismus leicht wird machen können, wenn er erst daraus gelernt hat „von den Pflichten der Menschen natürlich zu denken und bei jeder die sinnlichen auch diesseits des Grabes fühlbaren Endzwecke zu finden.“

Unter der Maske eines bejahrten, seiner Bildung und Rechtschaffenheit wegen in der ganzen Gegend geliebten und geehrten Verwalters redet Schlosser, in einem einfachen, ungekünstelten Vortrage, zu den Kindern des Dorfes über die von jedermann leicht zu vermuthenden Pflichten, mit Einstreuung einigen Unterrichts über den Ursprung der Gesellschaften, Gesetze, Obrigkeiten und der damit verbundenen politischen Einrichtungen.

„Wir sterben nicht, liebste Kinder, — heißt es am Schlusse, — wir sterben nie! Wir haben noch eine Welt vor uns, wo wir hingehen, wenn wir hier sterben, wo wir aus dem Tode und Grabe wieder aufwachen, wo wir ganz glücklich, ohne Krankheit, ohne Schmerzen, ohne allen Mangel, ewig leben werden. Das hat uns Gott versprochen, wenn wir hier Alles thun, was wir können, um recht gute Menschen zu werden. Diejenigen, welche Das nicht thun, werden zwar auch ewig leben; aber es wird ihnen nicht wohl gehen, sondern sie sollen da, wo sie alsdann hinkommen, für ihre Vergehungen die verdiente Strafe leiden. Wir wüßten von dem seligen Leben in jener bessern Welt nichts Gewisses, hätte der gütige Urheber nicht in seinem Worte uns zur Erweckung und Freude damit bekannt gemacht: wir sollen dort Freuden genießen, die kein Auge gesehen, die kein Ohr gehört, die in keines Menschen Herz gekommen sind. Nun wir Dieses mit freudiger Zuversicht wissen, was kann ich in meinen Jahren eifriger wünschen, als bald in jene glückselige Welt versetzt zu werden? Die Hoffnung, dahin zu kommen, war in allen meinen Leiden mein größter Trost; sie wird mein größter Trost im Tode sein: denn ich weiß und habe das gewisse Vertrauen

auf meinen und euren Gott, er wird mich in diese selige Welt setzen, wie sein Wort mir zugesagt hat. — Mein Leib wird nun bald sterben müssen. Ach, Kinder! könnte ich alsdann nicht auf meinen Gott vertrauen; wüßte ich nicht, daß er auch im Sterben und nach meines Leibes Tode sich meiner annehmen, mir helfen und mich glücklich machen werde: wie elend würde ich dann sein? — Aber ich weiß es, so gewiß weiß ich es, als ich jene Sonne am Himmel sehe! Dann wird mich keine Krankheit, keine Armuth, keine Feindschaft, keine Verfolgung anderer Menschen mehr drücken; ich werde leben, und unendlich glücklicher leben, als alle Könige der Erde mich hier zu machen im Stande sind. Auch ihr, meine Kinder, auch ihr werdet einmal mir in jenes bessere, ewige Leben nachfolgen, wenn ihr Alles gethan habt, was ihr könnt und sollet: wenn ihr euer Leben und eure Gesundheit so lange erhalten habt, als euch möglich war; wenn ihr als vernünftige, gute, rechtschaffene Menschen gelebt habt; wenn ihr in eurem Berufe treu, arbeitsam und fleißig gewesen seid; wenn ihr eurem Könige und euren Eltern und Vorgesetzten gehorcht habt; wenn ihr gerecht, wohlthätig und dienstfertig gegen eure Nebenmenschen gewesen seid. — Habt ihr alles dieses gethan, was Gott in seinem heiligen Worte von euch fordert und habt ihr diesem Gott, der Alles weiß und sieht, und den ihr nicht betrügen könnt, habt ihr ihm aufrichtig vertraut: — o Kinder, dann seid ihr glücklich, wenn sich auch die ganze Welt bemühte, euch unglücklich zu machen: glücklich so lang ihr lebt, und nach dem Tode unaufhörlich glücklich!“

Ungeachtet das Ganze durchgängig einen reinen Patriotismus und eine begeisterte Liebe zu der moralischen Verbesserung des Volkes athmet, erregte es manchen Anstoß. So gab ein Anonymus, „um selbiges Buch zu einem bessern Gebrauch einzuleiten, damit dessen Lesung niemanden schädlich und anstößig werde,“ einen „Praktischen Katechismus zur christlichen Sittenlehre für das Landvolk, nebst moralischen Regeln zur feinern Bildung desselben“ (Leipzig 1772) heraus. Schlosser

ist ihm auch einer „von den neumodischen Sittenlehrern, welche die christliche Moral in die heidnische verwandeln, Dessen Katechismus die Menschen bloß äußerlich zu ehrbaren Menschen macht, aber nicht zu Jesu führt und daher die Tugend sowohl verstümmelt, als aus falschen und unzulänglichen Bewegungsgründen lehrt."

Anders urtheilte der Domherr von Halberstadt und Erbherr der Herrschaft Rekahn, von Rochow, der seinen „Versuch eines Schulbuches für Kinder der Landleute, oder zum Gebrauch der Dorfschulen" (Berlin 1772) schon bis auf das letzte Kapitel geendigt hatte, als Schlosser's Katechismus erschien. Er las ihn und „auffallend, schreibt er in der Einleitung, rührte mich die Aehnlichkeit unserer Absichten, die gleiche Lehrart und Gesinnungen gegen den zahlreichsten, aber verachtetsten Theil unserer Mitmenschen. Wir sind, so dachte ich, einander völlig unbekannt und schreiben fast zu einer Zeit, an entfernten Orten in Deutschland, über einen Vorwurf. Vielleicht ist dieses ein Wink der Vorsehung. Ich will ihn nicht verachten. Und so entschloß ich mich, meinen Versuch durch den Druck bekannt zu machen."

Friedr. Carl von Moser sagt in seinem Archive für Deutschland *): „Der Präsident von Montesquieu hat an seinem Geist der Gesetze dreißig Jahre gearbeitet und der Herr von Kempel an seinem Schachspieler, mit dem er in Europa herumzog, eben so lang. Hätten nach dem Reichthum ihrer Talente Beide was besser s thun können. Wenn man das Kunstwerk des Herrn von Kempel nur bewundern muß, so kann man die Maschine seines Landsmanns, des Probstes Szentmartony, wodurch man mit dem wenigsten Aufwand von Kräften die stärksten Bäume auswurzeln und auswinden kann, verdanken; und in der großen Abrechnung jenes allgemeinen Gerichts- Scheidungs- und Läuterungs-Tages, dürfte Luther's kleiner Katechismus, Rochow's Schulbuch und Kinderfreund, und Schlos-

*) Bd. XI. 1790. S. 537.

sers Katechismus für das Landvolk*) gegen manches als unsterblich gepriesene Werk aufwiegen."

Schlosser's Katechismus, aus dem späterhin auch Campe in seinem „Sittenbüchlein für Kinder" das Wesentliche entlehnte, wie er selbst in der Vorrede angiebt, wurde in vielen, rechtmäßigen und unrechtmäßigen, Ausgaben, mit und ohne Nennung seines Verfassers, ja auch mehrfach, obgleich es einer solchen Larve zu seiner Empfehlung nicht bedurfte, unter Lavater's Namen verbreitet, wozu Schlosser, Der nur darauf bedacht war, Nutzen zu stiften, fortwährend Stillschweigen beobachtete.

Solcher Weise trug diese Schrift kräftig dazu bei, daß Schlosser's Zeitalter so viel für die Erziehung arbeitete. Er dachte übrigens über die letztere, wie Macchiavelli über die Verfassung. Nämlich, wenn die Sitten sich ändern in einem Staate, sagt Dieser, so muß sich auch die politische Einrichtung, oder wie man nun in der Politik sich auszudrücken pflegt, die Staats-Organisation ändern. Ebenso, sagte Schlosser, wenn die Lebensart der Männer mannichfaltiger, nachlässiger und flacher wird, so muß es die Erziehung der Kinder auch werden.

Von dem Jahre 1772 sprechend, berichtet Goethe: „Merck, bald ästhetisch, bald literarisch, bald kaufmännisch thätig, hatte den wohldenkenden, unterrichteten, in so vielen Fächern kenntnißreichen Schlosser angeregt, die Frankfurter gelehrten Anzeigen in diesem Jahre herauszugeben. Sie hatten sich Hoepfner

*) Dies war vor fast zehn Jahren schon geschrieben, als ich im 7. Heft des Journals von und für Deutschland (herausgegeben von Sigmund Freih. von Bibra) 1788. S. 85. aus einem Schreiben des Dänischen General's, Grafen von Schmettau, eben diesen Gedanken las: „Zu diesem großen Zweck, (die Menschen zu vernünftigen, thätigen, wohlgestimmten Geschöpfen umzuschaffen) dient Schlosser's Katechismus für das Landvolk ganz vortrefflich. Dieses kleine Büchlein, welches ich lieber möchte geschrieben haben, als des Montesquieu Esprit des loix ist Ihnen und Ihrem Freunde doch bekannt."

und andere Academiker in Gießen, in Darmstadt einen verdienten Schulmann, den Rector Wenk, und sonst manchen wakkern Mann zugesellt. Jeder hatte in seinem Fach historische und theoretische Kenntnisse genug, und der Zeitsinn ließ diese Männer nach Einem Sinne wirken. Die zwei ersten Jahrgänge dieser Zeitung (denn nachher kam sie in andere Hände) geben ein wundersames Zeugniß, wie ausgebreitet die Einsicht, wie rein die Uebersicht, wie redlich der Wille der Mitarbeiter gewesen. Das Humane und Weltbürgerliche wird befördert; wackere und mit Recht berühmte Männer werden gegen Zudringlichkeit aller Art geschützt; man nimmt sich ihrer an gegen Feinde, besonders auch gegen Schüler, die das Ueberlieferte nun zum Schaden ihrer Lehrer mißbrauchen. Am interessantesten sind beinah die Recensionen über andere Zeitschriften, die Berliner Bibliothek, den deutschen Merkur, wo man die Gewandtheit in so vielen Fächern, die Einsicht so wie die Billigkeit mit Recht bewundert."

In der Schilderung seiner Zusammenkunft mit Schlosser und Merck in Gießen, sagt Goethe: „Schlosser entdeckte mir, daß er erst in ein freundschaftliches, dann in ein näheres Verhältniß zu meiner Schwester gekommen sei und daß er sich nach einer baldigen Anstellung umsehe, um sich mit ihr zu verbinden. Diese Erklärung machte mich einigermaßen betroffen, ob ich sie gleich in meiner Schwester Briefen schon längst hätte finden sollen; aber wir gehen leicht über Das hinweg, was die gute Meinung, die wir von uns selbst hegen, verletzen könnte, und ich bemerkte nun erst, daß ich wirklich auf meine Schwester eifersüchtig sei: eine Empfindung, die ich mir um so weniger verbarg, als seit meiner Rückkehr von Straßburg unser Verhältniß noch viel inniger geworden war ... In mein Verhältniß zu den Darmstädtern hatte ich meine Schwester auch hineingezogen, und sogar meine Wanderungen und Entfernungen mußten unser Band fester knüpfen, da ich mich von allem, was mir begegnete, brieflich mit ihr unterhielt, ihr jedes kleine Gedicht, wenn es auch nur ein Ausrufungszeichen

gewesen wäre, sogleich mittheilte, und sie zunächst alle Briefe, die ich erhielt und alle Antworten, die ich darauf ertheilte, sehen ließ. Alle diese lebhafte Regung hatte seit meiner Abreise von Frankfurt gestockt, mein Aufenthalt zu Wetzlar war zu einer solchen Unterhaltung nicht ausgiebig genug, und dann mochte die Neigung zu Lotten den Aufmerksamkeiten gegen meine Schwester Eintrag thun; genug, sie fühlte sich allein, vielleicht vernachlässigt, und gab um so eher den redlichen Bemühungen eines Ehrenmannes Gehör, welcher ernst und verschlossen, zuverlässig und schätzenswerth, ihr seine Neigung, mit der er sonst sehr kargte, leidenschaftlich zugewendet hatte. Ich mußte mich nun wohl darin ergeben und meinem Freunde sein Glück gönnen, indem ich mir jedoch heimlich mit Selbstvertrauen zu sagen nicht unterließ, daß wenn der Bruder nicht abwesend gewesen wäre, es mit dem Freunde so weit nicht hätte gedeihen können. Meinem Freunde und vermuthlichen Schwager war nun freilich sehr daran gelegen, daß ich nach Hause zurückkehrte, weil durch meine Vermittelung ein freierer Umgang möglich ward, dessen das Gefühl dieses von zärtlicher Neigung unvermuthet getroffenen Mannes äußerst zu bedürfen schien. Er nahm daher, als er sich bald entfernte, von mir das Versprechen, daß ich ihm zunächst folgen wollte."

„Nach dem Tode des Großvaters, erzählt Goethe weiter, war mein Oheim Textor in den Rath gekommen und übergab mir die kleineren Sachen, denen ich gewachsen war; welches die Gebrüder Schlosser auch thaten . . . Ich war auf dem Wege ein besserer Redner als Jurist zu werden, worauf mich der solide Georg Schlosser einstmals tadelnd aufmerksam machte. Ich hatte ihm erzählt, daß ich meiner Partei eine mit vieler Energie zu ihren Gunsten abgefaßte Streitschrift vorgelesen, worüber sie mir große Zufriedenheit bezeigt. Hierauf erwiderte er mir: Du hast Dich in diesem Fall mehr als Schriftsteller, denn als Advocat bewiesen. Man muß niemals fragen, wie eine solche Schrift dem Clienten, sondern wie sie dem Richter gefallen kann."

In jener Zeit schrieb Schlosser an Merck:

„Ich habe mich so in die Mathematik verliebt, l. M., daß ich selten mehr Briefe schreiben mag. Jede Nebenstunde sitz' ich über den Zirkeln und Linien, und ich finde täglich mehr, daß kein Studium für den Verstand besser ist, ob's gleich vielleicht, wenn's früh angefangen wird, das Herz auch in Linien und Zirkel schließt. Mich dünkt, nach Deiner Philosophie mußt Du das eben auch für kein groß Unglück halten, und Stolberg mag mit seiner Fülle des Herzens so viel sagen als er will, so komm' ich doch fast täglich mehr auf die Idee — ich rede nach meinen Erfahrungen, Begriffen und Hoffnungen — daß, wenn's hier ein Ende mit uns hätte, das Herz ein schreckliches Geschenk für den Menschen war! Wenn ich mir ein fühlendes Clavier denke, auf dem Niemand spielt, oder auf dem immer falsch gespielt wird, und das nur höchstens einmal in der ganzen Zeit seiner Existenz die Harmonie seiner Zusammensetzung fühlt, so denk' ich mir ein höchst unglückliches Geschöpf. Und das sind wir doch meist mit unserm Herzen; entweder wir liegen öde, oder es wird falsch auf uns gespielt. Die Reminiscenz des Guten ist meist folternd. In dem Augenblick des vollen Gefühls, der lebenden Harmonie in uns macht die Fülle des Herzens glücklich; aber ist der vorüber — wieviel Unmuth der Leerheit, wieviel Qual der Mißstimmung folgt dann! Das Herz ist so abhängend: abhängend von den übrigen Menschen und der übrigen Welt. Oft, wenn der große Spieler es rührt, ist's nicht gestimmt, und meist, wenn's gestimmt ist, ist der Spieler nicht da. Der Verstand ist unabhängig. Es ist wahr, er giebt meist nur die Freude des Anschauens, und würde ohne Eingang in's Herz sonst gar nichts geben, aber er kann doch fast immer schauen, und will er nicht in's Undurchdringliche schauen, immer zufrieden schauen. Fülle des Herzens ist nur für einen Zustand, wie ich mir mein Elysium denke; immer im Genuß lebendiger Harmonie, bis dahin, o könnt' ich bis dahin mein Herz schweigen machen! Da ich Dir neulich schrieb, hofft'

ich noch, daß ich's könnte; nun hoff' ich nicht mehr, will's nicht mehr versuchen, aus Furcht, es ganz zu erschlaffen, daß es nie mehr gestimmt werden könnte! Ich hab' — Du weißt's — immer ein Leben in der Zukunft geglaubt und gehofft. Ich hoff's und glaub's nun mehr, als je, brauch's nun mehr als je! Es ist nichts Vollendetes an der Menschen-Creatur ohne das, und ich wollt' lieber ein Stock, ein Stein, gar nichts sein, als Mensch. — Sag' mir doch, was Du davon glaubst. Ich will Dich nicht wiederlegen. Was kommt darauf hinaus? Aber ich möchte doch wissen, ob's und wie's möglich ist, daß ein Mensch, der ein Herz hat — und ich weiß, Du hast ein's — und dessen Herz nach was Anders ringt, als was in der Welt ist, wie der leben kann, und sich keine Kugel vor den Kopf schießt, wenn er glaubt, daß damit Alles gethan ist. Wenn ich das glaubte, wie lang wär's schon geschehen! Ich hab' den platten Einfall des Plato, daß der Mensch auf der Schildwache steht, und warten muß, bis er abgelös't wird *), nach meiner Art gedreht, und das macht, daß ich das Leben noch geduldig trage. Ich fühle, daß meine Seele nicht genug ausgefüllt ist, und Plato's Schildwache ist bei mir Kinderschule. Wer sich umbringt **), kommt mir vor, wie ein Junge, der da hinausläuft, und dann, fürcht' ich, kommt er wieder in einem andern ins Leben, und muß wieder von Neuem anfangen, und das ist ein unerträglicher Gedanke. Ueberhaupt, l. M., fang' ich an, mir eine Seelenwanderung zu denken, die mir lieb ist. Mich dünkt, wer stirbt, ehe er zur Liebe und zur Reinheit ausgefüllt ist, oder, ehe er alle Freuden und Leiden der Welt getragen hat, muß wieder wandern. — Das letzte aller Leiden ist, hoff' ich, das größte — getrennte Liebe, und dann hat meine Wande-

---

*) Diese Vorstellung führt Sokrates im Phädon als einen nicht unbegründeten Satz seiner Geheimlehre an.

**) Merck selbst lösete am 27 Juni 1791 das Band, welches seinen Geist auf Erden hielt, durch eine Kugel.

rung ein Ende. Leb wohl. — Sieh doch, ob Du vom Ghr. Heß nicht etliche ganz leichte Anfänger-Stückchen für's Clavier bekommst. Ich such' Alles hervor, was mich so körperlich und geistig zugleich beschäftigt, daß ich mich ganz vergesse, und da hab' ich auch das Clavier angefangen. — Lach nicht; ich will mich nie hören lassen; aber die Saiten treiben oft die bösen Geister von mir, und wenn ich nur die Accorde durchstottere, ist's schon weniger Tumult. Ich mag aber keinen Meister. Lang hat mir die Tonleitern geben müssen, die hab' ich gelernt; jetzo möcht' ich sie üben, da hab ich aber keine leichten Stücke; wenn ich nur einen Menuet oder eine Arie lerne, so kann ich schon oft Stille in mir machen. — Wann kommen die Köpfe und der Ossian? Wann kommst Du? — Ich habe vor, mein kleines Schlafstübchen nach und nach tapezieren, und mit Kupfern und Gypsköpfen beleben zu lassen; denn Freude such' ich, und ich finde wenig mehr; aber Alles, was die Stürme beschwören, und meine Leere füllen kann, ist mir willkommen. Es ist noch was zwischen Freude, Leiden und Gleichgültigkeit. Ich weiß nicht, wie ich's nennen soll, aber was es ist, weiß ich, das möchte ich gern erreichen. Es ist so etwas vom Kinderleben. Leb wohl! Das gönn' ich Dir auch *)."

Aus Schlosser's Munde ertönten ähnliche Klagen über den Mangel an Achtung für die Majestät der Gesetze, wie diejenigen waren, welche Petrarca von Bologna, und damit zugleich von dem Studium der Rechte, forttrieben. Wie unglücklich sich Schlosser in der Wirksamkeit eines Advocaten fühlte und wie tief er die Schattenseite derselben empfand, hat er selbst in seinem Anti-Pope **) ausgesprochen. „Oft wollt' ich (sagt er) von Büchern weg, in Wäldern irren, schmelzende Lieder, eingehaucht von schwesterlichen Musen, ath-

---

*) Briefe an Joh. Heinr. Merck; herausgegeben von K. Wagner. Darmstadt, 1835. S 49. ff.

**) Seite 127 ff.

men, und dann in meinen Entzückungen im Walde wiederrufend schreien, wie Pope, „es ist alles gut!" — Aber nun muß ich, durch unverbrüchliche Gebote gezwungen, Musen, Weisheit und mich für elenden Gewinn verkaufen; ein gezwungener Sclav an der Kette der raubgierigen Gerechtigkeit, erheb' ich meine Stimme, — erkaufte Stimme! — vorm lärmenden Richterstuhl, und entheilige, ein Knecht der Knechte des Goldes, meinen Tag mit Zänkereien und schändlichen Griffen des Betrügers *). Hier macht ein listiger Schurke meine schuldlose Zunge durch heimliche Wege zum Werkzeug verborgenen Unrechts; dort sieht das Laster, selbst erröthend, durch barbarische Gesetze die gerechteste Sache über alle Hoffnung verlieren. Bald verdunkelt ein feiner Betrüger die leuchtende Wahrheit, oder blendet mit verrätherischem Golde des Richters Auge. Bald verbirgt Wahrheit selbst ihre Stirne, und verwirrt Recht und Unrecht in unerklärbaren Gesetzen. Ich stolpere thöricht mit müdem Schritt durch's dunkle Labyrinth, geführt von dummen Leitern; verschwöre meine Vernunft,

---

*) Diese Worte begleitet Schlosser mit folgender Anmerkung:

Schicksal des ehrlichen Mannes, der den Advocaten machen muß. Ich kann hier eine Stelle des Plato nicht unterdrücken, die mich zu der Zeit sehr geängstigt: „Die Advocaten reden immer nur für ihre Mitknechte vor dem Herrn, der auf dem Richterstuhl sitzt und die Rache in der Hand hält. All' ihre Streitigkeiten drehen sich immer um das nämliche, oft gar um Leib und Leben. Was Wunder, wenn sie also eintönig und trocken werden und nichts lernen, als den Herrn mit Worten kitzeln, mit Worten gewinnen? Was Wunder, wenn ihre Seelen schwinden und kriechen? Sclaven in der frühen Jugend, verliert ihr Geist die Kraft zu wachsen, die Reinheit, die Freiheit. Die Sclaverei jagt ihren weichen Herzen große Schrecken ein, wirft ihre noch zarten Seelen in große Gefahren, und zwingt sie, um ihnen zu entgehen, da sie's mit Wahrheit und Gerechtigkeit nicht können, krumme Wege zu suchen, und Unrecht; und dreht sie so und beugt sie so, daß, wenn sie Männer werden, nichts Gesundes mehr in ihrer Seele ist, und nur die Zuversicht auf ihre eingebildete Weisheit und Geschicklichkeit übrig bleibt." Plato im Theätet. Und doch ist das der erste Weg unserer Juristen, — Hofmeistereien, die nicht besser sind, der erste für die Theologen — und ihr erwartet Männer? —

wenn Carpzove *) träumen, und wenn Brunnemanne *), meinen Gott. Umsonst ruft der gedrückte Waise meinen Beistand an; er verhungert, weil Mävius *) sprach. Umsonst kämpf' ich mit frechem Unrecht; Stryk *) sah's nicht — wer sieht, was Stryk nicht sah? Bei Themis selbst ist kein Anspruch, kein Recht mehr heilig, wenn Mävius irrt oder Brunnemann zum Schelm ward. Und waren sie gerecht; dann erhebt sich die langweilige Form und verzehrt meinen Clienten vor dem Bescheid, verschlingt nach und nach seine Habe, und thut im Recht, was Unrecht nicht konnte, bis mit allem seinem Kampf und mit Sorge der Elende nichts mehr zu essen hat, als seinen Bescheid; da seh' ich ihn dann nach dem Gesetze verhungern, verdamme meinen Sold, verachte mich, und verfluche mein Schicksal — Ach! wie gerecht, da ich mit Mühe und Sorge keine tugendhafte That, nur Verachtung und Schande gewinne! da meine kurzen Tage in ewigem Tumult schwimmen, mein Herz ungebildet lassen, meinen Busen leer! da früh unreine Sorgen meine Stirn runzeln, und keinen edlen Gedanken, keinen sanften Gesang erlauben! — Die freundlichen Musen fliehen meine lärmende Hütte, und Betrug, Zank und Rache füllen meine Stunden — So will's das Ganze? Ha! ich weiß es wohl! es machte mein Geschick; warum mußte mein Wille widerstreben? So will's das Ganze? — Sophistischer Schluß! Ist das ein Trost in Mangel und Krankheit? ein Trost, wenn das Schicksal jeden Wunsch versagt, jede Freude fehlt, und finstre Sorgen pressen?"

Bald sollte ihm, Der eifrig jener edlen Zuversicht nachstrebte, die zum Gelingen jedes Werkes so viel beiträgt, das Glück zu Theil werden, sich einer ihm so unerträglichen Stellung entziehen zu können.

---

*) Bekannte Rechtslehrer, die allgemeinen Orakel deutscher Gerichte in der damaligen Zeit.

II.

Eintritt in den Dienst des Markgrafen Carl Friedrich von Baden. — Ehe mit Goethe's Schwester. — Tod seiner Gattin; von 1773 bis 1777.

Durch Gönner, mehr aber noch durch seine Kenntnisse und entschiedenen Geistesfähigkeiten empfohlen, begab sich Schlosser nach Carlsruhe, wo er alsbald bei der dortigen Markgräflichen Regierung in Thätigkeit gesetzt ward. Schlosser, Der des Glaubens lebte, daß jedes wirklich feste Regiment Wahrheit, Freimüthigkeit und Selbstständigkeit fördere und Lug, Trug und Schmeichelei verbanne, war erfreut, nunmehr einem Fürsten anzugehören, der seine Regentenwürde als ein von Gott ihm anvertrautes Amt ansah, und dessen gesammte Regierung mit Recht als ein Fortschritt der Menschheit bezeichnet wird.

„Meine Schwester, — berichtet Goethe, — hatte an einem langwierigen Brautstande viel gelitten; Schlosser, nach seiner Redlichkeit, verlobte sich nicht eher mit ihr, als bis er seiner Anstellung in Baden gewiß, ja, wenn man es so nehmen wollte, schon angestellt war. Die eigentliche Bestimmung aber verzögerte sich auf eine undenkliche Weise. Soll ich meine Vermuthung hierüber eröffnen, so war der wackere Schlosser, wie tüchtig er zum Geschäft sein mochte, doch wegen seiner schroffen Rechtlichkeit dem Fürsten als unmittelbar berührender Diener, noch weniger den Ministern als naher Mitarbeiter wünschenswerth. Seine gehoffte und dringend gewünschte Anstellung in Carlsruhe kam nicht zu Stande. Mir aber klärte sich diese Zögerung auf, als die Stelle eines Ober-

amtmannes in Emmendingen ledig ward, und man ihn alsobald dahin versetzte. Es war ein stattliches, einträgliches Amt nunmehr ihm übertragen, dem er sich völlig gewachsen zeigte. Seinem Sinn, seiner Handlungsweise dünkte es ganz gemäß, hier allein zu stehen, nach Ueberzeugung zu handeln und über alles, man mochte ihn loben oder tadeln, Rechenschaft zu geben."

Schlosser, als Oberbeamter der Markgrafschaft Hochberg mit dem Prädicate eines Hofrathes beehrt, freute sich herzlich, daß er nun ein Amt und eine feste Stelle besaß. Er wünschte sich Glück dazu und fürchtete nicht, daß er in dem Kreise, in welchen er nun trat, daneben die bessern Wissenschaften und Das, was den Menschen über die Sphäre des irdischen Thuns und Treibens erhebt, versäumen werde. Da er den Geist der Eingezogenheit und des anspruchlosen Privatlebens behielt und ihm nachjagte, und fortfuhr, der Religion und dem glanzlosen Edlen und Schönen treu zu bleiben; so war ihm jeder Titel und Rang, den er selbst und Der, den er als Freund erkannte, führte, lieb und recht. An Worte hatte er sich ohnehin nie gehangen, hatte deren überdies keinen großen Reichthum und mochte deswegen wohl oft weniger theilnehmend und offen erscheinen, als er wirklich war. Seine Freunde durften sich aber daran nicht stoßen. Er konnte einmal nichts weniger leiden, als die Poesie des Lebens. Die Poesie der Einbildungskraft war ihm theuer; aber der Gang des Lebens muß, seiner Ansicht nach, ohne Dichtung sein. Diese Lebenspoesie erkannte er bald daran, ob jemand ganz oder nur stückweis war, was er sein wollte. Homer aß und trank nicht in Hexametern und stand nicht in Hymnen auf; er war nur Poet, wenn er dichtete. Wenn Schlosser nun so Manche sah, die beim Vollmonde Superlativ-Gefühle an den Tag legten und wenn dann die Viertel nach und nach heran kamen, ihm im Wesentlichen nicht einmal waren, was gewöhnliche Menschen einander zu sein pflegen: so hielt er Diese für Lebenspoeten, mit denen er nichts gemein haben konnte, als in

der Stunde, in welcher er Laune genug besaß, sich etwas vordeclamiren zu lassen. Dies war es, was ihn bisweilen steril machte und seine Furcht, selbst in eine solche practische Dichterei zu fallen, war Schuld, daß er oft härter, unzugänglicher und theilnahmloser schien. Wer ihn besser kannte, wußte, daß man von ihm keine Worte, sondern wesentliche Liebe, Treue, Dienste und Sorge für das Wohl der Mitmenschen erwarten, dagegen aber auch nicht zurückgestoßen werden durfte, wenn er Das, was er nicht von Herzen thun konnte, geradezu nicht that. Niemand wird ja häufiger verkannt, als Der, welcher sich über Alles offen ausspricht. Schlosser war gern für sich, was er war und ließ sich nicht leicht modeln; aber er verlangte schlechterdings nicht, daß Andere sein sollten wie er. Nur in seinen Zirkeln mochte er gern ungestört gelassen sein.

Friedrich von Zinck, — ein begüterter Mann, der mit dem Character eines Hofrathes früh aus dem Fürstl. Baden'schen Dienst getreten war, worauf er, ein Freund der Lieblingssänger der Geweihten, unterstützt von seiner würdigen Gattin, nach dem Heimgange ihres früh verklärten einzigen Sohnes, sein Glück darin fand, Oel in fremde Wunden zu gießen und, mit jenem echten Mitleiden erfüllt, welches zugleich thätig und verschwiegen ist, im Verborgenen dürftige Nebenmenschen zu erquicken, — sagt in einer kleinen Beschreibung von Emmendingen, die er nach einem zwei und zwanzig jährigen Aufenthalte daselbst niederschrieb*): „Freiburg hat eine schöne Lage und reizende Umgebungen; aber Emmendingen (wo der berühmte Astronom Keppler die Schule besuchte und Schöpflin einen Theil seiner Jugendjahre zubrachte) liegt wenigstens eben so schön und die Gegend umher dünkt mich noch freundlicher, weil Emmendingen weiter von den hohen Gebirgen entfernt und dem so ungemein schönen Kaiserstuhle näher liegt. Das herrliche fruchtbare Land, mit mannichfaltigen Gewächsen im Sommer bepflanzt, und die terrassenförmig

**) J. G. Jacobi's überflüssiges Taschenbuch für das Jahr 1800. S. 73 ff.

sich erhebenden kleinen Hügel und Berge, die bis an die waldige Region theils als Getraideland, theils als Weinberge benutzt werden, ergötzen Herz und Auge . . . Wir haben hier die Elz, die an Wildheit mit der Treisam wetteifert, die forellenreiche Bretma, welche dicht bei der Stadt in die Elz fällt, und den betriebsamen Mühlenbach, das Stadtbächlein nicht einmal mitgerechnet. Man kann sich daher leicht vorstellen, wie viel die Aussicht von unsern Bergen und Anhöhen durch diese Gewässer und die romantischen Partieen, die sie bilden, an Interesse gewinnen muß." Auch hier dürfte wohl, nach dem Homer, „selbst der Unsterblichen einer voll Bewunderung stehn, und herzlich sich freuen des Anblicks."

Am 1. November 1773 feierte Schlosser in Frankfurt seine Vermählung mit Cornelia Goethe*). Lavater begrüßte ihn zu diesem Tage mit folgendem dichterischen Ergusse:

Siehe! Nun weißt Du's, Sie ist; Du fühlst, Sie ist doch die beste
Aller Mütter: Sie ist
Freudenschöpferin nur, ist Wonnequell, die bewölkte
Vorsicht Gottes, o Freund!
Ha! wie schlägt mir das Herz! wie pocht die wärmere Mitfreud'!
Ha! wie wünscht' ich Dich jetzt!
Deine Recht' in der meinen, und beid' an der klopfenden Brust mir!
Laß Dich umarmen, mein Freund!
Ja! mein Herz ist an Deinem! — O wär Dir, wie wenn Du Dein Mädchen
Schön von Unschuld umarmst!
Ja! mein Herz ist an Deinem! — O wär Dir, wie wenn Du des Mädchens
Geistigen Bruder umarmst!
Dichten will ich Dir nicht! Nicht hohen Gesang will erschweben,
Einen Laut nur mein Herz!
Lieber spräch' in Dein Herz und Deiner Erwählten mein Blick nur:
Und mein Verstummen wär' Lied!
Aber ich sehe Dich, ach, ich kenne Deine Gestalt nicht,
Dennoch ahn' ich Dein Herz!

---

*) Ihr vollständiger Name war: Cornelia Friederike Christiane Goethe, und ihr Geburtstag der 8. December 1750.

Ach, auch Sie sah ich nie; ich kenne der Schönen Gestalt nicht,
Dennoch ahn' ich ihr Herz!
Hast nicht Du Sie erwählt? und wählt die Weisheit und Tugend
Tugend und Weisheit sich nicht?
Hat nicht Dich Sie gewählt? und wählt sich den edeln, erhabnen
Eine geringere dann?
Freue Dich Ihrer, mein Freund, mit Freuden der hüpfenden Unschuld,
Trinkt Sie Ströme der Lust,
Fühlt im Strömeguß, Sie wonnetrunken, daß jeder
Tropfen dem Himmel entfließt!
Athm' Ihr Leben in Dich! Sei der Dich Belebenden Leben!
Sei, was Sie Dir ist, Ihr!
Athme Himmel mit Ihr! Mit Ihr entschöpfe dem Morgen
Kräfte! den Abenden Ruh!
Mit Ihr Freude dem Tag, und wehmuthsüße Begeistrung
Aus dem Schimmer des Monds!
Sei Ihr Licht in der Nacht! und Fels im Sturm; und Entzückung
Strahlt die Unsterblichkeit Dir:
Denkst Du das Wesen der Wesen, und freust Du Dich Christus und quillt ihm
Wonne der Liebe herab;
Wehn die Hauche des Geistes von Christus beseelenden Lippen
Dir Anbetungen zu!
Wandle sicher Ihr vor! Sie folgt Dir leicht und mit Freude;
Sei Ihr Alles und — Nichts!

„An demselben Tage, — sagt Goethe, — an dem meine Schwester sich mit Georg Schlosser verheirathete, und das Haus, von einer freudigen Festlichkeit bewegt, glänzte, traf ein Brief von Weygand aus Leipzig ein, mich um ein Manuscript zu ersuchen. Ein solches Zusammentreffen hielt ich für ein günstiges Omen, ich sendete den Werther ab, und war sehr zufrieden, als das Honorar, das ich dafür erhielt, nicht ganz durch die Schulden verschlungen wurde, die ich um des Götz von Berlichingen willen zu machen genöthigt gewesen.

Meine Schwester mußte Schlossern folgen, freilich nicht in eine Residenz, wie sie gehofft hatte, sondern an einen Ort, der ihr eine Einsamkeit, eine Einöde scheinen mußte; in eine Wohnung, zwar geräumig, amtsherrlich, stattlich, aber aller

Geselligkeit entbehrend. Einige junge Frauenzimmer, mit denen sie früher Freundschaft gepflogen, folgten ihr nach, und da die Familie Gerock mit Töchtern gesegnet war, wechselten diese ab, so daß sie wenigstens bei so vieler Entbehrung, eines längst vertrauten Umganges genoß."

Goethe's väterliches Haus bildete, in seiner gesammten Art und Weise, gleichsam eine eigene Republik und außer Menschen von Talent, welche der Vater einließ, war der Kreis der jungen Leute ein eigentlich ihnen untergeordneter, sowohl der des Bruders, als jener der Schwester. Daher mochte wohl das Ungewohnte und die Scheu der Letztern gegen andere neue Erscheinungen rühren. Sie, die sich nie außerhalb der drückenden Klause ihres Hauses und ihres kleinen Zirkels bewegt hatte, mußte in ihrer Beurtheilung, Toleranz und Richtung befangen sein und auch selbst deshalb sehr ungleiche Eindrücke hervorrufen. Geschmückt mit vielen liebenswürdigen Eigenschaften des Geistes und Herzens, wurde ihre Entwickelung durch den Bruder, der sie allein bewegte, geleitet; auch mochte ihre übrige Erziehung manches ihrer schönen Natur entrücken. So war ihrem Geiste selbst für die Würdigung ihres Mannes nicht volle Freiheit geblieben, so viel ihr Herz wohl dazu, wie für manche andere Schätzung des Lebens, geneigt war. An keines jener Opfer gewöhnt, welche dem weiblichen Wesen, unter den Mühseligkeiten des Lebens, die erquickendsten Belohnungen zu Theil werden lassen, scheint der Hauptfehler in ihrem verdeckt tiefen, inneren, schönen Wesen eine unausgebildete Weiblichkeit gewesen zu sein. Während sie sich demnach nie ganz mit ihrem Schlosser vereinte, ungeachtet er sie wohl allein ihrem vollen Werthe nach erkannt hat, erweckte das in ihr Bleibende ihrer eigenthümlich lieben Natur jene Leiden der unerfüllten, auf Erden nicht zu stillenden Sehnsucht.

In dem Oberamte der Markgrafschaft Hochberg, dessen Verwaltung Schlosser'n übertragen war, lebten damals auf nicht völligen fünf deutschen Quadrat-Meilen über 20,000

Menschen, die, zumal bei der derzeitigen Culturverfassung, sich unmöglich vom Ackerbau nähren konnten. In einem Lande, wo wenig Handel und Gewerbe ist, und das, im Verhältnisse der Benutzung seines Bodens und seiner nothwendigen Volksmenge, kein Product für den Staat werden kann, muß Mangel des Lebensunterhaltes herrschen. Schlosser, ein rüstiger Vertheidiger der Rechte und Freiheiten des Volkes, bewies sich unermüdet thätig, der Armuth zu wehren und den Einwohnern, denen er jederzeit bereitwillig seine Fürsprache lieh, neue Erwerbsquellen zu eröffnen, indem er sich aufs eifrigste bemühte, Das, was er als Vorbereitungsmittel zur Ausführung seines Planes erkannte, zu Stande zu bringen, um das Glück der seiner Fürsorge Anvertrauten, so weit es in seinen Kräften stand, befördern zu helfen.

„Für jetzt, — schrieb er am 8. Januar 1774 an seinen Bruder, — beschäftige ich mich in meinen sehr wenigen freien Stunden fast allein mit Einrichtung meines Büchervorrathes, den ich mir so brauchbar zu machen suche, als möglich. Amtsgeschäfte und Studium einiger mir ganz neuen Fächer der Jurisprudenz nehmen mir indessen viele Zeit. In der That ist auch kein Augenblick mir noch langweilig worden, und wird auch keiner, da ich in meiner kleinen Familie Alles finde, was ich wünsche. Wenn Du je heirathest, mein Bruder, so geb' Dir Gott eine Frau, die Deiner Liebe so werth ist, als meine, die mich täglich mehr an sich fesselt, und nie mit einem Augenwink die Gewalt mißbraucht, die ihr mein Herz übergiebt."

In dem genannten Jahr erschien: „Der neue Menoza, oder Geschichte des cumbanischen Prinzen Tandi," unter dessen Maske Lenz, der Dichter jener Komödie, Schlossern selbst verstanden hat. In dem Sendschreiben, welches Dieser unter dem Titel: „Prinz Tandi an den Verfasser des neuen Menoza" richtete, sagt er: „Mich, junger Mann, hast Du am wenigsten getroffen. Du hast nur eine Seite an mir gesehen, nur den Philosophen, welcher geht, Menschen zu suchen; der mit festen gefühlten Grundsätzen gerader Vernunft alles nach ihnen

abwiegt, und haßt, was ihnen entgegen ist; verabscheuet, was gefühlloser Weisheitsstolz für Larven auf die Menschen hängt und mit Verachtung vorübergeht, wo nur Wahn und keine Wahrheit ist. Ja, Lenz! das bin ich. Aber sie stürmen in mir die Leidenschaften. Ich suche Wahrheit, nicht um sie zu wissen, sondern mit Leidenschaft mich hinein zu stürzen und in ihr zu leben, wie in meinem Element."

„Ich habe, — äußert er in dem nämlichen Schreiben, — die griechischen Dichter gelesen, ehe ich den Aristoteles las. Die Gewalt, mit der Sophocles sich mir eindrang, mich ganz zum Griechen machte, ganz mit glühender Liebe an ein Volk band, das nicht mehr ist, an Leute hängte, die lange modern: die überzeugte mich, daß er den Eingang zu meinem und aller Menschen Herzen gefunden hatte. Wenn ich las, wie Ajax in sein Schwerdt fiel, weil seine große Seele die Last einer lächerlichen Handlung nicht tragen konnte! Wenn ich Neoptolemus' edle Seele im Kampf mit ehrgeizigem Betrug und angeborner Ehrlichkeit fühlte; wenn ich Antigone's fromme Tapferkeit, Elektra's glühende Rache, heldenmüthige Vaterliebe und unbiegsame Großmuth sah: so fühlte ich meine Thränen, und mein Herz fließen, wohin es der Dichter trieb. Unbesorgt, wie er sich meiner bemeistert, gab ich ihm, mußt' ich ihm nachgeben, und nie fiel es mir ein, nur zu ahnen, daß etwas anderes ihm so unwiderstehliche Gewalt über mich gegeben, als weil er vor gefühlt, was ich ihm nach fühlte.

Ich las nach ihm den Homer. Den Aufruhr, den er in meiner Seele erregte, konnte ich nie über eine Stunde lang ertragen. Ich wüthete mit seinem Achill; ich stürzte mich mit seinem Diomed ins Gefecht; ich hörte Schild an Schild, Helm an Helm; sah die Steine schleudern, sah die Götter gemischt unter Helden; was sag' ich, sah — das Gewimmel des Krieges riß mich fort. Ich wadete in den Wellen des Skamanders; hing an Hektors blutigem Haare; dann am Knie des „Unerbittlichen" und Welten wälzten sich von meinem Herzen, da er sich erbitten ließ. — Dann fuhr ich auf den Winden in

Ossian's Haiden, schwebte über dem Blinden und ergoß meine Seele in Trost des Verlassenen, der mit schwachen Menschen weinte. Sein Oscar war mein Sohn. Meine Seele schwoll beim Gesang des Barden; lispelte den Seufzern des Mädchens nach aus der einsamen Höhle, und horchte aufs Geheul der Hunde im Busch. Mit einer so offenen, so warmen Seele kam ich zum Aristoteles. Nein! Ich kann Dirs nicht sagen, Lenz, wie mir wurde, da ich den kalten Unmenschen die Linien drechseln sah, womit er die Wege bezeichnen wollte, auf denen die Unsterblichen zu meiner Seele gegangen waren. Zehn Jahre warf ich das Buch hinter mich. Ich hatte inzwischen gehört, wie die Leute von den Dichtern sprachen, mit denen ich so lange, wie mit Geistern des Himmels, gelebt hatte. Der rühmte ihre Kunst zu malen; der bewunderte am Sophocles die Einheit seiner Handlung, der am Homer das Gewebe einer so verwickelten, so wahrscheinlichen Geschichte, woraus er nur die Götter wegwünschte; der erhob die strenge Beobachtung des Costüm's im Ossian; der die Macht der Illusion; Einer untersuchte, warum das Schöne schön wäre und fand es darin, weil Vieles in eins stimmte; ein Anderer, weil die Natur so schön nachgeahmt wäre; ein Dritter zog aus allem Dem Regeln; ein Vierter schrieb nach den Regeln, und ich marterte mich, zu finden, was die Leute gesagt hätten und zu fühlen, was sie schrieben, und ich fand es nicht und verstand es nicht.

Um diese Zeit ward ich krank.

Ich nahe mich nie den Dichtern, die ich ehre, als wenn ich frei und gesund bin. Aus Langerweile nahm ich da den Aristoteles, den Dubos, den Marmontel, den Batteux, den Baumgarten, sogar den Meier. Keinen glücklichern Zeitpunct konnten sie wählen. Unfähig zu fühlen, hatte ich Muße und Kälte genug, ihnen nachzudenken. Bei ihren Anmerkungen und Beobachtungen fielen mir immer Beispiele aus meinen Dichtern ein, die sie bestätigten. Ich erinnerte mich an die Einheiten im Sophocles; konnte im Homer die Episoden genau

unterscheiden; nannte mein dunkles Gefühl vorm griechischen Theater Schrecken und Mitleiden, billigte alle Regeln — und bekam Ehrfurcht vor den Leuten, die nach ihnen schrieben.

Da ich wieder anfing gesund zu werden, sucht' ich diese sorgfältig auf. Ich fing an bei den Franzosen. Der erste, den ich las, war Corneille. Ich hatte überall bemerkt, und er zeigte mir selbst, wie er sich an die Regeln band, und er rührte mich kaum zweimal; Racine nicht einmal; Voltaire glizerte mir nur vor den Augen; Arnaud wollte meine Seele sprengen, um sie zu öffnen, aber mir ekelte vor ihm. Ich ließ sie und nahm die Deutschen. Cronegk, von Braw, Schlegel. Ich sah wieder überall Maaß und Zirkel, und erstaunte, daß ich überzeugt von der Wahrheit der Regeln, doch ungerührt blieb.

Schon glaubt' ich durch meine Krankheit alle Elasticität meines Herzens verloren zu haben, als einmal Shakespear's Macbeth in meine Hände fiel. Guter, ewiger Gott! wie durchschauerte mich der Dolch, der vor dem Königsmörder herwandelte; das Blut, welches das rasende Weib abwusch! Da fühlt' ich mich zum erstenmal wieder. Ich las den Coriolan, und nie war ich beim Sophocles so Grieche gewesen, als ich nun Römer wurde. Ich hätte vergehen mögen, als ich da saß und, nach allen den Thaten, den Pöbel ums Consultat bitten mußte. Ich ertrug das nicht mehr. — Da ich wieder zu mir selbst kam und überdachte, was ich gelesen hatte, und es zusammen hielt mit den Regeln, fand ich Zauberkraft und durch Zauberstab.

Da sah ich, was ich in der Krankheit nicht sah; daß die Regelmacher alle nur an der Hülle gehangen und den Geist nicht gekannt hatten, der sie belebte. Sah mehr. Sah, daß der Geist, wo er ist, sich Hülle nehmen kann und nie von dem verkannt wird, dem er hörbar ist. Sah, daß hundert gegen einen nur die Hülle kennen, nur die Hülle lieben. Aber die Hülle ist todt, und sie glauben sie nur zu lieben, weil man ihnen gesagt hat, sie ist schön. Der Geist, der in ihr webt, spricht ihnen nie.

Sieh, Lenz! das ist Europa's Aesthetik . . . So giebt es denn tausend Formen und nur einen Geist, der sie belebt. — Eine Regel, und die ist: „Fühle, was du fühlen machen willst. — Und die Regel lehrt keine Aesthetik. Das ist der Stempel des Dichter-Genies. Du hast ihn, Lenz! begnüge Dich mit dem."

Im Sommer 1775 kam Goethe, bei Gelegenheit seiner ersten Reise nach der Schweiz, nach Emmendingen. „Ich achtete, — sagt er, — diesen Schritt meine Schwester zu sehen, für eine wahrhafte Prüfung . . . Aufrichtig habe ich zu gestehen, daß ich mir, wenn ich manchmal über ihr Schicksal phantasirte, sie nicht gern als Hausfrau, wohl aber als Aebtissin, als Vorsteherin einer edeln Gemeine gar gern denken mochte. Sie besaß Alles, was ein solcher höherer Zustand verlangt, ihr fehlte, was die Welt unerläßlich fordert."

Im darauf folgenden Frühjahr lernte auch Schlosser einige Cantone der ihm so benachbarten Schweiz kennen. „Mein Herz, schrieb er an Lavater *), lebt nur in der Schweiz. Sie zu sehen und auch nur 24 Stunden mit Ihnen zu leben, wird mich wieder auf Jahre heilen. Vielleicht daß Ihre Kraft mir auch Kraft wird, dem Ideal nachzustreben, das mich um desto mehr ängstigt, je wahrer ich's vor mir stehen sehe . . . Eins hat mich in Ihrem Briefe — soll ich sagen mehr betrübt oder geärgert. — Wie, Lavater! Du ärmer an Geist und nicht seliger! Ach, Lieber, wenn Du nicht selig bist auf Erden, so möcht' ich sagen wie die Jünger: es ist unmöglich selig zu werden." Im August d. J. schrieb Schlosser an Denselben: „O Lieber, wie schwer ists in der Welt, Liebe zu haben und Mann zu bleiben! Die Leute sind alle wie Spinngewebe, man darf ihnen keine starke Wahrheit mehr sagen . . . Ich umarme Sie für Das, was sie von Kleinjogg **) in der Phy-

---

*) Beiträge zur Kenntniß Joh. Kasp. Lavater's. Von Ulrich Hegner. Leipzig, 1836.

**) Ueber ihn äußert sich Schlosser in einem Schreiben an Iselin in folgender Weise: „Sie kennen Kleinjogg. Er ist ein Landwirth, wie Sie ihn wünschen. Der Mann, der rastlos arbeitet, der vor keiner Schwierigkeit

siognomik sagen. Ach, Lavater, auf den Knieen lassen Sie uns Gott danken, daß es noch solche Menschen giebt!"

Um die nämliche Zeit gab Schlosser, in deutsche Prosa übersetzt, seinen „Anti-Pope" heraus, jenes Gedicht, welches vor einem Decennium ganz aus seinem Herzen geflossen war. Außer einer Uebersetzung von Pope's berühmtem Versuche, die alle bisherigen übertraf, hatte er diesem Abdrucke einen fünften Brief beigefügt, der mehr entworfen, als ausgearbeitet und einer Betrachtung über die Religion gewidmet ist.

„Mit euch red' ich vor allen, — heißt es in derselben, — edle Unglückliche, die Vorwitz oder ein trauriges Verhängniß, wie mich, in die Labyrinthe forschender Vernunft verstieß! Ach, über dem forschenden Grübeln haben wir verschworen den Menschensinn, verlernt den Glauben; ängstlich suchend nach Wahrheit, verachteten wir um sie ihre jüngere, sanftere Schwester, Wahrscheinlichkeit. Wir sahen die Göttin Wahrheit hoch über uns glänzen; Wolken hingen zwischen ihr und uns, aber ihr Glanz war sichtbar zu ahnen. Auf der niedersten der Wolken saß Wahrscheinlichkeit. Sie winkte uns auf Umwege,

---

erschrickt, der Kopf genug hat, überall die Natur zu ergreifen, die ihm die Hand bietet, der auf nichts sinnt, als auf Verbesserung, auf Vermehrung des Ertrags, auf Erleichterung der Arbeit, auf Ersparung des Aufwandes; der so gerecht, so wahr, so edel denkt, so gern hilft, so gern dem Staat sich unterwirft, so wenig eitel war, ehe man ihn vergötterte, so gern guten Rath annimmt, so gern seinen mittheilt, so wenig von Neid und Bosheit weiß. — Ein Staat solcher Menschen würde Ihren Plan ganz ausführen — nicht wahr? Aber gehen Sie in sein Haus und sehen Sie ihn als Vater handeln! Sehen Sie die Strenge, womit er, treu seinen Grundsätzen, seine Kinder behandelt, wie er ihnen alle Freuden versagt, ihrer aufwallenden Jugend alle Gesetze des festen Mannes auflegt, ihnen immer die Ausschweifung unmöglich, sie immer unzufrieden, immer lüstern nach falscher Glückseligkeit macht, weil er sie ihnen nie zu kosten giebt. — Was würde Ihr Staat unter solchen Menschen in der nächsten Generation werden? Und es ist doch nur Ein Kleinjogg; dem tausende der besten, der berühmtesten, der größten Männer nicht werth sind, die Schuhriemen aufzulösen." (Ueber die Träume eines Menschenfreundes. S. 173 f.)

wegsam menschlichen Schritten, zu ihrer himmlischen Schwester; wir verachteten die Umwege und suchten den geraden Pfad, den selbst Engel mit Zittern betreten. Nun fühlen wir uns verirrt . . . Da liegen wir, abgemattet und verzehrt, und in Nacht, so dunkel und schwarz, daß wir zweifeln, ob die Dämmerung hinter uns Licht ist.

Hämischer Pope! unbarmherziger Leibnitz! und du, der nur im engen Kreis seiner eigenen Geschöpfe dachte, nie fühlte, kaltsinniger Wolf! wagt ihr's, die zehnfach Elenden mit euern Machtsprüchen zu verwunden? Gift, nicht Balsam tropft von eurem Munde auf den Verzweifelnden. Ihr spannt den ausgelebten Nerven nicht, überredet nicht den fühlenden Forscher!

Kommt, Brüder im Elend, laßt uns ihre kalte Schule fliehen. Ich seh's aus euren Thränen, ich hör's aus euren Seufzern, ihr habt mitgefühlt, innigst mitgefühlt jede melancholische Scene meines Gesangs. Ach, was thun wir, Brüder, in dem Abgrunde? . . .

Sieh, hier liegen wir, Herr der Schöpfung und unseres Geschickes. Schwer liegt auf uns die Nacht, schwer die Last des Lebens! . . . Siehe, wir wissen keinen Ausweg vom Leiden, keinen Weg zur Wahrheit, als den durchs Grab. Gieb uns andere; oder wenn du schweigst, so billigst du den! —

Und schwieg er, da das gedrückte Herz ihn rief? — Ha! ist mir's nicht, ich hör' eine Stimme wandeln im Finstern? ist mir's nicht, es dämmert heller hinter uns? O, laßt uns zurück! . . . Sie ist's, sie ist's die Botschafterin der Wahrheit, himmlische Offenbarung! Fest umfaß' ich sie und himmlischer Trost umleuchtet mich!

Ja, Brüder im Elend, es ist umsonst, den Pfad nach Wahrheit suchen. Wie eng ist der Gesichtskreis unter den Wolken! wie unermeßlich das unendliche Ganze! Glücklich wer nicht denkt, glücklicher wen Gott selbst denken lehrte! . . .

Brüder, kommt, naht zu Ihm und laßt uns Ihn hören. Ist er der Mann, welcher der Natur gebietet; der Mann, der Menschen erprobte Glückseligkeit lehrt, der mich versöhnt mit

meinem Schicksal: so sei er mein Gott. Höherer Werth, als meiner, ist berechtigt mich zu lehren; höhere Macht, als Menschen, ist berechtigt Glauben zu fordern, berechtigt zu reden von Gott! — Und war das Christus? — O Brüder, nehmt ihn nicht aus der Hand der Theologen. Sie haben ihn mehr, als Plato's Sokrates, zum Sophisten gemacht ... Herr, du hast Jerusalem's Tempel zerbrochen, zerbrich auch die Pagoden unserer Schriftgelehrten ... Die Kette der Geister ist Liebe; sie hängt Menschen an Menschen, und Menschen an Gott. Ihre Schwester ist Wahrheit, unzertrennlich mit ihr ... Und Wahrheit und Liebe ist Christus einzige Lehre; Er spannte den einzigen Nerven auf im Menschen, ohne den Alles, Leben, Freude, Seligkeit, erschlafft. Wer kann andere Glückseligkeit lehren? Nicht Tiefsinn, nicht heilige Mysterien! Was Er lehrt, commentirt das Herz. Wo ist eine Religion, wie seine, für Alle? Jede Kraft, die er fordert, jede Verleugnung, die er befiehlt, alle erzwingen Liebe und Wahrheit. Sie ist der höchste menschliche Werth, die Quelle aller Seligkeit! — Den Trost kannte der Mensch nicht, daß auch er Zweck der Schöpfung ist; daß, wenn dieses bange Leben verflieht, sich Scenen öffnen, wo er schwimmen wird im Genuß der Wahrheit und Liebe; daß Gott die Wahrheit suchende, die liebende Seele nie verstößt; daß alle Flecken abgewaschen, alle Krankheit geheilt werden soll; daß sein Geist über uns schwebt und uns mächtig belebt, wo wir sinken, mächtig erwärmt, wo wir erkalten!" —

Dieser Schrift, die Schlosser mit den Worten beendigte: „Und nun willkommen, Freund, willkommen Pope mit Dir! nun ist sein Zauberspruch wahr, besiegelt vor Gott! — Alles ist übel mit der Vernunft; mit Christus alles wohl." ließ er zunächst seinen „Katechismus der christlichen Religion für das Landvolk," als den zweiten Theil jenes der Sittenlehre, folgen. In einer ausführlichen Vorrede leitet er den Verfall des practischen Christenthum's daher, daß man die Geheimnisse zu viel zu erklären sich bestrebe und die Wahrheiten mehr zu beweisen, als zu fühlen gebe. Dieses letztere habe Christus in seinen

Reden gethan und deswegen hätten im Neuen Testamente die Evangelien den Vorzug vor den Briefen. Der Apostel Paulus z. B. gebe sich zu viel mit Deductionen ab. Der Katechismus enthält zunächst einen Ueberblick über die Kirchengeschichte bis zur Reformation, sodann den Text von den fünf Hauptstücken des von Luther verfaßten Katechismus, mit Schlosser's eigenen Erklärungen und zum Beschluß eine, mit practischen Anmerkungen durchflochtene, Erläuterung des Evangelium's Matthäi.

Goethe's Vater schrieb am 24. Juli d. J. an Schönborn, Der zu jener Zeit in Algier lebte: „Was den Hofrath Schlosser in Emmending betrifft, kann er mit Druckschriften nicht fertig werden, die theils denen dogmatischen Theologen gar nicht anstehen, wie dann eben diese schwarzen Männer mit weißen Krägen den zweiten Theil seines Landkatechismus nach ihrer dogmatischen Lehrart nicht gestellet fanden, und daher den weltlichen Arm zur Confiscation reizten."

Als in jener Zeit die große Reform des Erziehungswesens in Deutschland von Basedow angeregt und von dem Grafen Ulysses von Salis zu Marschlins in Graubündten, beinahe zu gleicher Zeit, ein dem Dessau'schen ähnliches Philanthropin angelegt wurde, erklärten sich Schlosser und Isaac Iselin, der gelehrte Rathsschreiber zu Basel, in ihren Briefen über diese neue Erscheinung. Schlosser, Der mit Iselin innig übereinstimmte, sowohl in Dem, was man wünschen, als auch in Dem, was man zur Besserung des Ganzen thun sollte, und Der nur in Dem, was man gegenwärtig dazu thun solle und thun könne, von Jenem abwich, trat in seinen Schreiben, die er in den „Ephemeriden der Menschheit" veröffentlichen ließ, und in denen er viele treffliche Bemerkungen über die Natur und Bildung der Menschen aussprach, gegen jene Anstalten auf, und suchte dem Alterthume den Vorzug vor den neuen Zeiten zu geben. Iselin milderte die härteren Ansichten seines Freundes und die Freimüthigkeit, mit der er Diesen beurtheilt, gereicht Beiden zur Ehre und Schlosser erwarb sich durch die

Bekanntmachung der, seine Ansichten vielfach erläuternden, Antworten des helldenkenden Iselin, den besondern Dank des Publicums.

In Joh. Georg Jacobi's Iris theilte Schlosser in dem bezeichneten Jahr den „Plan und Fragmente einer Weltgeschichte für Frauenzimmer" mit, einen Aufsatz, der den Anfang einer allgemeinen Uebersicht der Geschichte enthält. Er beabsichtigte zuerst die assyrische, persische, römische und deutsche Geschichte vorzutragen, dann die griechische, nebst jener der bedeutendsten europäischen Staaten, nachzuholen, endlich das Leben der hervorragendsten Menschen zu erzählen, und wenn ein solcher aus einer Nation vorkomme, deren Geschichte ausführlich zu beschreiben er nicht für nöthig erachtete, das Vorhergehende und Nachfolgende kurz zu ergänzen.

Auch für das Deutsche Museum schrieb Schlosser im Jahr 1776 mehrere Aufsätze. In der „Skizze einer Moral" läßt er viele scharfe Blicke, welche in die Natur des Menschen zu thun ihm vergönnt war, zurückstrahlen, indem er manches Schöne über die Lenkung seines Willens und die Ausbildung seiner Anlagen äußert.

In einer aphoristischen Schreibweise, deren er sich, besonders in früheren Jahren, nicht ungern bediente und die in der Regel näherer Bestimmungen und Einschränkungen bedarf, theilte er seine Ansichten „über Spott und Schwärmerei" mit. „Ich kenne, — sagt er in denselben, — niemand als Sterne, den ich zum Muster setzen möchte, wie, wann und wo man spotten sollte! Selbst Cervantes wußte es nicht so gut. — Wie respectirte Sterne die Schwärmerei der armen Maria und des guten Tobias! Wie gütig ist sein Spott über den ganzen Shandy! Nur da wird er stechend, wo selbstgefällige Bosheit die Maske des Enthusiasmus nimmt.

Trägheit ist der Tod aller Tugend; Enthusiasmus ihr Sporn. Gott und himmlische Geister lieben und wirken ohne Enthusiasmus; wir Menschen selten.

Enthusiasmus zieht die Wageschale des Guten herab; Trägheit überwiegt sie sonst; Spott läßt im Gleichgewicht und stellt die große Maschine.

Stärke ist der Adel der Menschheit; Spott ist die Waffe des Schwachen, Thränen sein Schild. Enthusiasmus giebt Stärke.

Der Enthusiast ist immer ein vorstechender Mensch; der Spötter meist ein gleichgültiger. Das Reich des Enthusiasten ist immer unter vorstechenden Menschen; das Reich des Spötters immer unter Gleichgültigen.

Setzt dem Enthusiasten einen guten Zweck, und er ist Ebenbild Gottes! Was wollt ihr dem Spötter für einen setzen?

Der Spötter sieht nichts rein; der Enthusiast Alles. Den macht sein Betrug immer glücklich; jenen Betrug nicht und Wahrheit nicht.

Der Spötter kann Menschenkenntniß haben; der Enthusiast hat Engelsgefühl.“

Wahr und kräftig characterisirt Schlosser in einem andern Aufsatze „die Toleranz.“ Die Gränzen, — sagt er, — zwischen Toleranz und Gleichgültigkeit sind unbestimmt. Wenn ich sie bestimmen sollte, so würde ich sagen: Niemand darf gegen sich selbst tolerant sein. Niemand darf gegen Den intolerant sein, der seine Meinung vorträgt, ohne sie aufzudringen. Wer tolerant gegen Den ist, der seine Meinungen mit der Pistole in der Hand anbietet, ist gleichgültig oder Sclav.

Toleranz ist nach eben den Gesetzen zu beurtheilen, nach welchen die Selbstvertheidigung beurtheilt werden muß. In Sachen des Verstandes hat Niemand für etwas zu kämpfen, als für seine Freiheit. Meinungen angreifen und Meinungen vertheidigen und Meinungen vortragen, alles Das thut der Freiheit keinen Schaden; aber dem Denker und dem Schwätzer verwehren wollen, Meinungen zu haben und sie zu sagen, ist ungerecht.

Es ist nicht intolerant, zu widerlegen. Wer widerlegt, sagt nur, daß er die Sache anders ansieht. — Zu seufzen, zu spotten, zu drohen, zu fluchen, zu schimpfen, zu verfolgen, ist intolerant gegen Den, der seine Meinung nur sagt; Vertheidigung gegen Den, der sie aufdringen will.

Jeder erhebe das Loch, durch das er in den Raritätenkasten guckt, so viel er will, beweise, so viel er will, daß das, das beste Loch sei; nur lasse er seinen Nachbar auch gucken und sagen, was er sieht. Tritt er diesen weg davon, so steht's bei dem, ob er wieder treten will; nur der Angreifer ist intolerant.

Aber durch Toleranz steht jeder jedem Narren offen? — Wahr. Durch Intoleranz nur Einem! Welches ist besser?

Nichts darf intolerant sein, als die innere Wahrheit! Dort wird die Eine Stimme haben, Eine Sprache; hier spricht sie zu jedem anders! Lieber, warum wollt ihr euch unter einander die Ohren abschneiden? Kannst Du, so gieb mir Deines; kannst Du nicht, so laß mir meines!"

Seine, in ähnlicher Art abgefaßten, Gedanken „über das höhere Christenthum," welche ihm, Der, gleich Zinzendorf, die innigste Wärme und nahe an Schwärmerei gränzende Gefühle mit dem schlichtesten und geradesten Verstande verband, wiederholt den Vorwurf zuzogen, daß er sich Lavater'n völlig ergeben habe, enthalten die Aeußerung: „Das höhere Christenthum und die höhere Tugend sind im Wort einerlei, im Glauben verschieden.

Nur der ganze Mann kann sie fassen! Wer anfängt Mann zu sein, steht auf der untersten Stufe. Wie die Mannheit wächst, wächst Tugend; und wer Christus kennt, bei dem wächst auch Christenthum . . .

Die erste Stufe des Christenthums ist, Tugend lieben, weil man hofft auf Christus Verheißung.

Die erste Stufe der Tugend ist, Tugend lieben, wenn man weiß, daß sie glücklich macht.

Die höchste Stufe der Tugend ist, Tugend wirken, weil man fühlt, daß sie zum Quell des Guten führt, in dem man ewig leben wollte.

Die höchste Stufe des Christenthums ist, Tugend wirken, weil man weiß und fühlt, daß Gott in uns wohnt."

In den Aphorismen „über die großen und kleinen Bücher" erklärt Schlosser: „Ein großes Buch ist, wie ein See. Man kann da die ganze Nacht fischen und nichts fangen. Ein kleines, wie ein Bach, den man abgeschlagen hat. Da darf man nur greifen.

Es gehört viel Geduld dazu, ein großes Buch zu schreiben. Mehr Verstand zu einem kleinen. — Große Bücher werden selten mehr gelesen; kleine desto öfter. — Kleine Bücher werden oft mißverstanden, aber sie treffen immer; große treffen selten. — Man würde weniger schreiben, wenn man mehr zusammen lebte. Die Bücher sind Conversationen mit dem Publicum. Wer kann einen ausstehen, der Tage lang das Wort allein haben will? — Die Wahrheit hat einen Brennpunct, wie die Sonne; je kleiner, desto wirksamer. — Warum wollt ihr große Bücher schreiben, damit ein anderer komme und den Esprit aus zehn Theilen auf fünf Seiten fasse? Könnt ihr nicht selbst distilliren? —

Autoren! laßt euch warnen vor großen Büchern, wenn ihr gelesen sein wollt. Man vergißt euch zwar nicht so leicht, denn ihr hängt an uns, wie der Klotz am Gefangenen; aber man schleppt euch ungern. — Habt ihr viel auf dem Herzen, so kommt desto öfterer. Geht eins nicht zur Ewigkeit, so geht das andere — und geht keins; was ist's denn mehr?"

Ueber „die Cultur der Menschen" reflectirend, sagt er: „Cultur soll Ausarbeitung aller unserer Kräfte zu unserer Glückseligkeit sein. Moralische Sentenzen arbeiten sie nicht aus; sondern die Noth, das Bedürfniß. Stille ich das Bedürfniß der Natur mit wenigem Aufwand von Kräften, so schade ich der Cultur oder ich muß den nun ruhenden Kräften durch ein neues Bedürfniß einen neuen Sporn geben."

Auch über die Gesetzgebung gegen die Duelle sprach sich damals Schlosser öffentlich aus. „Ich würde, heißt es in jenem Aufsatze, ein Gesetz geben, das sie völlig erlaubte: aber sie müßten öffentlich, müßten mit Feierlichkeiten, unter dem Vorsitz eines Kriegesgerichts in der Hauptstadt, mit einigem Aufwand geschehen. Das Gericht müßte vor dem Zweikampf die Ursachen des Streites untersuchen; sie mögen sein, wie sie wollen, den Kampf geschehen lassen und nach dem Kampfe erst den Anfänger verurtheilen; ist er geblieben, zur Schandstrafe; hat er gesiegt, zur Schadloshaltung der Hinterbliebenen und zur Schandstrafe. Mich dünkt, bei einem solchen Gesetz würde der Händelsüchtige weit vorsichtiger sein und der brave Beleidigte würde ohne Schande auf einen solchen Zweikampf sich berufen können."

Seine nächste schriftstellerische Arbeit waren die „Politischen Fragmente," welche das Deutsche Museum im Februar 1777 mittheilte. Sie wurden Veranlassung, daß man ihn nunmehr allgemein den Männern beizählte, welche sich von allen gelernten Begriffen, Meinungen und Grundsätzen losreißen, sich mit vollem Verstande den Eindrücken überlassen, die einzelne Erfahrungen allmälig auf sie machen und uns dann ihre Vorstellungen und Urtheile so geben, wie sie in ihnen entstanden sind. Daß diese Art zu denken lobenswerth und bei einem scharfsinnigen Kopfe die einzige ist, wodurch er neue Aussichten in den Wissenschaften eröffnen kann, wurde ihm zugestanden; aber zugleich machte man ihn mitunter aufmerksam, daß diese Methode, die Gedanken einzelnen Erfahrungen nachgehen zu lassen, wie es ihnen beliebt, sehr viel Gefährliches habe und leicht zu Paradoxieen führe.

„Eines, ihr Fürsten! — ruft er in jenen Fragmenten aus, — flehen eure Bürger. Lernt eure Diener kennen; wählt nur würdige und belohnt die, daß Nacheiferung die Jugend auf ihre Bahn führe; ehrt sie, daß sie auch da Lohn empfangen, wo der edle Mann allein belohnt werden kann; hört sie mit Geduld, dann vertraut ihnen, aber straft, wer

euer Vertrauen mißbraucht, wie einen, der euer Leben angreift!

Die Regierungen sind an der Stelle der Landstände. Sie sollen Organ des Volks zum Herrn sein. Wie werfen sie sich weg, um Organ des Herrn zum Volke zu sein!

Heilig ist die Majestät des Regenten, eingedrückt von Gott in der Zeit; heilig und eingedrückt von Gott von Ewigkeit her ist die Majestät des ehrlichen Mannes! Wenn der die Kniee vor dem Könige beugt, so beugt der König vor dem sein Herz. — Habt ihr die Majestät verloren, Räthe und Diener der Fürsten, was ist's Wunder, daß das ganze Gleichgewicht sinken mußte. — Ermannt euch wieder und alle Fürsten werden Landesväter sein, alle Unterthanen werden fühlen, daß sie's sind!

Die Schule der Fürsten ist die Welt. Warum wird sie dem Fürsten verschlossen? — Immer im Glanz des Hofes, was sieht da der künftige Landesherr von ihr? Der Adel macht immer Kreis um das Fürstenkind, und wird es Mann, so bleibt's in dem Zirkel eingezaubert. — O welch ein Unterschied des Menschen in der Ferne und in der Nähe! Des Menschen im Buch und des Menschen in der Natur! — Wer Menschen beherrschen will, soll der nicht Menschen kennen? Ihr Wünschen, ihr Streben, ihr Leiden, ihr Wohl? — Wohl dem Lande, dessen Fürst gehorchen mußte, eh' er befiehlt, der litt, eh' er genießt! — Menschenkenntniß ist die einzige Wissenschaft, die der Fürst braucht. Ohne sie wird er mißtrauisch oder er steht allen offen. — Das ist der größte Fürst, dem der ehrliche Mann mit Freuden dient. — Der ist des Fürsten treuester Diener, der immer Wahrheit sagt. —

Anhänglichkeit an Liegenschaft, und Recht und Gewalt die Liegenschaft selbst zu schützen, gab vordem dem Adel seinen Werth. Der Landfriede stürzte den deutschen Adel. — O, wenn er noch seine Vorzüge fühlte, wie wichtig könnte dem Volke der Ueberrest seines verlorenen Glanzes werden! — So nah am Fürsten, so nöthig dem Ansehen des Fürsten, würde

er allein sagen können, was nun Niemand sagt, oder Tausende vergebens sagen. — Wollt ihr ohne Land und Macht das Uebergewicht über den Bürger haben, so macht, daß ihr der Bürger entbehren könnt. Jetzt nennt euch das Volk gnädige Herren, und ihr lebt von des Bürgers Gnade. — Jetzt muß der Adel seine Vorrechte dadurch vermehren, daß er sie drükkender macht. Wie leicht könnt' er sie machen, wenn sein Werth im Staate sie heiligte! — Gar anders müßte der Adel werden, wenn er der Nation sein sollte, was er könnte; und dann auch nicht alles. — Verehrung des Volks ist ein großes Vorrecht; aber niemand hoffe sie, als wer dem Volke wohlthut! — Der Landfriede hat Deutschland eine ganz andere Form gegeben. Wenn der Adel vor Maximilian seine jetzigen Urenkel sähe, würd' er sie erkennen? — Furcht und Ohnmacht des Bürgers gab dem Adel vor dem Landfrieden sein Ansehen; Wohlthun kann's ihm nun allein geben. Wie kommt's, daß er Ansprüche auf Ansehen macht, ohne Furcht und Schutz geben zu können und ohne wohlzuthun? — Der englische Adel lebt vom Geist der Nation, der französische und deutsche vom Hofblick; dem polnischen ist der Landfriede nahe.

Lykurg wollte keinen Geldreichthum aufkommen lassen, damit jeder sehe, wie der andre reicher oder ärmer wird. Wo Geldreichthum ist und wo der stehende Soldat unterhalten wird, sind Landstände selten, was sie sein könnten und sollten. — Und doch ist ohne Landstände keine dauerhafte Glückseligkeit des Landes möglich. — Der ungebundene Fürst kann schnell gute Anstalten machen; aber eine dunkle Nacht folgt oft auf den raschen Blitz, und oft brennt er mehr, als er befruchtet oder leuchtet. — Wo kann der gute Fürst eher Wahrheit hören, als von den Landständen? — Nur der schlimme Fürst erkauft sie oder spielt seine Creaturen hinein, oder schreckt sie, oder lockt sie, oder überlistet sie. — Was wurde Frankreich, seitdem das Parlament ein Schatten wurde? Was wäre England geworden, wenn's keines gehabt hätte? — Die Anlegung der Abgaben, die Gesetzgebung, mehr wünschte ich nicht in den

Händen der Landstände zu sehen — da ruhen sie gewiß sicherer, als in den Händen der Fürstendiener.

Frei muß der Staat sein, jeder Bürger sich Theil des Staats fühlen, wo Patrioten möglich sind. — Was reden wir nun davon?

Wem alles zu Hause wohl steht, oder wem es zu Hause nicht mehr gefällt, oder wer keine Heimath hat, der werde ein Kosmopolit! — Wer's ist, nahe nie meinem Vaterlande! — Der Jedermannsbürger ist wie der Jedermannsfreund. — Patriotismus hebt die Menschenliebe nicht auf; aber Menschenliebe muß der Vaterlandsliebe untergeordnet sein. — Stolz auf seine Nation sein, ist besser als keine haben; und die andern Nationen, im Gefühl seiner Freiheit und seines Werths, verachten, ist besser als den andern dienen oder nachäffen. — Die Perser, sagt Herodot, schätzen und lieben die am meisten, die ihnen am nächsten sind, die entferntern nach ihnen und so immer die weiter entfernteren weniger; denn sie halten sich für die besten und je weiter einer von ihnen wohnt, für desto schlimmer halten sie ihn. — Wohl dem Volke, das sich bei seinen Sitten und seiner Regierungsform so wohl befindet, daß es sich für das beste hält!

Wehe dem Lande, wo der Bürgerstand verachtet ist! Ist seine Geldbegierde befriedigt, so wird er ein Narr. — Handlung und Gewerb ist des Bürgers Seele. Er wird gern dabei bleiben, wo der Adel nichts sein will und nichts ist, als sein älterer Bruder. Wehe dem Lande, wo der Adel sich seiner Verwandtschaft schämt!

Wer hat mehr Recht an der Gesetzgebung und Anlegung der Abgaben Theil zu nehmen, als der Bauer? Er ist allein ans Land gefesselt, macht allein die Nation! — Wo viele, wo künstliche Gesetze sind, ist der Bauer der Sclaverei nahe. — Wo gute Sitten sind, macht der Bauer die Nation reich; wo sie nicht sind, füttert er sie wenigstens. — Der Bauer muß Patriarchen-Recht haben. Sehr verdorben ist der Staat, wo die Obrigkeit ihm nicht Herrschaft und Gericht über sein Weib,

seine Kinder, sein Gesinde lassen kann. — O Seligkeit, nicht größer und nicht kleiner zu sein, als sein Haus!

Wo der stehende Soldat ist, ist dauerhafte Bürgerfreiheit unmöglich. — Jener ist nicht zu entbehren; also diese nicht zu hoffen. — „Man muß ihn halten, — sagt Sully, — wie den Hofhund zum Schutz an der Kette.“ — Und wer hält die Kette? — Es muß ein kleines, von der Natur verwahrtes Land, ein tapferes Volk sein, wo man den stehenden Soldaten entbehren soll. — Da ist's nun am besten, wo der Soldat Bürger war, eh' er Soldat wurde, und wieder Bürger wird, wenn er aufhört Soldat zu sein.

Seitdem Gelehrsamkeit nöthig war zu den Geschäften, seitdem war's gethan um Gelehrsamkeit und Geschäfte. — Gelehrtenstand — Stand? Pfui! — Weise Männer sind nöthig, gelehrte zieren nur. Gelehrte wollen sich nöthig machen; sie machten Weisheit unthätig. — Himmel, was für Stände! — Der Gelehrtenstand, der Juristenstand, der Predigerstand, der Autorstand, der Poetenstand — überall Stände und nirgends Menschen! — Thätigere Sitten würden des Schreibens und Lesens weniger machen. Im fruchtbaren Sitzer gährt jeder Einfall; was Wunder, daß er heraussprudelt? im unfruchtbaren ist alles öde; was Wunder, daß er alles aufnimmt? — Warum ist Weisheit, Erfahrung, Menschenkenntniß so selten bei euern Männern von Geschäften? Weil sie so viel studiren müssen, so wenig leben. Warum ist so wenig bei euern Gelehrten? Weil sie einen Stand ausmachen. — Sobald ein menschliches Verhältniß ein Stand wird, ist's, als ob wir nur beiher Menschen wären.

Also ist auch die Religion zur Gelehrsamkeit geworden! — Aegypten und Griechenland hatte seine Geheimnisse; Judäa sein Allerheiligstes; Christus nicht also! — Es muß doch mehr als ein Compendium Theologiae gewesen sein, das den Petrus von seinen Netzen und den Nathanael von seinem Feigenbaum rief. — Auch ein Predigerstand und nur beiher Mensch! — Es ist etwas mißliches um ein Lehramt. — Wer

Mensch ist und nur beiher lehrt, schweigt, wenn er nichts zu lehren hat, oder wenn man ihn nicht hören will; wer Lehrer ist und nur beiher Mensch, muß immer lehren, auch wenn er nichts hat. — An der Thürschwelle soll des Lehrers, des Ueberreders Amt anfangen. Wie selten sehen die Prediger über die Thürschwelle! Wie selten wissen sie, wie's dem zu Muthe ist, der dahinter wohnt! Wie selten wissen sie, wie sie über diese Schwelle steigen sollen! — Christus sagt: seid Allen Alles; nicht: seid Allen Lehrer! — Der Lehrer muß ein großer Mann sein. Wo die Religion Gelehrsamkeit ist, ist die Wahl eingeschränkt. — Wohl uns, daß wir doch Prediger haben! Sie halten wenigstens zusammen, was sonst zerfiele.

Wo nur Sicherheit der Zweck des Staates ist, ist die Regierungskunst einfach und leicht."

Schlosser selbst erwähnt dieser Fragmente, in einem an Merck gerichteten Briefe vom 3. Mai d. J., mit folgenden Worten: „Meine Fragmente sind eigentlich nichts, als Predigten für die, die über mir sind; ich durfte sie ihnen nicht so geradezu schreiben, aber drucken konnt' ich sie eher lassen. Darin habt Ihr auch Recht, die dictatorischen Aussprüche sind immer wirksamer, als die Raisonnement's. Sie haben noch den Vortheil, daß man viele gemeine Wahrheiten, die man den Herren gern aufdringen möchte, mit einem gewissen Schein von Neuheit sagen kann, ohne den sie nicht erträglich wären."

„Ich stecke in der Mathesis, — meldet er in demselben Briefe, — und wenn ich noch einige Wochen herum habe, so werde ich alle meine freien Stunden allein mit ihr zubringen . . . Dann hab' ich auch eine Drechselbank, und ob ich gleich schon drei Jahre drechsele, so hab' ich doch, weil ich nicht mehr als vier oder fünf Lectionen nehmen wollte, erst seit drei Wochen das Geheimniß gefunden, mir selbst darauf fort zu helfen . . . Rechnet dazu mein Amt und meinen Braunen und denkt Euch nun, daß mir die Zeit nicht mehr lang genug ist . . . Schon lange habe ich das Project in mir, wenn ich einmal nicht mehr zu dienen brauche, mir bei Euch ein Häuschen und ein Gärt-

chen zu kaufen und dann blos mit Euch und meinen Steckenpferden zu leben. Wir wollten dann ein gemeinschaftliches suchen und öftere Wanderungen anstellen, und uns über die Welt ein wenig lustig machen; denn seitdem ich mir den Wahlspruch ins Herz geschrieben habe: „Never to be hot on a cold subject“ bin ich um zwei Drittel toleranter und tolerabler geworden. Ich dächte, mein Weib sollte unter Euch auch ganz gut leben und vielleicht ziehen wir sie in unsere Pößchen hinein: das würde dann einen Kreis geben, dergleichen keiner mehr in Europa wär'. Alle vierzehn Tage wollten wir so eine Media notte machen, wie neulich bei Claudius, und ich denke, ein Kerl, der von Nichts dependirt und den Nichts mehr ärgern kann, müßte des Henkers sein, wenn er unter ehrlichen Leuten nicht auch lustig und glücklich sein sollte. —

Eure Silhouette von Claudius hat uns viele Freude gemacht. Sie hängt neben dem Fräulein von Rathsamhausen, dem schönsten Weibergesicht, das ich seit Langem gesehen habe; dann kommt meine Frau, und Ihr, l. M., schließt den andern Flügel. Meine eigene Fratze hat Niemand, als ich; denn was man von Silhouetten davon gemacht hat, gleicht mir so viel, als meiner Großmutter, und Lavater hat in der Physiognomik mein Bild so wenig, als meinen Character getroffen *)!

---

*) Lavater giebt nämlich von Schlosser's Character folgendes Bild: „Ein trefflicher, weiser, gelehrter und mannhafter Edler; ein raisonnirender Denker; ein fester, stillfortwirkender Handler. Das Bild ist eines der wahresten, die das Kupfer je verstattet hat — und obgleich die Miene hinschauend und betrachtend genug ist — dennoch im schlechtesten Augenblick ergriffen.

Unabhängig von der Miene — Buchstabe heller, witzreicher Vernunft ist der Stirnumriß vom Haar an bis auf die Mitte der Nase. Die Spitze, oder der Knopf der Nase — gemein und kalt. Das Aug — offen und treffend, gerad und hell in Leib und Geist! Aber in der Lippe, welche Feinheit, Biegsamkeit, Ueberlegung, Beredsamkeit!

Der obere Theil des Ohres offenbar zu sehr verdrückt . . . der untere Theil wahr und sehr sprechend für Feinheit des Geschmacks und der Empfindung. Der Mann ist gemacht, zu richten und zu herrschen — und Fürsten

Wie wär's, Ihr kämet den Sommer einmal zu uns? Wir wollten zusammen nach Colmar und Straßburg, was Euch gewiß gefallen soll. — Goethe hat mir neulich durch seinen Bedienten schreiben lassen, ohne nur ein „Grüß Dich Gott" beizusetzen. Das Ding hat mich anfangs entsetzlich geärgert und im Ernst geschmerzt. Nun fühl' ich's nicht mehr! Er war innig von mir geliebt, er hat mich aber vorbereitet, erstaunlich gleichgültig gegen ihn zu sein. — Ich umarme Euch herzlich, grüß' Eure lieben Kleinen. Noch ist meine Frau ihrer Last nicht los, zwischen hier und Pfingsten hoff' ich aber. Ein Bub wär' mir herzlich lieb, ich wollt' wunderliches Zeug mit ihm machen, um doch im Alter einen Freund zu haben."

In jener Zeit erschien sein „Vorschlag und Versuch einer Verbesserung des deutschen bürgerlichen Rechts ohne Abschaffung des römischen Gesetzbuchs." Schlosser, der entschiedene Vertheidiger der Grundsätze bürgerlicher Freiheit, war der eigentliche Stifter der heutigen historisch-juridischen Schule in Deutschland. Er hatte jenes gediegene Werk nicht ohne specielle Rücksicht auf die vom Staatsminister Grafen von Carmer vorgenommene Abfassung eines deutschen Gesetzbuches für die preußischen Staaten abgefaßt. Er glaubte, die bessere Erziehung der Kinder gehe ohne eine vorhergegangene Verbesserung der Sitten nicht an. Man habe auch hier schon das letztere versucht, allein die Verbesserer fehlten darin, daß sie alles zu gut machen und aus evidenten Gründen entscheiden wollten. Jede Verbesserung geschieht nicht auf einmal, sondern nach und nach. Den Verfall unserer Sitten schreibt er großentheils den Gesetzbüchern zu. Diese sollte man also ganz anders einrichten. Allein auch die beste Art, dieses auszuführen, ist

---

Wahrheiten zu sagen, die ihnen Niemand sagen darf. Diese Freiheit, Offenheit, Keckheit des Sinnes scheint mir offenbar theils in der ganzen Form des Kopfes, theils besonders im Umrisse der Stirne zu liegen." (Physiognomische Fragmente. Dritter Versuch. Leipzig, 1777. S. 344 f.)

schwer. Ein ganz neues Gesetzbuch ist den größten Hindernissen unterworfen. Es giebt, wie Schlosser meinte, in der gesetzgebenden Jurisprudenz sehr wenig Evidenzen, weil die meisten Gegenstände erst durch die Willkühr der Menschen bestimmt werden. Durch ein neues philosophisches Gesetzbuch würde zwar den Mängeln des alten abgeholfen werden, allein überall in den Gerichten die größte Verwirrung entstehen, weil jeder, der es brauchen wollte, also auch der Bauer, ein Philosoph sein müßte. Eben so wenig, glaubte er, taugt das Deutsche Recht, weil die Zeit seiner Entstehung von unserm Zeitalter so sehr verschieden sei. Nur das Justinian'sche Gesetzbuch hielt er für tauglich, ein neues aus demselben zu schöpfen. Justinian's Arbeit ist ein bloßes Collectaneenbuch, das außerdem zu weitläufig, zu unordentlich und zu schwer ist. Bereits in den erwähnten politischen Fragmenten hatte Schlosser geäußert: „Justinian nahm sein Gesetzbuch aus den Händen der Sachwalter und Richter, und Consulenten. Die sahen immer jeden Fall besonders, entschieden jeden besonders. Da habt ihr denn nun einen Haufen Gesetze und jeder Fall, bis ins sechste Jahrhundert, hat seins, und wenn ihr eins sucht, so findet ihr keins und was nachkam, hat keins." Man könne auch, meinte er, den Rechtsgelehrten die Anführung der Practiker nicht übel nehmen, weil das Corpus Juris selbst mehr Sprüche der Rechtsgelehrten als Gesetze enthalte. Die Anführung der Rechtsgelehrten könne man auch deswegen nicht ganz verwerfen, weil die Rechtsgelehrten die allgemeinen Grundsätze aus dem Corpus Juris bereits ausgezogen haben. Da auch Vieles vom römischen Recht zugleich mit seinem System bei uns weggefallen ist, so helfen auch hier die Practiker. Ein Auszug aus dem Corpus Juris würde, nach Schlossers Ansicht, allen Klagen abhelfen. Er müßte aber aus nicht mehr als einem Octavbändchen von acht bis zehn Bogen bestehen. Schlosser selbst hielt dieses Project im Anfange für unmöglich, allein in der Folge für thunlich. Er machte einen Versuch mit den Titeln von den Contracten überhaupt, von Schenkungen,

von Kauf und Verkauf und von Pacht und Miethe. Die Gesetze dieser Titel in den Pandecten und in dem Codex sind von siebenhundert auf siebenundachtzig gebracht worden, welche Schlosser dem Publicum vorlegt. Er beobachtete dabei folgende Methode. Erst schickt er die ausgezogenen allgemeinen Grundsätze voraus, und dann geht er die einzelnen Gesetze eines jeden dahin gehörigen Titels durch, und zeigt ihren heutigen Gebrauch oder Nichtgebrauch, indem er jedes Gesetz auf seine allgemeinen Sätze zu bringen. sucht oder aber wegen veränderter Verfassung verwirft. Am Ende dieses Vorschlags führt er an, daß er Willens gewesen sei, auf die nämliche Art eben diese Materien aus den verschiedenen Landrechten und Statuten auszuziehen, und aus ihnen darzuthun, wie wenig auch von denselben bei einem solchen Gesetzbuche übrig bleibe. Auch beabsichtigte er, aus den besten Consilien und rechtlichen Gutachten die Fälle, welche hier einschlagen, zu sammeln, und zu zeigen, wie leicht selbst die verwickeltsten aus den vorgeschlagenen Gesetzen zu entscheiden wären. Allein zu dem erstern mangelte es ihm an der Zeit, und das letztere setzt einen bereits fertigen großen Theil des Gesetzbuches und insbesondere des Titels von den Rechtsregeln voraus.

Am 7. Juni d. J. (1777) rief ein sanfter Tod Schlossers geliebte Gattin aus diesem irdischen Leben ab und führte ihre Seele in die stillen Räume einer bessern Welt. Sie starb im Wochenbette und hinterließ zwei Töchter. „Mein lieber Bruder, — schrieb der tiefgebeugte Schlosser am 14. desselben Monates, — ich schicke Dir hier die Taufscheine meiner armen verwaisten Kinder! Ich kann sie nicht ansehen ohne Schmerz, und überhaupt nichts kann ich hier ansehen, ohne die beste der Weiber überall zu finden! Ich will nicht klagen. Es ist unmännlich — Das ist mein erstes wahres Unglück und Dank sei Gott, daß das mich traf, wo mein Leib und meine Seele noch einige Stärke hat. Nun kann mich nichts mehr brechen. So will ich getrost fortleiden, bis es auch mit mir einmal ein End nimmt.“

Sie selbst hatte, durchdrungen von jenem Schmerzgefühl, welches ihr Herz erfüllte, am 10. Dec. 1776 an die Gräfin Auguste zu Stolberg geschrieben: „Ihre häusliche Glückseligkeit ahne ich und wünschte als Schwester unter Ihnen aufgenommen zu sein: das ist aber einer von den Wünschen, der nie erfüllt werden wird, denn unsere gegenseitige Entfernung ist so groß, daß ich nicht einmal hoffen darf, Sie jemals in diesem Leben zu sehen.

Wir sind hier ganz allein, auf dreißig, vierzig Meilen ist kein Mensch zu finden — meines Mannes Geschäfte erlauben ihm nur sehr wenige Zeit bei mir zuzubringen, und da schleiche ich denn ziemlich langsam durch die Welt, mit einem Körper, der nirgends hin als ins Grab taugt.

Der Winter ist mir immer unangenehm und beschwerlich, hier macht die schöne Natur unsere einzige Freude aus und wenn die schläft, schläft alles."

Goethe, von der Trauerbotschaft überrascht, bezeichnete den Tag des Empfanges derselben in seinem Tagebuche mit den Worten: „Brief des Todes von meiner Schwester. Dunkler, zerrissener Tag," und die folgenden mit: „Leiden und Träumen." — An seine Mutter schrieb er: „Ich kann Ihnen nichts sagen, als daß mir der Tod der Schwester nur desto schmerzlicher ist, da er mich in so glücklichen Zeiten überrascht, da das Glück sich gegen mich immer gleich bezeigt. Ich kann nur menschlich fühlen und überlasse mich der Natur, die uns heftigen Schmerz nur kurze Zeit, Trauer lange empfinden läßt. Leben Sie glücklich, sorgen Sie für des Vaters Gesundheit; wir sind nur einmal so beisammen." — Nach vier unruhigen, in allen möglichen Zerstreuungen durch Geschäfte, Hof- und Weltleben hingebrachten Wochen schrieb er an die Gräfin Auguste zu Stolberg: „Dank, Gustchen, daß Du aus Deiner Ruhe mir in die Unruhe des Lebens einen Laut herübergegeben hast:

Alles gaben Götter, die unendlichen,
Ihren Lieblingen ganz,
Alle Freuden die unendlichen,
Alle Schmerzen die unendlichen ganz.

So sang ich neulich, als ich tief in einer herrlichen Mondnacht aus dem Flusse stieg, der vor meinem Garten durch die Wiesen fließt, und das bewahrheitet sich täglich an mir. Ich muß das Glück für meine Liebste erkennen, dafür schiert sie mich auch wieder wie ein geliebtes Weib. — Den Tod meiner Schwester wirst Du wissen. — Mir geht in Allem Alles erwünscht und leide allein um Andere *)."

Glich die Heimgegangene hienieden, in ihrer Eigenheit, einer geknickten schönen Pflanze: wie herrlich mag sie unterdessen auf jenem höhern himmlischen Boden gediehen sein!

Lenz, Der in Schlosser's Nähe den Tod von Dessen Gattin erlebte, sprach seine tiefe Trauer über denselben in folgender Weise aus:

Von Gram und Taumel fortgerissen,
Verzweiflungsvoll Dein Bild zu küssen,
Ach, Alles, was mir übrig ist.
Dies Bild will ich am Munde halten,
Wenn Alles an mir wird erkalten
Und Du mir selbst nicht denkbar bist.

So kurz das Leben ist, so sehr mein Herz erschrickt
Vor seinem kühnen Unternehmen,
Und still steht vorm Gedanken, daß die bangen
Accente seines Grams bis zu ihr selbst gelangen,
Des Grams, den ich so gern verschwieg,
Der nie zur Sprache sich verstieg, —
Doch jetzt, ach jetzt, wer kann ihm widerstehen,
Dem Wunsch, sich wenigstens von ihr bedaurt zu sehen —
Von euch, ihr himmelvollen Augen, deren Licht
Mir Witz und Sprache leiht, die meinem Schmerz gefehlet
Und jeden Mund, der von euch spricht,
Mit göttlicher Beredsamkeit beseelet.

*) Mittheilungen über Goethe. Von F. W. Riemer. Berlin, 1841. B. II. S. 43 f.

Ach soll so viele Trefflichkeit
So wenig Erde decken?
In diesem dürren Moosekleid
Und kümmerlichen Hecken,
Ist dieses schlechte Kissen werth,
Daß hier Dein Haupt der Ruh begehrt?

Wie mach ich es? wo heb ich Berge aus
Mich ihr zu nähern? wer kommt mir zu Hülfe?
O wär ich leicht wie Zephir, wie ein Sylphe,
Ach oder dürft ich in ihr Haus
Unmerkbar leise wie die Maus!
O wär ein Zaubrer da, mich zu zerschneiden, spalten,
Mich tausendartig zu gestalten:
Gönnt er mir nur das Glück ihr Angesicht zu sehn,
In tausend Tode wollt ich gehn.
Die schwarzen Augen, deren süßes Feuer
Zu Boden wirft, was ihnen naht, der Schleier
Des unbezwungnen Geistes, der von jedermann
Anbetung sich erzwingt, auch wer ihn hassen kann.
Das holde Mündchen, das so fein empfindet,
So zärtlich liebet, das schalkhafte Kinn
Gebildt von einer Huldgöttin.

So soll ich dich verlassen, liebes Zimmer,
Wo in mein Herz der Himmel niedersank,
Den ich aus ihrem Blick, wie selig, aus dem Schimmer
Der Gottheit auf der Wange trank,
Wenn sich ihr Herz nach ihm, nach ihm empörte,
Und ihr entzücktes Ohr der Sphären Wohllaut hörte,
Wenn sie mit Shakespear, der ihren Geist umfing,
Ha zitternd oft vor Furcht und Freude,
Der Engel Lust im süßen Unschuldskleide,
In die Mysterien des hohen Schicksals ging:
Auch ich sah ihren Pfad, auch mir
War es vergönnt, ein Röschen drauf zu streuen,
Zur Priesterin des Gottes sie zu weihen,
Und hinzuknieen vor ihm und ihr.

Ach wär ich nur so rein gewesen,
Als die Erscheinung dieses Glücks
Vorausgesetzt. Ihr höhern Wesen,
Verzeiht dem Strauchelnden, euch waren sie erlesen,
Doch Ewigkeiten Lust sind Kranken, die genesen,
Nur Freuden eines Augenblicks.

Ja, es erwarten Dich, Du Himmelskind! der Freuden
Unzählige, durch selbst gemachte Leiden
Dir unbegreiflich, längst erkauft,
Mit Thränen ingeheim getauft;
Ja, es erwartet Dich, was Du nicht lösen könntest,
Der Räthsel Allentwickelung,
Und höherer Gefühle Schwung
Wovor Dir schwindelte, die Du Dir selbst nicht gönntest.

Indessen wird die weiße Hand
Des Jünglings Ungestüm beschränken,
Und wenn die Seele schon auf blassen Lippen stand
Die Lust zum Leben wiederschenken,
Ich aber werde dunkel sein,
Und gehen meinen Weg allein.

———

Ich suche sie umsonst, die heilige Stelle,
Ging hier umsonst dem Sturz des Berges hinüber,
Schau über Bäumen zur Wiese hinab,
Finde sie nicht
Hier wars, hier wars, wo die Bäume sich küssen,
Sich still und heilig auf ewig umarmen,
Hier wars, wo die unermüdete Quelle,
Sanft nach ihr weint — nimm meine Trauer mit.
Hier wars, hier, wo der grausame Himmel,
Hinter dem freundlichern Laube verschwindt
Und mein schont. Empfange mich, Erde,
Daß du mein Grab wärst — ich soll euch verlassen,
Sie verlassen, von ihr vergessen,
Wie ein vorüber gewehter Windhauch!
Ach, ich beschwör' euch, ihr schöner zu grünen,
Wann der Frühling sie wieder hierher lockt,

Wann sie unter Gelächter und Freunden
Und ihrer Kinder Jubel-Getümmel
Zu euch kehrt, euch blühender macht.
Unglückliche, ihr kommt nicht zu ihr,
Euer Wehen, eure Seufzer,
Eure Klagen hört sie nicht.
Aber sie wird, wenn sie euch vorbeigeht,
Süßern Schauer empfinden, sie wird euch
Mit ihren Blicken segnen, ihr werdet
Glücklicher sein, als ich.

Des unglücklichen Dichters Schmerz, die Verwirrung aller seiner Gemüthskräfte brach in Schlosser's Hause bald in Wahnsinn und Raserei aus. Man mußte den Armen in Ketten legen. Weil er nicht zu zwingen war und das Elend in der Nähe zu traurig wirkte, gab ihn Schlosser in die Nachbarschaft in Aufsicht.

Der Wahnsinn des Unglücklichen nahm nach und nach eine mildere Gestalt an und verwandelte sich in eine stille Schwermuth. So richtete er am 28. Sept. d. J., von Zürich aus, an die treffliche, geistreiche Frau von Lavater's und Schlosser's biederem Freunde Jacob Sarasin in Basel die Zuschrift:

„Wie Freundin fühlen Sie die Wunde,
Die nicht dem Gatten blos, auch mir, das Schicksal schlug,
Mir, der nur Zeuge war von mancher frohen Stunde,
Von jedem Wort aus ihrem Munde,
Das das Gepräg der innern Größe trug.
Ganz von der armen Welt vergessen
Wie oft hat sie beglückt durch sich
Auf seinem Schooß mit Siegerstolz gesessen,
Ach und ihr Blick erwärmt' auch mich.
Auch ich, auch ich im seligsten Momente
Schlug eine zärtliche Tangente
Zur großen Harmonie in ihrem Herzen an
Mit ihrem Bruder, ihrem Mann.

Wie hob mich das Gefühl auf Engelschwingen
Zu edlern Neigungen empor,
Wie warnt' es mich bei allzufeinen Schlingen,
Daß ich nie meinen Werth verlor.
Mein Schutzgeist ist dahin, die Gottheit, die mich führte
Am Rande jeglicher Gefahr
Und wenn mein Herz erstorben war
Die Gottheit, die es wieder rührte.
Ihr zart Gefühl, das jeden Mißlaut spürte,
Litt auch kein Wort, auch keinen Blick,
Der nicht der Wahrheit Stempel führte.
Ach, diese Streng' allein erhält das reinste Glück
Und ohne sie sind freundschaftliche Triebe,
Ist selbst der höchste Rausch der Liebe,
Nur Mummerei, die uns entehrt,
Nicht ihres schönen Namens werth.
Wie, wenn ich jetzt mein künftig Glück beschriebe?
Wie, wenn mir das an Ihnen bliebe
Fürtreffliche! was ich an ihr verlor,
Wenn mir die Selige in der Verklärten Chor
Sie selber dazu auserkor?
O womit dankt' ich ihr und Ihnen,
Womit, womit könnt' ich dies Glück verdienen?
Der Freundschaft unverdächtig Glück,
Die nur dem Werth, den sie am andern kannte
Und seiner Dauer nur den liebevollen Blick
Und mit ihm Himmelsfreuden sandte."

Folgende Worte gehen in der Handschrift dem Gedichte voraus: „Tausend Dank für Ihre beiden Briefe, die mir, als eine wahre Herzensstärkung, jetzt erst von Schlosser'n zugekommen sind."

Ein anderer poetischer Erguß von Lenz ist imgleichen erhalten, mit dem er (am 10. Oct. j. J.) das jüngste Töchterchen von Schlosser begrüßte, in Folge von dessen Geburt Derselbe seine Gattin verlor. Jenes Gedicht, welches den Character seiner beklagenswerthen Gemüthszerrüttung deutlich bezeichnet, lautet:

„Willkommen kleine Bürgerin
Im bunten Thal der Lügen!
Du gehst dahin, Du Lächlerin
Dich ewig zu betrügen.

Was weinest Du? Die Welt ist rund
Und nichts darauf beständig,
Das Weinen ist nur ungesund
Und der Verlust nothwendig.

Einst wirst Du kleine Lächlerin
Mit süßern Schmerzen weinen
Wenn alle Deinen treuen Sinn
Gott! zu verkennen scheinen.

Dann wirst Du stehn auf Deinem Werth
Und blicken wie die Sonne,
Von der ein jeder weg sich kehrt
Zu blind für ihre Wonne.

Bis daß der Adler kommen wird
Aus fürchterlichen Büschen,
Der Welten ohne Trost durchirrt,
Wie wirst Du ihn erfrischen *)!“

Wie dankbar Lenz Schlosser's freundschaftliche Bemühungen anerkannte, sagen die Verse:

Wie freundlich trägst Du mich auf Deinem grünen Rücken
Uralter Rhein,
Wie suchest Du mein Aug' empfindlich zu erquicken
Durch Ufer voller Wein,
Und hab ich doch, die tausend Lustgestalten
Tief im Gedächtniß zu behalten,

*) Die Mittheilung dieser Gedichte verdanken wir dem Herrn Rathsherrn Sarasin in Basel, einem Enkel Jacob Sarasin's, jenem vertrauten Freunde von Schlosser, dem der Umgang mit wissenschaftlich gebildeten Männern die Quelle des mannichfaltigsten Genusses war.

Nun weder Dinte noch Papier,
Nur dieses Herz, das Dich empfindet, hier!
Es scheinet fast, Du liebest, Allzugroßer,
Nicht mehr der Maler Prunk, der Dichter Klang,
Es scheint, Du willst, wie Schlosser,
Nur stummen Dank *).

---

*) Gesammelte Schriften von J. M. R. Lenz. Herausgegeben von Ludwig Tieck. Berlin, 1828. B. I. S. CXV. B. III. S. 251 f. Der Dichter Lenz und Friederike von Sesenheim. Herausgegeben von August Stöber. Basel, 1842. S. 31 f. — Lenz starb, „von Wenigen betrauert, von Keinem vermißt,“ in Moskau am 24. Mai 1792.

III.

Zweite Ehe. — Aufenthalt in Wien. — Theilnahme an dem Illuminaten-Orden; von 1778 bis Ende 1783.

Reiner, wie Schlosser damals, kann kein Mensch auf Erden die Seele suchen, welche sich in die seinige schließen wollte; die stark genug wäre, ihn zu tragen; duldend genug, ihm nachzusehen; warm, edel und treu genug, jedem Zuge seines Herzens zu antworten, jeder seiner bessern Freuden sich mit zu erfreuen und jede seiner heiligeren Hoffnungen mit zu hoffen. Er begriff, wie tausend und aber tausend Wünsche, die auf der Erde gefaßt und in die Erde eingeschlossen werden, auch wenn sie gut und unschuldig sind, dennoch unerfüllt bleiben. Aber daß der rein gefaßte, rein gefühlte Wunsch, sich eine Seele auszufinden, die sich uns ganz anschließt und an die wir uns ganz anschließen können, vergebens gefühlt werden, vergebens in unsern wärmsten Gebeten dem Ohre, das Alles hört, sollte vorgetragen werden: das hielt er nicht für möglich.

Seine Hoffnung täuschte ihn nicht; denn am 24. Sept. 1778 ward ihm in Johanna Fahlmer eine Gattin zu Theil, deren Besitz alle Wünsche seines Herzens krönte. Goethe äußert in der Schilderung seiner Jünglingsjahre über dieselbe: „Demoiselle Fahlmer, von Düsseldorf nach Frankfurt gezogen und jenem Kreise — dem Jacobi'schen — innig verwandt, gab durch die große Zartheit ihres Gemüths, durch die ungemeine Bildung des Geistes, ein Zeugniß von dem Werth der Gesellschaft, in der sie herangewachsen. Sie beschämte uns nach und nach durch ihre Geduld mit unserer grellen

oberdeutschen Manier, sie lehrte uns Schonung, indem sie uns fühlen ließ, daß wir derselben auch wohl bedürften."

An seine Mutter aber schrieb Goethe über Schlosser's zweite Verbindung: „Mein Herz und Sinn ist zeither so gewohnt, daß das Schicksal Ball mit ihm spielt, daß es für's Neue, es sei Glück oder Unglück, fast gar kein Gefühl mehr hat. Mir ist's als wenn in der Herbstzeit ein Baum gepflanzt würde. Gott gebe seinen Segen dazu, daß wir dereinst darunter sitzen, Schatten und Früchte haben mögen! Mit meiner Schwester ist mir so eine starke Wurzel, die mich an der Erde hielt, abgehauen worden, daß die Aeste von oben, die davon Nahrung hatten, auch absterben müssen. Will sich in der lieben Fahlmer wieder eine neue Wurzel-Theilnehmung und Befestigung erzeugen, so will ich auch von meiner Seite mit Euch den Göttern danken."

Von den literarischen Arbeiten, welche Schlosser in dem erwähnten Jahre veröffentlichte, sind, außer einer Uebersetzung der berühmten Beschreibung eines verödeten Dorfes von Goldsmith und Chauzer's bekanntem Gedichte vom nußbraunen Mädchen, vorzüglich zu nennen: Ein, zunächst an Boje gerichteter Aufsatz „über die Streitigkeit vom Genius des Sokrates," Dessen Wahrsagergabe als ein Phänomen dargestellt wird, welches nur aus der Psychologie zu erklären sei. Er selbst habe sich nie zum Wunderthäter gemacht und seine Zeitgenossen hätten die Sache niemals als ein Wunder betrachtet. Die Parallele zwischen ihm und Christus falle daher ganz fort; zumal da er weder Wunder als Mittel zu einer andern Absicht angewendet, sondern seine Weissagungen einzig für sich benutzt, noch auch überhaupt sich für den Lehrer einer Offenbarung ausgegeben habe. — Ferner ist eine Uebersetzung des „Hiero oder über die Könige" aus dem Griechischen des Xenophon hier anzuführen, welche Schlosser mit einem Schreiben begleitete über den Nutzen, den, seiner Meinung nach, jenes Gespräch noch gegenwärtig für Prinzen und Prinzenerzieher haben könnte.

In einem Schreiben, welches Schlosser im Jahr 1779 an einen Pfarrer richtete, sprach er sich über das Werk „vom Zweck Jesu" aus, für dessen Herausgabe er Lessing wenig Dank wußte; „denn, — sagt Schlosser, — er konnte wohl wissen, daß unter uns so wenige Köpfe sind, die solch eine Last tragen können, weil so wenige Herzen da sind, die einem so beladenen Kopfe das Gegengewicht halten können *)."

Schlosser erklärte in demselben, er freue sich innigst des Gedankens, daß seine Seele werth sei, mit höhern Geistern und unmittelbar mit dem Alles belebenden Geiste des Schöpfers zusammen zu hängen; deswegen glaubte er gern alles, was ihm von einer wirklichen sichtbaren und fühlbaren Gemeinschaft der Menschen mit Gott gesagt wurde. Er brauchte kein anderes Wunder die Wirklichkeit einer solchen Gemeinschaft zu glauben, als das, daß der Geist, der von oben herab mit ihm reden wollte, ein reiner Geist sei, daß dessen Wort zu dem Worte seiner Seele in ihren reinsten Augenblicken stimme, daß, was jener sagte, ihm auch dann einleuchte, wenn er sich absonderte von der ganzen Welt, oder wenn er vielmehr nur als ein Zuschauer über das All hinaussah und, abgesondert von weltlichen Verhältnissen, sich in der Gemeinschaft Gottes dachte und fühlte; er verlangte, daß, was jener ihm sagte, ihm den Vater der Schöpfung lieber und sein Herz edler, besser, heiliger und glücklicher machen müsse. So mußte das Wort des Geistes sein, den Schlosser für einen himmlischen Geist halten sollte, und so war ihm das Wort Christi. Anderer Creditive von Dessen Sendung bedurfte Schlosser nicht. Er brauchte nur einen Geist, der die alte ewige Religion, das alte ewige Verhältniß zwischen Gott und Menschen seiner

---

*) „Schlosser's Schreiben über das Werk vom Zweck Jesu, das im Deutschen Museum eingerückt worden, ist mehr werth, wie die ganze Semler'ische Antwort, ob Dieser sie gleich schon wieder von neuem abdrucken läßt." (Ulrich) Ueber den Religionszustand in den preußischen Staaten seit der Regierung Friedrichs des Großen. Leipzig, 1780, V. B. S. 465.

Seele verkündigte. Das that Christus, und überdies eröffnete er ihm einen Theil der Rathschlüsse Gottes, so viel er brauchte, auch in den weniger reinen, weniger glücklichen Augenblicken des Lebens sich oben zu halten. Diese glaubte er gern, weil er fühlte, daß der Geist, der sie aussprach, ein reiner Geist war.

Unterm 14. Oct. d. J. schrieb Schlosser an Merck: „Ich weiß vor Zeitvertreib nicht mehr wohin. Mein Garten, meine Wiesen, meine kleinen Püppchen, mein Billard, mein Schach, meine Canzlei und was weiß ich mehr, alles das läßt mir selten einen Augenblick übrig. Ich wollt' Ihr kämt einmal, es sollt Euch freuen. — Klinger ist nun bei mir. Ich wollt, seinetwegen mehr als eines Menschen wegen, daß es wieder Krieg gäbe. Die Zeit wird ihm oft verwünscht lang und ihm wär's gut, wenn strenge Subordination ihn amüsiren hülfe. — Daß der Herzog von Weimar, Goethe und Wedel bei uns waren, werdet Ihr von der guten Frau Aja *) gehört haben. Ich habe mich Goethe's wieder sehr gefreut. Des Herzogs auch um beider willen. Der Herzog verdient Goethe'n zu haben und Herzog zu sein."

Im darauf folgenden Jahre erfreute er sich auch eines Besuches von Heinse, dessen Derselbe in einem, an Friedr. Heinr. Jacobi gerichteten, Briefe mit den Worten erwähnt: „Ueber Emmendingen sprech' ich den Segen aus; es ist mir da zu wohl ergangen, und ich bin wie auf Händen getragen worden. Schlosser ist ein braver rechtschaffener Mann; was seinen Geist und Geschmack und seine Gelehrsamkeit betrifft, bedürfen Sie nicht meines Urtheils. Ich habe mit ihm und dem wakkern blinden Pfeffel einige himmlische Tage verlebt . . . Ich lernte bei Lerse und durch ihn zuerst Goethe's Schwester, die erste Schlosser, kennen, das lieblichste Wesen, durchaus Gefühl und Seele, voll reinen Klanges. Ach, so etwas kann nicht wieder ersetzt werden, wenn es einmal durch den Tod

*) Goethe's Mutter.

entrissen ist! . . . Ihre Briefe waren mir, wie Lerse'n selbst, wirklich heilige Reliquien *)."

So lebte Schlosser nun in seinen Besitzthümern, unter Amts- und Hauhaltungssorgen, keinen Augenblick des Tages unbeschäftigt. Gern sah er auf jene glücklichen Tage der moralischen und politischen Schwärmereien zurück, in denen jedes Gemälde der sittlichen Reinheit und Ordnung so vollkommen erscheint. Nun befand er sich längst an der Hand eines mächtigeren Lehrers, der Erfahrung des thätigen Lebens, welche ihn eine Schule zu verlassen zwang, in der seine Einbildung so gerne wandeln mochte, und in einer andern zu lernen, was das ist, der Menschen Thun, und wie unendlich weit es verschieden ist, von dem Denken der Menschen. War er leidend am Körper, so begab er sich hinaus in's Freie; denn er fühlte, daß er von den Seinigen nichts nehmen und ihnen selbst nichts geben mochte, als Liebe im ganzen Umfange. Wenn er Jene leiden machte und sich ohne Kraft fühlte, was ihm gewährt wurde, zu genießen; so war sein Zustand ihm beschwerlich und drückend. Ihm war gewiß, daß es am besten sei, sich körperlich zu beschäftigen. Er hatte noch wenig bemerkt, daß das Wohl der Seele den Leib viel besser mache, wenn jene nicht von diesem unterstützt wird; wogegen die Thätigkeit und das Wohl des Leibes auf die Seele einen unglaublichen Einfluß ausübt. Wenn er sich von Feinden der Gemüthsruhe und der Gesundheit zugleich angegriffen fühlte, war ihm, in Ermangelung jenes Arcanums gegen Schmerz und Traurigkeit, welches den wunden Geist heilt und ihn über kleinliche Erdensorgen erhebt, des Nepenthe der Götter, nicht wohler, als nach einem fatiguanten Ritt, einem nützlichen Hin- und Herlaufen und thätigen körperlichen Bewegungen. Es war ihm dann, als ob seine Seele frisch gespannt wäre, er sah alles heller, fühlte alles lebhafter und war zu allem aufgelegter. So suchte er

*) W. Heinse's sämmtliche Schriften. Leipzig, 1838. B. IX. (Briefe II.) S. 85. f.

seine Heimath wieder, den Grund seines Sein's, den Mittelpunct seines Erdenlebens. Am froheſten aber kehrte er, zumal von seinen Geschäftsreisen, heim, wenn er wenigstens einigen Segen mitbrachte für das Volk, mit dem er lebte, so lange er diente. „Ich weiß, — sagte er, — daß ich für etliche hundert Arme leide, denen ich Brod schaffen will. Das allein kann uns aber gegen die Armen entschuldigen, daß wir reich sind nach unserer Art, wenn wir eben die Arbeit und Mühe, welche sie übernehmen müssen, um eigene Noth abzuwenden, freiwillig um fremder Noth willen übernehmen."

Bisweilen war er genöthigt, oder war es ihm vergönnt, seine Ausflüge weiter auszudehnen. Namentlich freute er sich alsdann, Straßburg wieder zu sehen, — in dessen weltberühmten Münster-Thurm, neben der Grafen Stolberg, Goethe's, Lenz', Herder's und Anderer, auch Schlosser's Name eingegraben ist, — wo er Joh. von Türckheim zu besuchen pflegte und Salzmann, Der dort im Jahr 1775 eine neue Gesellschaft „zur Ausbildung der deutschen Sprache" gegründet hatte, deren Mitglied Schlosser war. Nach Colmar zog ihn vorzüglich Pfeffel, Der, bereits im jugendlichen Alter des Lichtes beraubt, als ein feuriger Patriot, in gebundener und ungebundener Sprache, gegen Tyrannei, Sclavensinn, Lug und Trug eiferte. Diesem edeln Manne, und Lerse'n, (die Beide in Colmar, unter dem Namen einer Kriegsschule, einem academischen Erziehungshause für evangelische Jünglinge, vorstanden,) widmete Schlosser seine, im Jahr 1781 erschienene, Uebersetzung des „Longin vom Erhabenen."

„Wir sind schon längst, — redet Schlosser seine Freunde an, — mit einander darin überein gekommen, daß man bei den Alten die Neuen wohl entbehren kann. Ich weiß also, daß ich Euch mit dem Longin kein unangenehmes Geschenk mache; und gerne mach ich es Euch, wärs auch nur, um Euch zu sagen, daß ich Eure Nachbarschaft und Eure Freundschaft mit unter die besten Fügungen meines Schicksals rechne.

Zudem dünkt mich, und Ihr fühlt das viel besser, als ichs Euch sagen kann, daß kein Mensch in keiner Stelle der Welt so oft und so viel den Gegenstand, den Longin bearbeitet hat, vor Augen haben und überdenken soll, als wer sein Leben der Erziehung widmet. Schon die Unternehmung selbst, andere zu erziehen, erfordert eine Erhebung der Seele; und wir haben nur zu oft gesehen, daß die, die um kleiner Absichten willen die Erziehung anderer übernommen haben, oder daß auch die, die sich nur kleiner Mittel bedient haben, sich dazu in den Stand zu setzen, meist nichts Gutes gewirkt haben.

Ueberhaupt muß ein Erzieher ein großer Mensch sein: denn alle Erziehung kann doch nur den Endzweck haben, die Zöglinge so groß und so gut zu machen, als sie es werden können; wie will aber das einer thun, der selbst so viel kleiner ist, als andere? Und das, dünkt mich, wird Euch noch deutlicher werden, wenn Ihr Euch mit meinem Begriff vom Erhabenen vertragen könnt; wenigstens werdet Ihr daraus deutlicher und bestimmter den Zweck abnehmen, auf den Ihr, und alle Erzieher, die mehr als das Gemeine leisten wollen, zu arbeiten haben. Ihr werdet daraus erkennen, daß es zweierlei ist, wie Shakesspear sagt, eine Riesenstärke zu haben, und sie zu brauchen, wie ein Riese. Ihr könnt die Seele eines Jünglings erheben, wenn Ihr ihm Riesenstärke und Riesenthätigkeit gebt; aber wenn Ihr ihn vollkommen machen wollt, so müßt Ihr ihm auch das Auge geben, womit er sehe, wie er diese Kraft gebrauchen soll, um sich hier und dort unter allen Umständen ihrer zu freuen. Ihr werdet oft genug gefunden haben, daß jenes leichter ist zu geben, als dieses; daß man Niemand lehren kann, wie er das eine oder das andere geben soll, und daß, wer es geben will, beides selbst haben muß.

Ich weiß, daß ihr das Alles selbst wißt, und denkt, und fühlt; und daß Ihr den Longin nicht brauchen werdet wie ein Schulbuch, das nur die Vielwisserei nähren soll. Denn, ob das gleich das Schicksal der meisten Schriftsteller der Alten

ist, so habt doch Ihr schon lange gelernt, sie besser zu brauchen."

Die Uebersetzung selbst, welcher die Ausgabe von Morus zum Grunde liegt, und der eine kurze Nachricht von dem Leben Longin's voran geht, zeichnet sich durch einen reinen Ausdruck, der voll Würde und Kraft ist, vortheilhaft aus. „In den Anmerkungen, — sagt Schlosser in der Vorrede, — habe ich mich nicht nach den Beispielen der übrigen Uebersetzer des Longin's gerichtet, welche meist sich nur bemühen, ihre Uebersetzungen zu rechtfertigen, oder den Longin mit wörtlicher Critik zu erläutern. Da ich mehr für die Liebhaber der Literatur, als für die Gelehrten schreibe, so habe ich mich nur bemüht, entweder zu den griechischen Beispielen des Longin's modernere zu setzen, oder, was noch öfterer geschehen, die Mißbräuche der Beobachtungen des Longin's in mißlungenen Beispielen zu zeigen. Am meisten aber habe ich gesucht, die oft willkührlich scheinenden Bemerkungen meines Schriftstellers durch psychologische Beobachtungen zu erklären."

In dem, auch an ästhetischen Reflexionen reichhaltigen, Versuch über das Erhabene, den Schlosser am Schlusse des Werkes mittheilt, erklärt er Dasselbe für Dasjenige, was edle Kräfte der Seele zu einer ungewöhnlichen Thätigkeit mit Wohlgefallen reize. Zuletzt äußert er: „Ich hätte auch noch viel von einer dem Erhabenen ganz entgegen gesetzten, und nicht weniger edeln und schönen, und äußerst interessanten Empfindung zu sagen, nämlich von der gänzlichen Abspannung der Seele, wo ihr nichts mehr übrig bleibt als abzutreten, und wo möglich sich völlig zu vernichten. Ich erinnere mich nicht, daß diese so interessante Lage der Seele von jemand noch untersucht worden wäre. Auch erinnere ich mich keines Dichters, der sie edler, schöner, wirksamer dargestellt hätte, als der Verfasser der Leiden des jungen Werther's. Ich muß aber diesen Gegenstand fahren lassen, so ungern ich's thue, so nah er mit meiner Betrachtung verwandt ist; denn wenn dieser Zustand der Seele edel und interessant sein soll, so muß

er eine Folge des zu mächtigen Gefühls des Erhabenen sein, das die Kräfte überspannt und zerrissen hat.“

In jenem Jahr ließ Schlosser auch, mit einer poetischen Zueignung an Bodmer, ein Gespräch über die Seelenwanderung drucken, durch welches er die Wahrscheinlichkeit dieser Hypothese darzuthun sucht, indem er den Faden gerade da aufhob, wo ihn Lessing fallen ließ. Das Wallfahrten des Menschen ist nur Gang zu seiner Bestimmung; seine Bestimmung ist, sich genießen, seines klaren Verstandes, seines fühlenden Selbstes zu genießen, und jenes immer rein, dieses immer warm und wahr. Der Wanderer weiß nicht, wo er hingeht und woher er kommt; aber wenn er ausgewandert hat, liegt vielleicht sein großes Tagebuch vor ihm. Darum werden überall seine Beobachtungen und Erfahrungen lebhafter, wirksamer, treuer, natürlicher, wahrer sein. Die Seele, oder der innere Mensch, muß zum Genusse der höchsten Glückseligkeit, oder ihres besten Selbstes fähig gemacht werden, d. h. sie muß fähig sein, neben dem reellen Genusse des Gegenwärtigen, auch noch das Bild dieser höchsten, ewig dauernden, Glückseligkeit in jedem Augenblicke zu genießen. Dazu wird erfordert, daß sowohl das Bild der ewigen Glückseligkeit, als auch das Bild jeder einzelnen Handlung, die ihm zu thun oder zu lassen vorkommt, jedesmal vor dem innern Menschen ganz ausgemalt und lebhaft da stehe, und daß beide Bilder mit einander verglichen werden. Das sicherste Mittel, wodurch der Mensch ein so deutliches und lebhaftes Bild seiner ewigen Glückseligkeit und jeder einzelnen Handlung erhalten kann, daß es seinem innern Menschen sogleich auffalle, was in dieser ist, was jene hindert oder fördert, und daß er jenes sogleich verabscheue, dieses gleich liebe, ist eigenes Schauen durch Erfahrung. Diese erwirbt sich nun der Mensch, nach der Theorie der Seelenwanderung; die Seele geht von einem Zustande zum andern; sie macht überall Erfahrungen des Guten und des Bösen. Die Seele, die von Form zu Form wandelt, hat die Erinnerung, wo und wie sie gewisse Erfahrungen gesammelt hat, nicht; aber sie hat un=

endlich oft die Einwirkung dieser Erfahrungen. Den Verlust der Persönlichkeit schließt die Hypothese der Seelenwallfahrt nicht ein; weil alle die Bilder, die in einer andern Form da waren, jetzt nur ruhen, schlafen, verdeckt sind. Daß die Kinder in einigen Dingen ganz stupid sind, während sie doch in anderen den größten Scharfsinn zeigen, rühre vielleicht davon her, daß jene Begriffe in den vorigen Wanderungen gar nicht vorhanden waren; und die völlig einfältigen Kinder seien vielleicht erst Neulinge in der ganzen Wanderschaft. Diese Hypothese, — sagt Schlosser, — hat keine Erfahrung gegen sich; tausend Erfahrungen hingegen können aus ihr erklärt werden. Süß ist ihm der Traum, daß er vielleicht in einer andern Gestalt Sokrates' Freund oder Rousseau's Liebling war. Auch zeigt er die Brauchbarkeit dieser Hypothese, um Gottes unpartheiische Gerechtigkeit und unwandelbare Weisheit zu schützen, indem durch diese Wanderung die Menschen, bei aller Verschiedenheit ihrer Schicksale, gleich gemacht, ihre Vollkommenheiten befördert, allgemeine Glückseligkeit, und die Absichten Gottes bei allen erreicht würden. Endlich schließt Schlosser mit dem Gedanken: „Die Wanderung hört im Schooße Gottes auf.“ — Im Jahr 1782 ließ er, in Folge einiger Dialoge, welche Herder (im Merkur d. J.) gegen ihn gerichtet hatte, ein zweites Gespräch über denselben Gegenstand folgen; aber auch dieses trug bei der Mehrzahl seiner Freunde nur dazu bei, sie in ihren Urtheilen über die Unwahrscheinlichkeit jener Hypothese noch mehr zu bestärken.

Am 14. Mai d. J. führte Schlosser in einer kleinen Anrede an die Helvetische Gesellschaft zu Olten, (der eine Zusammenkunft Isaac Iselin's mit seinen Freunden Salomon Geßner, Hirzel, Füßli u. A. im Jahr 1760 ihren Ursprung gegeben hatte,) in einer glänzenden Weise den Satz aus, daß Aidos, Furcht vor den Göttern und Ehrfurcht vor den Menschen, der wesentlichste Grund zum Glück der Staaten bei jeglicher Regierungsform sein und bleiben müsse.

In den ersten Tagen des Jahres 1783 folgte Schlosser

einer Einladung Kaiser Joseph II. nach Dessen Residenz, um sich über die Möglichkeit einer Gesetzverbesserung mit einigen Rechtsgelehrten zu besprechen.

Nachdem er in Carlsruhe mehrere Geschäfte beseitigt und von dem Markgrafen, den er so gern seinen Herrn nannte, einige diplomatische Aufträge empfangen hatte, die eine gütliche Ausgleichung gewisser Differenzen über Territorialverhältnisse bezweckten, begab er sich über Speier, wo er Frau von La Roche wieder sah, und Hohenfeld, Der mehr Literator als Mann von Geschmack war, begrüßte, nach Mannheim. Dort begeisterte ihn der Anblick der Antiken-Sammlung so, daß er ausrief: „Wer an der Unsterblichkeit und an dem Zusammenhange des Menschen mit höheren Geistern zweifeln kann, muß hierher kommen und unter diesen Gestalten wandeln!“ Ueber Stuttgart, wo er Werthes besuchte, gelangte er nach München. Hier lernte er in Kohlmann, einem katholischen Geistlichen, dem Schlosser von F. H. Jacobi empfohlen war, einen der edelsten Männer kennen, dessen enthusiastische Sorge für Religion und Vaterland auf ihn einen bleibenden Eindruck gewann. Schlosser'n waren die Gefühle des Patrioten nicht fremd, aber gewisse Freiheits-Ideen traten oft dazwischen und machten das Bild so schwebend, daß es endlich nur Nebel wurde. Bei jenem Manne aber erkannte er, in einem ihm bisher unbekannten Grade, wie Patriotismus und Unterthanen-Gefühl zusammen bestehen kann und was es heißt, an seinem Regenten zu hängen um der Nation willen.

So begab er sich in den Wirbel der sogenannten großen Welt, für die er nicht geschaffen war. Denn er war weder ein Hofmann, noch ein Weltmann, sondern im eigentlichsten Verstande ein Weltbürger. Schon lange hatte er indeß seiner Imagination eine Wendung gegeben, welche ihn sehr gegen die Verblendung sicherte, die so leicht in der großen Welt Dem, der nicht durch seine äußere Stellung ausgezeichnet ist, schaden kann. Ueberall stellte er sich nämlich, wo er mit Menschen zusammentraf, deren, von der Schale entblößten, Kern

vor Augen. Diese Idee machte ihn Allen so gleich, gab seinem Umgange mit den Größern solch eine Freimüthigkeit, Festigkeit und männliche Bestimmtheit, daß er dadurch viel gewann. Doch vielleicht that es dies nicht allein. Einen großen Theil schrieb er seinem glücklichen Schicksale zu, welches ihn von dem geheimen Märtyrerthume fern gehalten, in dem Diejenigen leiden, welche in ihren geistigen Beschäftigungen von Nahrungssorgen unterbrochen werden; welches ihm die Gattin, deren Zuneigung die Grundlage seines irdischen Wohles bildete; Kinder; gemeinsame Freunde gegeben; ihn in so manchem Betrachte unabhängig gemacht und über so viele Wünsche hinausgesetzt hatte. Da er überdies aus Erfahrung wußte, was das Wallen auf dem Erdenwege glücklich macht; so war er sicher und fest gegen alle Blendungen gewappnet.

Als er bereits an mehreren Conferenzen thätigen Antheil genommen hatte, ward er dem Kaiser persönlich vorgestellt, mit dem er auch später mehrere Male, sowohl in dessen Hof-Burg, als in dem Hause des Staats-Canzlers Fürsten von Kaunitz, sich zu unterreden Gelegenheit erhielt.

Je länger Schlosser, Dessen Herz mit Ehrfurcht für die Asche Maria Theresia's erfüllt war, in Wien lebte, desto ergötzlicher erschienen ihm die Posaunenstöße der Zeitungsschreiber über das goldene Zeitalter, welches in Oesterreich aufblühe. Auch hielt er es bald für zweckmäßig, sich durch seine Bekannten überall als einen Anhänger Locke's ankündigen zu lassen, Der bekanntlich sagt, jeder Mensch richte und urtheile nicht über die Sachen, sondern nur über seine Vorstellung von der Sache. Demgemäß bat Schlosser, von ihm zu verbreiten, daß wenn er noch so entschieden spräche, er doch eigentlich nur sage: mir scheint, mir kommt so vor.

Die damals in Wien lebenden schönen Geister, Blumauer, Ratschky, Denis, Sonnenfels u. A., lernte Schlosser sämmtlich kennen. Es ging ihnen aber, wie man deren an vielen andern Orten zu finden gewohnt ist. Sie wußten und arbeiteten zu wenig, und waren meist nur Dichter und Schriftsteller aus

Langerweile. Eines vermißte er dort, wenigstens für die poetischen Genies, sehr schmerzlich: den freien Umgang und die traulichen Nachtessen. Auch lag auf jenen Männern eine gewisse Last von Despotismus, welche sie überall drückte. Nicht Despotismus des Kaisers, sondern seiner Untergötter. Alle die genannten Genies, oder, damit nicht dieser stolze Name entheiligt werde, guten und halb guten Köpfe, waren an die Collegien, und nicht selten unter die Glieder derselben, als Secretaire vertheilt. Jene mußten sich um die Gunst der Präsidenten, diese um die Gunst der Räthe bewerben, und alle wurden so ziemlich als Subalterne behandelt. Die Professoren aber standen unter der Zuchtruthe des Kaiserlichen Geheimen Rathes van Swieten. Erwägt man ferner, daß der Kaiser mehr als einmal nicht nur gesagt hatte, er könne seine Diener nach Willkühr entlassen; so ist augenscheinlich, daß sich Alle, die von den Wissenschaften lebten, fortwährend in einer sehr unsichern Lage befanden und daß unter solchen Verhältnissen kaum eine männliche Seele denkbar erschien; weshalb denn auch Schlosser den Stimmhammer an jene Männer setzte, ohne einige Annäherung zur Harmonie wahrzunehmen.

Der große Streitgaul der Panegyristen jener Zeit war die Toleranz. Diese drehten sie die Kreuz und Quer, beleuchteten sie von allen Seiten, sahen hinein, heraus, darum herum, darüber, darunter, diese predigten sie, setzten sie auf Noten; kurz, sie gingen so mit ihr um, daß Schlosser lieber verfolgt, als um solchen Preis tolerirt werden mochte.

Wohl befand sich Dieser bisweilen in einem kleinen Kreise von Guten, die er in seiner Abgeschiedenheit auswärts nicht ahnete. Zwar fand er wenig Glück unter ihnen und keines, das dem seinigen glich; aber so Manche, die darnach dürsteten, die werth waren, es zu schmecken und fähig, es zu empfinden. Er verband sich Mehreren so eng, als die Zeit es möglich machte; aber eng genug, um auch abwesend das Band immer mehr zusammen ziehen zu können. In Born, dem Generaldirector des Bergwesens, begrüßte Schlosser dort den

einzigen Mann von wahrem Genie. Dieser war für ihn in Wien, was Kohlmann ihm in München geworden.

Während seines Aufenthaltes in der Kaiserstadt faßte Schlosser den Gedanken, für eine Zeitschrift, deren Herausgeber Otto von Gemmingen war, eine Abhandlung über den Geschmack am Großen zu schreiben.

Wir fühlen, äußerte er, daß die Natur eine Quelle von guten Empfindungen in uns gelegt hat: Gefühl der Ordnung und Klarheit unserer Ideen, Gefühl unserer Kräfte und ihres Wachsthums, Gefühl für schöne Gestalten, für angenehme Töne, für die reine Luft, für die erhabenen Schauspiele der Natur, für die Liebe, Freundschaft und Geselligkeit, für die Kinder, für die Ordnung der Gesellschaft und ihre Freuden, selbst für die unsichtbaren Geister, für die Gemeinschaft mit Gott — und tausend andere. Alle diese Gefühle füllen, beschäftigen, erweitern, bessern und stärken unser Herz und geben uns dadurch, neben dem Genusse aller dieser Seligkeiten, auch noch den unserer Selbst, das heißt, den Genuß unserer eigenen Existenz. Aber es giebt noch andere Arten von Genüssen, die uns zwar auch vielleicht manchen guten Augenblick verursachen können, wie der Genuß der Speisen und Getränke, der Genuß des Beifalls anderer Menschen, der Genuß der Uebermacht über andere u. s. w.; aber alle diese füllen, stärken, erwärmen und bessern unser Herz nicht, sondern gewähren nur, statt des Genusses unserer Existenz, den einer momentanen Veränderung in derselben. Wieder giebt es andere Dinge, die uns Genüsse darzubieten scheinen, in der That aber keine gewähren, sondern nur Zeitvertreib, Zerstreuung und Verkürzung der Langenweile sind.

Der Geschmack, fuhr er fort, ist das Urtheil von unsern Empfindungen, ob sie angenehm sind oder nicht. Wer nun das, was die Empfindungen der zweiten Art gewähren, oder gar was das Surrogat der Empfindungen — der Zeitvertreib — darbietet, sucht, schätzt und liebt: der hat, Schlosser's Ansicht nach, den Geschmack am Kleinen; denn er begnügt sich

mit Empfindungen, die nur kurz dauern, nur vorübergehend sind, oft gar keine, oft nur eine unmerkliche Spur nach sich lassen. Wer aber nur die Empfindungen der ersten Art seiner Wünsche und Verfolgung werth achtet: der hat das, was er den Geschmack am Großen nannte.

In solcher Weise gedachte Schlosser seine Ideen aus einander zu setzen, wonach er dieselben auf den Kaiser in seiner Regierung, auf dessen Diener in ihren Geschäften und auf die Großen und Kleinen im Staate anwenden wollte. Er beabsichtigte ferner, zu zeigen, wie Jeder darin nach dem Geschmacke am Großen oder am Kleinen handelte, und sich auszubreiten auf das Leben, den Umgang, die Religion. Endlich wollte er darthun, weshalb der Geschmack am Kleinen fast überall herrsche, und wie man es anfangen müsse, den Geschmack am Großen auszubilden.

Sein Genius widerrieth ihm aber die Ausführung dieses Vorhabens.

Die Wiener schienen ihm in jener Epoche, hinsichtlich der Religion und Philosophie, dem Unbärtigen zu gleichen, der, wie Horaz sagt, eben aus der Zucht des Präceptors entlassen worden ist. Außerdem entbehrte er, was man in großen Städten und gewissen Zirkeln selten anzutreffen pflegt, wodurch aber allein das Gefühl der Religion und echten Philosophie möglich ist: Genuß seines Herzens. Schlosser konnte sich niemals wohl fühlen unter Menschen, deren Höchstes, außer dem sie nichts ahnen, die Ehre ist, der Reichthum, was man ein gutes Haus nennt, der Zeitvertreib. Ihn erfüllte von jeher das, was man den Ton der großen Welt heißt, der nie warm, viel weniger entscheidend sein, nie sich auszeichnen, noch auch eine ernste Stimmung geben darf, mit großem Unbehagen. Denn in gewissen Fällen vermochte er nicht zu schweigen: wenn man ihm einen Dichter lobte, der ein Tropf oder doch armselig war; wenn man einen schlechten oder mittelmäßigen mit einem großen verglich; wenn man einen Freund lästerte, oder Unglauben predigte. Dort hatte aber eben das

Mönchswesen und die Religionsübung, wie man sie vormals zu pflegen gewohnt war, plötzlich mit bitterem Hasse weg gespottet werden müssen, um eine gewisse Freiheit herbei zu führen; weshalb man nun gegen die besten und heiligsten Dinge mehr als gleichgültig war — eine Bemerkung, von deren Wahrheit Schlosser die auffallendsten Erfahrungen erlebte.

Wenn er jedoch in Wien nichts gewonnen hätte, als daß er seine eigene Lage mehr als je schätzen lernte; so wäre der Gewinn für ihn dennoch bedeutend gewesen. Sein Herz, das in so lebhaften Pulsen für Menschen-Adel schlug, war dort, wenn gleich weder mißkannt noch mißverstanden, nicht in seinem Elemente; denn nur zu oft tönte seine Stimme allein. Schlosser, Der mit einem jeden Tage, der seinem Leben zugezählt war, wie mit einem Heiligthume umging, lernte auch während jener Reise viele Menschen kennen, welche sich nur durch den Mangel eigener Hülfsquellen in sich auszeichnen; Menschen, in denen er nirgendwo eine Tiefe fand und die dem Elzflusse gleichen, der zu seicht ist, um ein Bett zu haben und eben deswegen mehr überschwemmt, als er Wasser hat. Dieses breitet sich über eine unübersehbare Fläche aus; aber es ist nichts als Fläche und wird nur Fluß bei einer Ueberschwemmung etlicher Tage, während sein gewöhnlicher Gang ist, rieseln über unfruchtbaren Sand. Er klagte oft, daß die Mitglieder der unsichtbaren Kirche, der er sich frühe zugewendet hatte, so zerstreut auf der Erde seien, und daß die Seele so vieler Menschen in ihrer Lebenskraft so gehemmt, entmannt und entnervt werde, daß jeder Muskel sinke, jeder Zug gröber, jeder Blick trüber, selbst Stimme, Gang und Haltung unedler werde. Ja, er glaubte wahrzunehmen, daß die Gesichter durch eine immer auf bestimmte Zwecke gerichtete Anstrengung verdorben und verzerrt würden, weil Niemand mehr Sinn und Gefühl genug habe, in den Tag hinein zu leben und doch edel und rein zu bleiben.

Schon längst hatte jede Abwesenheit von seinem Wohnorte ihn noch inniger an seinen häuslichen Kreis gekettet; denn

nirgends fand er, was er in ihm jederzeit antraf, die warme, treue, innigste Liebe: das Einzige, was ihn hienieden erfreuen konnte. Er dachte sich oftmals an die tausend Stellen seines Lebens, wo er die Seligkeit geliebt zu werden empfand, und die aber tausend, wo er sie von dem Gotte, Den er ewig anbetete, auf seinen Knieen erflehte. In der Welt sah er so wenig Zweck für sich, bis er in dem Zusammenleben mit Denen, die Gott mit ihm verbunden, seinen Beruf und den Zweck seiner gesammten Existenz erkannte. „Ach, — rief er aus, — wer allein sein und sich selbst genügen kann, lebt ein dürftiges Leben. Ist mir doch, Gott Selbst konnte es nicht, sonst hätte er nicht geschaffen!“ Wenn er früher, in der Zeit, da er um sich griff und vergebens die Hand suchte, welche die seinige drücken, das Herz, welches auf dem seinigen schlagen sollte, im Unmuthe fragte: Weshalb bin ich, mit dem fühlenden, theilnehmenden Herzen der Einsamen einer? so fragte er nun: Weshalb bin ich, der ich mir kein Verdienst beimessen darf, als eben nur das, rein genug zu sein, um die höchste Erdenseligkeit zu fühlen, der Glückliche, während so viele tausend Bessere die Einsamen sind? — Sein Leben war nicht Reisen, sondern ein Wohnen; sein Fleck auf der Erde nicht Wirthshaus, sondern ein Tempel, und der Gott, Den er in demselben verehrte, die Liebe. Auch bei dem Gedanken an die Trennung der Seele vom Leibe, fürchtete er nicht, daß sein Geist in dem Luftkreise ausstauben werde, sondern hoffte vielmehr, daß jener in der Unermeßlichkeit einen Punct fände, in dem er wieder ruhen und sich sammeln könne. „O Emmendingen, — schrieb er aus Wien an seine Frau, vor der er jeden Schatz seines Herzens niederlegte, — gutes, süßes, liebes Emmendingen, wie will ich wieder ausruhen in Dir! Deine Zestreuungen sind wenig und ermüden nicht; Deine Genüsse sind einfach, aber ich kann sie durchgenießen und nie ersättigt werden und brauche nie andere zu suchen, um andere zu haben; sondern suche ich in Dir andere, so ist’s nur auszuruhen, um wieder mit neuem Leben am alten unerschöpflichen Quell zu sitzen.“

Im April d. J. verließ Schlosser Wien. Zu dem Wohlwollen, welches er daselbst gefunden, gesellte sich bei seinem Abgange die Aeußerung einer besondern Zufriedenheit mit seinen Arbeiten. Er hatte dort weder Moses' Decke gebraucht, um gegen die Strahlen gesichert zu werden, noch Ulysses' Wachs, um gegen den Syrenengesang sein Ohr zu verschließen. Denn je mehr er den Glanz in dem innern Brennpuncte erblickte, desto sicherer und inniger mußte er wohl fühlen, daß sein inneres Licht reiner, leuchtender, unverbrennlicher sei; je aufmerksamer er auf den Gesang jener großen Welt horchte, desto weniger konnte er ihn wohl vernehmen gegen die Stimme in seinem Herzen.

Ueber Salzburg, — jenes herrliche Land, von dem Schultes (in seiner Reise auf den Glockner) sagt, daß es der Vereinigungspunct aller Naturschönheiten sei, welche die üppigste Phantasie sich auf dem Continente wünschen kann, — und München, wo er mehrere Tage bei Kohlmann verweilte, erreichte Schlosser Carlsruhe. An demselben Tage traf dort die Nachricht ein, daß über seinen theuern Landesherrn, durch das in Paris erfolgte Hinscheiden seiner Gemahlin, Caroline Luise, Prinzessin von Hessen-Darmstadt, deren Name sowohl im Baden'schen Lande, wie in der größern Welt gepriesen war, ein großes Leid ausgegossen worden.

Der schmerzdurchstürmte Markgraf suchte die Einsamkeit und begab sich in ländliche Stille; er bedurfte Freunde, Umgang, Trost. Er hoffte ihn bei Schlosser und Andern zu finden. Deshalb ließ er auch Jenen nach seinem, im Hartwalde gelegenen, Lustschlosse kommen. So sehr Schlosser's ganze Seele sich in dem vollen Prospecte seines glücklichen Hauses labte, so unterzog er sich dennoch herzlich gern jenem schweren Dienste. Nach einem mehrwöchentlichen Aufenthalte in dem bezeichneten Schlosse begrüßte er, der nirgend auf der Erde Freude, Vortheil, Ruhm oder Glück suchte, oder zu finden glaubte, als im Schooße der Seinigen, endlich wieder sein geliebtes Emmendingen.

Als nach dem Hinscheiden Isaac Iselin's, Dessen Herz, durchdrungen von Eifer für Tugend und Aufklärung, die gesammte Menschheit mit Liebe und Wohlwollen umfaßte, von der Helvetischen Gesellschaft beschlossen ward, in ihrer nächsten, auf den 14. Juni j. J. anberaumten, Versammlung, dem theuern Entschlafenen, durch die Erinnerung an seinen Werth, seine Liebe, sein edles Schweizer-Herz und seinen Patrioten-Geist, eine Trauerfeier zu widmen, wurde Schlosser'n gestattet, ihm dieses Andenken zu stiften; Schlosser'n, als einem Fremden, den weder Nationalstolz verführen, noch Partheilichkeit für gewisse Grundsätze jenes Freundes blenden konnte, dessen Urne mit einem verdächtigen Lobe zu entheiligen.

Im Laufe desselben Jahres wurde der treffliche, die Wunden und Schmerzen der Zeit tief empfindende, Schlosser mit dem Illuminaten-Orden bekannt, der im Jahr 1776 gestiftet war, und zwar, wenigstens dem Scheine nach, ursprünglich in der edeln Absicht, die Feinde der Aufklärung und des Despotismus zu bekämpfen. Gleich so vielen der edelsten Männer Deutschlands schloß auch er sich, in einer arglosen Zeit, jener Verbindung an, ohne zu ahnen, daß auf deren Häuptern bald so schwere Vorwürfe haften würden. Der Orden mag übrigens gewesen sein, wie er wolle: Schlosser fand in ihm etwas oder legte etwas in ihn hinein, was ihn sehr warm für denselben einnahm und zu seinem ziemlich thätigen Mitgliede machte. Er suchte und fand keine Offenbarungen in ihm; denn er war überzeugt, daß Menschen einander nichts mittheilen können, als Erfahrungen und Geschichte ihres eigenen Verstandes. Wir können, seiner Ansicht nach, über nichts raisonniren, als über die Begriffe, welche wir uns von den Dingen machen. Diese Begriffe nehmen wir insgesammt aus unsern Empfindungen, und diese sind nicht die Dinge selbst, sondern nur die Wirkungen der Dinge. Ueber die Dinge, oder Substanzen, selbst können wir nicht denken. Auch über die Wirkungen der Dinge können Menschen nicht weiter denken, als sie Organ haben, sie zu empfinden, und alle unsere allgemeinen

Begriffe und Grundsätze sind weiter nichts, als Abstractionen von vielen gleichen Empfindungen, so weit sie gleich sind; alle unsere Ontologie ist nichts als Abstraction von einigen Aeußerungen unserer Kraft zu denken; sie ist mehr Psychologie als man glaubt. Jene enthält wie diese eigentlich die Gesetze, nach welchen unsere Kraft zu denken, denkt, und ihre Arbeit ordnet; die Cosmologie und natürliche Theologie enthält nur die Schlüsse, die wir aus den allgemeinen von einzelnen unsern Empfindungen abgezogenen Begriffen ziehen; jene in Rücksicht auf das causalum, diese in Rücksicht auf die causa.

Nach diesem Abrisse von Schlosser's Philosophie ist zu verstehen, wie er sagen konnte, daß der Mensch nur über die Wirkungen der Dinge denkt, so weit er sie empfindet. Wenn also ihm ein Mensch Offenbarungen brachte, so mußte es nur Menschen-Offenbarung sein, das heißt, es mußte nur Empfindung sein, die er gehabt hat, oder Andere, und die er ihm historisch beweisen konnte, oder es mußte der Schluß aus einer Erfahrung sein, den er ihm philosophisch aus derselben herleitete. Alle andere Offenbarung hat und kann, Schlosser's Meinung gemäß, nur wahrscheinliche Ueberzeugung geben. In Ansehung dieser gewährte ihm das Neue Testament volle Genüge. In Ansehung jener aber war ihm die Verbindung mit vielen Menschen äußerst wichtig. Die Hoffnung, daß sich in dem genannten Orden Mitglieder befänden, die Schätze von Erfahrungen besäßen, welche er entweder auch gewinnen, oder die sie ihm mit historischer Evidenz beweisen könnten; oder daß sich Männer darin fänden, die mehr Scharfsinn hätten, als er und die Bücher, welche er las und verstand, und die ihm aus den gemeinen Erfahrungen schlußreichere Folgen ziehen könnten, als er bisher im Stande war, machte ihm jenen Orden auch von Seiten des Denkens und Wissens höchst wichtig, und sollte sich das sogar auf Geisterseherei und dergleichen ausdehnen; denn er dachte, daß Baco darin Recht habe, wenn er sagt: Nondum enim innotuit, quibus in rebus, et quousque effectus superstitioni attributi ex causis naturalibus participent. Darin widersprach Schlosser mithin

J. G. Hamann nicht, daß Dieser ein Sonnenlicht forderte, mehrere Wahrheiten zu erleuchten, und daß er das noch nicht für Tag hielt, wenn man mehrere Wahrheiten sammelt und nur ein kleines Licht dazu sucht oder besitzt. Aber Schlosser fragte: was das für ein Sonnenlicht sei? Er selbst glaubte, daß es jenes sei, welches die Natur des Menschen, nicht aber, welches die Schöpfung und die Haushaltung Gottes klar mache. Wenn Schlosser nun die Wahrheit richtig erkannte, daß der Mensch nur über seine Empfindungen raisonniren könne; so war dies zwar kein Tag, der ihm den ganzen Horizont erleuchtete, aber es war doch ein Licht, das ihm sein Zimmer erhellte und das ihm sehr willkommen war, weil er nicht hindern konnte, daß die Sonne hinter jene Berge steige. Demnach hielt er, der täglich ein größeres Bedürfniß empfand, sich an Menschen zu schließen, die Verbindung mit vielen Menschen aller Art heilig, als das beste Mittel, jene Lampe zu nähren, welche, seinem Erachten gemäß, unser einziges Licht sein sollte, indem bis heran weder Sonnen-, noch Adlers-Flügel, noch auch Geister-Sprachrohre für uns existiren.

Ungleich mehr war ihm aber jener Orden in Rücksicht auf das active Leben wichtig. Er hatte sich nicht von den unangenehmen Erfahrungen, welche er in letzterem gemacht, abschrecken lassen und sich seinen Namen als Mitglied jener Gemeinschaft aus Furcht vor der Klippe selbst gewählt. Er nannte sich Dion. Dreimal wurde Dion von den Bürgern, denen er Freiheit verschaffen wollte, zurück gestoßen und verrathen, und er ließ nicht nach bis er starb.

Weder der Mangel an Gehülfen, an Leuten, die Gutes thun wollten, noch die Schaaren von Solchen, die seine Superiorität fühlten und weder den Werth hatten, sich ihm gleich zu stellen, noch die Rechtschaffenheit, sich unter ihm zum Guten gebrauchen zu lassen, hinderten Schlosser'n das Gute zu verrichten, dem er unablässig nachstrebte. Und so mag ihm die Möglichkeit vorgeschwebt haben, daß es jenem Orden gelingen möchte, Jünglinge frühe zum Guten zu inspiriren, ihre Augen zu

öffnen, sie zur Arbeit, zur Achtung vor Menschen, Recht und Tugend zu gewinnen, und frühe sie alle zu Einem Geiste zu stimmen. So mag sein Geist der Zeit voran geeilt und ihm das Jahrhundert erschienen sein, in dem, wenn ein regierender Despot das Alles zu Füßen treten wollte, die Behörden, die Beamten und alle Die, welche voll wären vom Geiste des Ordens, aufstünden und sagten: Uns nicht so; wir wollen weder Brod, noch Titel von einem Despoten, der kein Menschenrecht und keine Tugend ehrt. Und wenn Dieser nun seine vollstreckende Macht anrief, mit dem Befehle eines Angriffs, Jene sprächen: Nicht so; wir greifen sie nicht; sie haben Menschenrecht und Tugend vertheidigt: dem allein ist unsere Fahne und unser Schwerdt geheiligt.

Solch ein Traum mag Schlosser's Seele, zu einer Zeit, in welcher das Volk so verwaist da stand, erhoben haben. Wohl mag man es einen Traum nennen. Aber es giebt doch nur ein Mittel, diesem Traume Realität zu geben: wenn nämlich die Weisheit und Tugend im Verborgenen ersetzen und verbessern, was Ignoranz, Bosheit und Schlechtigkeit nie offenbaren, sondern verderben oder unterlassen.

Die Misanthropie, deren man Schlosser, Der nur im edleren Sinne des Wortes zornig werden konnte, mitunter beschuldiget hat, lag nicht in seinem Character, und wäre dies der Fall gewesen, so hätte er sich gewißlich selbst gesagt, was Plato seinem Dion sagte: „Es ist nicht gut, daß Du so für Dich lebst. Die Einsamkeit versauert den liebenswürdigsten Character.“ Freilich hatte er viel gelitten, in allem Betrachte. Wer aber Menschen-Leiden und Patrioten-Leiden kennt und achtet, wie er sie kannte und achtete, wird sich keine derartigen Vorwürfe gegen ihn erlauben. Schlosser war vielmehr jeglichem Schautragen feind, dagegen aber in der Kunst wohl erfahren, das Beste wie ein Kleinod im Innersten des Herzens zu verschließen; weshalb Diejenigen, die ihm nahe standen, in ihm das Ideal von heiliger Bewahrung der innigsten Gefühle erkannten.

Mit inniger Freude theilte Schlosser im Herbste d. J. seines Markgrafen, unterm 19. Sept. (1783) publicirte, „Antwort auf die Danksagungen des Landes nach Aufhebung der Leibeigenschaft und einiger Abgaben,“ im Deutschen Museum mit. In der Einleitung, welche Schlosser jenem Erlasse, der nichts enthält, was nicht von dem Herzen und Sinne zeugt, aus dem er geflossen, voranschickte, sagt er: „Wir hatten zwar keine so grobe Leibeigenschaft, wie sie hier und da im nördlichen und östlichen Deutschland eingeführt ist; aber doch war's immer Leibeigenschaft, und so gering sie war, hatte sie doch die Wirkung, daß selbst im Baden'schen, oft selbst in einem Amt wer von einem leibeigenen Ort wegziehen wollte in einen freien, Abzug zu geben hatte, der ziemlich genau berechnet wurde und ein Ansehnliches eintrug. Dem Markgrafen, der des Menschen Freiheit so hoch schätzt, und einen edeln Stolz darin setzte, keine Knechte, sondern lauter Freie zu Unterthanen zu haben, war schon der Name Leibeigene lange zur Last. Er fühlte lange, daß seine große Idee von Simplificirung der Regierung und Einführung einer völligen Gewerbsfreiheit, damit unmöglich vereinbart werden konnte. Und schon lange war das seine Lieblingsidee, auch den Schatten von Knechtschaft zu vertreiben. Vergebens rechnete man und rechnete, zeigte Casseninteresse, verschiedene Verhältnisse, übele Folgen, und Alles, was die kleinsüchtige Rechnungspolitik zeigen kann; Er blieb fest darauf, daß ein Fürst und ein König immer Mensch bleibe, wie seine Unterthanen, und daß kein bürgerliches Verhältniß ihn berechtigen könne, ihm von der Natur gleich geschaffene Menschen, sich, so unverhältnißmäßig ungleich zu machen. Sein aufgeklärtes Ministerium ging in alle die Gründe des Fürsten ein, und so kam endlich auch diese glückliche Neuerung zu Stande. Der Fürst entsagte ohne Ersatz einer Einkunft, die er schon lange mit Widerwillen hatte erheben lassen, und erklärte durch ein eigenes Rescript alle seine Unterthanen für Leibes frei. — Unser Gang zum Bessern, fügt Schlosser hinzu, muß in der Verwilderung,

worin sonderlich in dem mittäglichen Deutschland die innern Staatsverfassungen und Regierungs- und Finanzeinrichtungen liegen, langsam sein; aber mich dünkt, die ersten Schritte, die wenigstens bei uns gethan werden, sind zu männlich und weise, als daß wir hier stehen bleiben könnten; und wenn ich den Aufsatz, den ich hier mittheile, lese und wieder lese, so dünkt mich auch, daß der Geist, der diese Schritte lenkt, zu rein und zu groß und zu thätig ist, als daß wir nicht bald dem Ziele näher kommen sollten! O wer gesagt hat, wohl dem Staate, dessen Fürsten Freunde der Weisheit sind, hat ein großes, wahres Wort gesagt."

Die Uebersetzung „der Frösche," eines Lustspieles des Aristophanes, welche Schlosser in dem nämlichen Jahr veröffentlichte, wurde von den Kunstrichtern besonders in Ansehung der komischen Sprache als wohlgerathen gerühmt. Die Chöre hat er metrisch und fast durchgehends im anakreontischen Sylbenmaße wiedergegeben. Bald darnach ließ er des Aeschylus „Prometheus in Fesseln" folgen.

IV.

Schriftstellerische und amtliche Wirksamkeit in den letzten Jahren während seines Aufenthaltes in Emmendingen; von 1784 bis zum Herbste 1787.

Im Frühjahr 1784 gab Schlosser, zur Widerlegung des physiokratischen Systems, welches in einigen badenschen Dörfern geltend zu machen, der Markgraf dem Hofrathe Schlettwein gestattet hatte, unter dem Titel: „Xenocrates oder über die Abgaben,“ eine kleine Schrift heraus, die er Goethe'n mit folgenden Worten widmete:

„Wir leben jetzt weit von einander, lieber Bruder, und die Zeit, in welcher wir zusammen lebten, kommt diesseits des Grabes nie mehr zurück. Laß uns ihr, wenigstens zwischen uns, ein Denkmal setzen.

Das kleine Büchlein, welches ich Dir in dieser Absicht widme, enthält sehr andere Ideen, als die waren, womit wir uns vormals beschäftigten. Ob die besser waren als jene, weiß ich nicht; aber das weiß ich, daß das die beste Weisheit für uns ist, immer das zu denken und zu thun, was jedes Zeitalter und jede Scene unsers Lebens will. Lebe wohl.“

Am Schlusse dieser, in Platonischem Lehrvortrage abgehandelten, Schrift fragt Demetrius: „Sollte aber nicht wenigstens im Allgemeinen angenommen werden können, daß der Staat, der seine Untergebenen wirklich thätig machen wollte, nur dafür zu sorgen hätte, daß das, was nach der Neigung, den Sitten und Gebräuchen, und der Denkungsart seines Volks ihm am angenehmsten ist, sei es, was es wolle, leicht zu erwerben sei? Und scheint es Dir nicht, daß, wenn die

große Revolution, von der Du vorhin sprachst, entstehen, und in ihr die ganze Welt von Menschen mit einander verbunden werden sollte, durch die Leichtigkeit und Freiheit des Transports, durch Eröffnung der Seen, der Hafen, der Flüsse, ihre Zusammenleitung, durch Aufhebung, wenigstens Minderung der Zölle, Besserung der Wege, Unterstützung wichtiger Unternehmungen, Belohnungen der echten Künste und Wissenschaften, Mäßigung aller Abgaben und dergleichen Dinge, der große Endzweck, den wir suchen, erreicht werden könnte? — Ja, antwortet darauf Xenocrates, ich glaub' es, aber eins hast Du nicht angeführt, das ist Gerechtigkeit und Ehrfurcht vor den Göttern, vor den Menschen und vor den Gesetzen. Und dazu, mein Lieber, sind nur große Menschen fähig. Ob es deren geben werde in der Zukunft, und ob die großen Seelen, die es vielleicht alsdann giebt, wenn die große Verbindung unter den Menschen, die ich vorahne, zu Stande kommt, an der Spitze der Geschäfte stehen werden, das kann ich nicht vorahnen."

Während des genannten Jahres hatte Schlosser die Freude, Johann Georg Jacobi als Professor der schönen Wissenschaften in dem ihm benachbarten Freiburg angestellt zu sehen: eine Anstellung, die er selbst mit vielem Eifer in Wien betrieben hatte. „Es giebt Menschen, die in denjenigen Perioden der Nationen, wo die Formen ihrer Verfassung und ihres äußern Lebens gleichsam versteinert erscheinen, gern sich in sich selbst zurückziehen, und was ihnen die Theilnahme an dem öffentlichen Leben nicht darbietet, in dem stillen Frieden ihrer eigenen Brust und in der heitern Hingebung an den Kreis der Auserwählten, der Familie und der Freunde zu finden suchen. Wenn dann Andere kühneren Sinnes erstehen und mit Rede und That der Flamme der Begeisterung die Wege bahnen, daß der Baum der Erkenntniß, auf die nahe Wiedergeburt hindeutend, tiefer seine Wurzeln treibe in dem Leben des Volkes, so suchen jene nur in der Stille die Gesinnung zu läutern und rein zu erhalten, daß das neugeborene Kind in einem

Bayerische Staatsbibliothek München

würdigen Tempel heiliger Liebe die Weihe empfahe." Zu diesen letzteren gehörte J. G. Jacobi, und Schlosser'n that es wohl, einen Theil dieses Lebensweges mit ihm zu gehen. Auch veranstaltete er bald nach Jacobi's Ankunft, um Diesem die herzliche Anerkennung, welche er ihm zollte, auch allgemein zuzuwenden, eine kleine Auswahl von Dessen schönsten deutschen Liedern, welche theils zerstreut, theils noch gar nicht publicirt waren, und ließ sie zu Basel drucken.

„Sein Umgang wie sein Beispiel — sagt Rotteck in der Gedächtnißrede auf J. G. Jacobi — war nicht minder eine Schule der Urbanität, des attischen Witzes, der sanft fließenden Rede, als der sittlichen Grazie, des feinen Gefühles und der ernsteren Weisheit und Tugend. Man hörte oder sah ihn nie ohne geistigen oder moralischen Gewinn, und fühlte sich glücklicher und besser, so oft man ihn verließ."

„Während den Ferien fand Jacobi — wie sein Biograph erzählt — seine Erholung in dem artigen Landstädtchen Emmendingen . . . Schlosser war ein Mann von seltenen Geistesgaben, gebildet in der Schule Plutarchs und vieler anderen griechischen Weisen und römischen Classiker, unbestechlicher Freund der Wahrheit, eifriger Verbreiter der gesundesten Grundsätze über Moral, Politik, Erziehungswesen, Geschäftsleben, Landesverwaltung, ein immer gerüsteter Beschützer seiner Amtsuntergebenen, wofern denselben von oben herab etwas aufgebürdet werden sollte, das er für Unrecht hielt. An ihm bewunderten seine Kenner die Kraft der Sprache, und jenes oft indictum ore alio *)."

Nachdem sich Schlosser im Sommer j. J. einige Wochen in Schwalbach aufgehalten, hatte er in Mainz eine Zusammenkunft mit Dohm, Der ihn, im Auftrage des Prinzen von Preußen, welcher Schlosser'n persönlich kennen zu lernen wünschte,

*) Leben Joh. Georg Jacobi's. Von einem seiner Freunde. (Joseph Albert von Ittner, Großherz. Baden'scher Staatsrath rc. † am 9. März 1825.) Zürich, 1822. S. 92.

zu einer Reise nach Berlin einlud, die Schlosser indeß ablehnte. Auf seiner Heimkehr verweilte er wiederum einige Tage zu Frankfurt im Schooße seiner Familie, vorzüglich sich erfreuend an dem Umgange mit seiner, nunmehr einundachtzigjährigen, aber gleichwohl geistesmuntern und kraftvollen, Mutter. „Vermögen der Kinder Bitten etwas für die Eltern, — äußerte er, — wie die Bitten der Eltern für die Kinder so viel vermögen; so muß sie noch lange so leben!“

Am 10. August d. J. schrieb Schlosser, Der mit zerstörender Kraft zugleich eine schaffende verband und neues, frisches Leben aus den modernden Trümmern aufrief, indem er das Fundament zu wahren suchte, auf welches Vernunft, Recht und Moral gemeinschaftlich bauen müssen, an Merck: „Wenn man von einander lange nichts gehört hat, ist ein Brief eine wahre Wohlthat. So war mir Ihrer: und zumal in fast eben der Woche, da ich einen von Goethe erhielt, der mir auch Freude die Fülle machte. Unser kurzwieriger Club kommt also wieder mit ständigerem Sinne zusammen, und lassen Sie uns, trotz der Verschiedenheit unseres Sein's, mehr beisammen bleiben. — Daß Sie die Knochenlehre so standhaft verfolgen, freut mich für Sie und die Knochen. Das ist doch das Letzte, was vom Menschen und Thier übrig bleibt. Goethe legt sich auch auf die Naturhistorie. Ihr Herren seid berufen, zu bauen; mich dünkt, ich bin's, umzureißen; wenigstens arbeite ich schon lange emsig an Materialien, überall Dummheiten in Dem zu zeigen, was die Menschen recht schön glauben. Ob das Loos wünschenswerth ist, weiß ich nicht, aber es ist auch gut. Meine Hauptarbeit geht jetzt diesem Plane nach. Ich will vorschlagen und versuchen eine philosophische Historie zu schreiben, worin man angebe: 1) Was von jeher über die Dinge raisonnirt worden, wozu die Menschen Data haben; 2) wie sie diese Data gebraucht haben; 3) was sie raisonnirt haben über Dinge, wozu sie keine Data auf Erden haben konnten; 4) was in jedem Jahrhunderte jede Secte der Philosophen über Dinge raisonnirt, wozu dieses Jahrhundert, oder

Bayerische
Staatsbibliothek
München

der Platz, wo die Secte aufstand, keine Data hatte, und 5) wie sie mit Witz, Poesie, Imagination, Worten ꝛc. sich geholfen haben. Den Plan und ein Muster dazu will ich crayonniren. - Sie fühlen, daß dazu sichere Analyse unserer Ideen, der Art, wie wir sie erhalten, und wie wir damit umgehen, gehört; das macht mich bald mit grauem Bart noch in die Schule der Logik wandern. Sie sehen, daß mein Knochen fast fleischloser und markloser ist, als der Ihre. Aber wir sollten doch ein wenig enger zusammen stehen, wer von uns echten, wahren Gang geht!"

Um dieselbe Zeit theilte Schlosser ein „Fragment über die Aufklärung" mit, welches eigentlich Gedanken über verschiedene Gegenstände derselben enthält. Nach ihm besteht die Aufklärung theils in der richtigen Erkenntniß von den Gegenständen der Erfahrung, theils in vernünftigem Glauben über die Dinge, welche keine unmittelbare Evidenz zulassen: alles dieses zum Behufe wahrer Glückseligkeit. Gründlich und wahr giebt er den Gesichtspunct und Standort an, von dem alle Aufklärung ausgehen sollte.

Ueber die Aufklärung in der Religion äußert er unter Anderm: „Eine aufgeklärte Nation giebt nie dem Priester Gewalt; ein aufgeklärter Priester will nie gebieten. — Die Religion ist Moral des Himmelslebens; eine aufgeklärte Nation macht die Religion nur zur Begleiterin der Moral des Erdenlebens, setzt sie nie an ihre Stelle! — Religion soll nur die Aussicht aufs künftige Leben erweitern, nicht das gegenwärtige verdunkeln, aus dem Gesichtskreis stellen. Es ist unmöglich, daß der Mensch erst jenseits des Grabes ein anderes Leben anfange! — Es giebt Religionen, die stupid machen: muß eine aufgeklärte Nation auch die toleriren? — Die Frage von der Toleranz würde nie aufgekommen sein, wenn die Religionen kein Eigenthum, keine bürgerlichen Rechte erworben hätten, wenn ihre Priester sich mit ihrem Lebensunterhalt hätten begnügen müssen, wenn sie mit Religion genug gehabt hätten, und nicht Theologie hätten erwerben müssen. — Wenn man

Bayerische Staatsbibliothek München

den Schuhmacher, der in die Zunft will, vor allen Dingen fragt: was er von Gott hält, ehe man ihn fragt: was er von den Schuhen hält; so ist's unvermeidlich, daß der Artikel von Gott, Zunftartikel werde! — Außer der stupiden Religion, glaube ich, wird eine aufgeklärte Nation alle dulden, und der Character der Stupidität ist nicht wohl zu verkennen, im Zweifel ist die Vermuthung: nicht stupid. — Aeußerlicher Gottesdienst und Schülermacherei sind keiner echten Religion wesentlich; eine aufgeklärte Nation kann sehr tolerant sein und beides verbieten. — Dadurch, daß man Religion, das heißt also, Moral des Himmelslebens, nicht an die Moral des Erdenlebens angeschlossen, sondern sie an ihre Stelle gesetzt hat, ist man in die Frage über die Bekehrung und Einwirkung der Gnade und dergleichen Abgeschmacktheiten gefallen, welche die christliche Religion vielen so anstößig machen. Eine aufgeklärte Nation, welche die Moral des Himmelslebens der Moral des Erdenlebens nur anhängt, wird bald finden, wieviel im Menschen übrig sein muß von der Erdenmoral, ehe die Frage von Himmelsmoral ist. Sie wird also nie in den Fall kommen, Bösewichte, die auf der Hoffnung der Gnade ruhen, sich durch eine unaufgeklärte Religion zu erziehen; auch werden ihre Priester nie selig sprechen, noch verdammen, sie werden nur ermahnen und rathen, werden es machen, wie der aufgeklärte Richter, der da immer nur sagt: Freund, ich sage Dir, Du hast Böses gethan, ob aber Du böse bist, das weiß ich nicht!"

Uebergehend zur Aufklärung in der Rechtswissenschaft sagt Schlosser: „Polen und Nordamerika haben Gesetzbücher geschrieben, und wo arbeitet man nicht an Gerichtsordnungen, Advocaten-Reglements, Prozeß-Formen! Es ist mir fast, eine aufgeklärte Nation sollte mit der Gesetzgebung inne halten, bis sie ihres Zwecks, ihres Plans gewiß ist, bis sie überzeugt ist, daß sie einen Zweck hat, den sie darf sehen lassen, und einen Plan, der zusammen stimmt. — Der Areopage war mit seiner Prozeßordnung geschwind fertig; so wird's jede

Nation sein, die selbst die Grundsätze der Gerechtigkeit zu ihrem ersten Ziele setzt. — Eine aufgeklärte Nation ist immer eine gerechte Nation; und ein sicheres Kennzeichen, daß eine Nation eitel mit Aufklärung prahlt, ist, wenn sie nicht gerecht ist. Der Grund dieses Satzes ist leicht einzusehen, weil gerecht sein und weise sein unzertrennlich ist. Welche Nation kann sich aber aufgeklärt nennen, die nicht weise ist? — Die Rechtswissenschaft ist noch tief im Dunkeln, und so leicht ist sie nicht helle zu machen, als man wähnt. — Was ist Recht und Unrecht von Mensch zu Mensch? — Mich dünkt, sie sind nichts als die Mittel, Menschen zu gewinnen und sie sich zu erhalten; und die Menschen wollen nach ihrem Geschmack gewonnen werden. Es ist in der Rechtswissenschaft mehr willkührlich als man glaubt. Ich zweifle, ob man einen Rechtssatz als möglich unter den Menschen denken kann, wenn man nicht annimmt, daß jeder Mensch andere gewinnen, und von andern gewonnen werden will; darum richtet sich auch das Gesetz meist nicht nach abstracten Raisonnements über die Dinge und das Wohl des Ganzen, sondern nach der Art, wie die Nation die Sachen ansieht. — Wenn eine Nation zusammen stößt, wenn mehrere Menschen zusammen leben, so werden gewisse willkührliche Grundsätze durch die gemeine Art zu denken von ihr eingeführt, sie werden Sitte, und wer gegen sie handelt, beleidigt die Nation. Die Meinung der Nation von Recht und Unrecht ist also Gesetz, und der ewige Grundsatz der Geselligkeit im Menschen ist nur ihre Sanction. Aber wenn die gemeine Art zu denken in der Nation ihr wirklich schädlich ist? Dann muß man sie aufklären; also geht Aufklärung vor dem neuen Gesetzbuch voraus. Warum machen wir denn schon Gesetzbücher? — Es ist mir immer ein Problem gewesen, wie man an der Gerichtsform so viel schnitzen, drechseln und hobeln kann, wenn das Gesetzbuch, wonach gerichtet werden soll, wenn die Nation, aus welcher und für welche die Richter gewählt werden, noch so unaufgeklärt ist; und ich weiß nicht, ob ich die vielen Prozeßformen, die täg-

lich ausgehen, für ein Zeichen der Aufklärung oder der Dumpfheit halten soll! — Man mag sich drehen und wenden; der Mann wird nur durch Weisheit und Gerechtigkeit ein guter Richter, und die sind Folgen der Aufklärung. — Wenn wir täglich bemerken, wie wir uns mit allem behelfen müssen, so sollten wir doch fast zweifeln, ob wir aufgeklärt sind! — Auch am peinlichen Rechte wird aufgeklärt; und ist in der Rechtswissenschaft etwas wirklich aufgeklärt worden, so ist's da. Die Abschaffung der Folter; die Aufhebung der Hexenprozesse; die Einschränkung, und wie ich hoffe, die gänzliche Abrogation der Blutgesetze, haben hier schon viel gethan. Aber noch ein großer Schritt ist zu thun, der wartet auf die gänzliche Aufklärung: das ist, Verbrechen zu verhüten! — Die Aufklärung am geistlichen Recht endlich ist auch sehr glänzend in unsern Tagen, und wohl unsern Nachkommen, wenn der Geist des canonischen Rechts, der in der Hand der Clerisey so oft Geist der Ungerechtigkeit war, nun in der Hand der Weltlichen ein Geist der Gerechtigkeit wird! Wäre das nicht, so wäre fast mehr verloren als gewonnen; denn es ist doch erträglicher, Unrecht in seiner Dumpfheit um Gottes Willen für Recht ansehen zu wollen, als in seiner Aufklärung, Unrecht um der Menschen willen für Recht halten zu müssen."

Auch über das Studium der Philosophie sprach sich Schlosser, und zwar in folgender Weise, aus: „Die Philosophie aus den Klöstern und den Händen ihrer alten Lehrer zu ziehen, ist noch lange nicht, sie aufklären! So lange man Philosophie, ich rede blos von der speculativen, als Philosophie lehrt, so lange ist sie unaufgeklärt und unaufklärbar! — Ich kenne keines Menschen Philosophie, die ich jemand möchte lehren lassen, um sie anzunehmen. — Das sicherste Kennzeichen einer Aufklärung in der Philosophie ist, dünkt mich, wenn man nur philosophische Historie lehrt — und die zu lehren, dazu haben wir kaum Bruchstücke zu Hülfsmitteln! — Mich dünkt, es ist unleugbar, daß der Mensch die Wesen der Dinge nicht kennt; daß folglich, wenn er glaubt über die Wesen der Dinge zu philosophiren,

er eigentlich nur über die Wirkung, welche die Dinge auf ihn machen, oder welche sie nach seinen Beobachtungen auf Andere machen, philosophirt. Unsere eigene Sprache führt uns hier in manchen wichtigen Irrthum. Wir sagen das Feuer löst auf, schmilzt, calcinirt, brennt, das ist, es thut auf Holz, auf Gold, auf Blei, auf uns die Wirkung, die wir so nennen; gleich schreiben wir ihm eine verzehrende Kraft zu, und doch sind seine Wirkungen nur Wirkungen in der Hypothese, nicht wesentliche Eigenschaften in jedem Verhältniß. — So wie wir die Wirkung beobachtet haben, schreiben wir ihr eine Kraft zu, und weil wir nichts von Kräften denken können, so setzen wir sie in ein Etwas, das wir Substanz nennen! — Ich habe gegen diese Art zu philosophiren bei Menschen, das heißt, nach menschlicher Weise zu philosophiren, gar nichts; wir können nicht anders. — Aber daß wir in den so dürftig zusammen gestoppelten Substanzen noch immer durch Vernunftschlüsse Seiten entdecken wollen, die wir nicht fühlen können, daß wir sagen:

Namque est in rebus inane
Principium quoniam cedendi nulla daret res;

daß wir sagen, der Geist ist einfach, weil er denkt; daß wir sagen, Gott ist dies und das, weil wir dies und das sind, kurz, daß wir mehr wissen wollen, als aus dem einfachen Factum der Empfindung folgt, welches uns allein bewußt ist: das beweist mir, daß wir noch lange keine Philosophie haben! — Wenn wir eine philosophische Historie hätten, wie ich eine wünsche, so müßte bei einem jeden Philosophen und seinem System zum Grunde liegen: wie hat er die Gegenstände, wie hat er die Veränderungen außer und in ihm empfunden, welcher Kraft hat er diese zugeschrieben? was hat er aus diesen Kräften sich für Substanzen gebildet? was hat er aus der bekannten Empfindung für Züge in das Gewebe dieser Substanz gesetzt? was hat er für welche aus Vernunftschlüssen hineingezogen? was hat seine Einbildungskraft hinein gebracht? Wie manches

System von Weltseelen, von guten und bösen Principien, von prästabilirten Harmonieen wird bei einer solchen Behandlung zum Reich der Phantasie verwiesen werden; wie mancher Philosoph wird finden, daß er Poet war! aber wie unendlich wird die Wahrheit dabei gewinnen, wie unendlich viele Streitigkeiten werden weggeworfen werden, weil sie vor unsern Gerichtsstuhl nicht gehören; wie lebendig wird der echte Menschensinn wieder aufwachen, und wie triumphirend wird der große Geist, der unser Herz ausdehnt, um die Lücken unseres Verstandes zu decken, über der Philosophie schweben, wenn bei einer aufgeklärten Nation diese große Wahrheit wieder aufblüht: Daß der Mensch nur gemacht ist, durch seine Empfindung zu philosophiren!"

Schlosser's darauf folgende Schrift handelt „über die Duldung der Deisten" und war zunächst seinem, damals in Berlin lebenden, Freunde Dohm gewidmet. Fünf Jahre später (1789) folgte seine Abhandlung „über die Apologie des Predigtamts des Deismus," welche er dem Consistorial-Rathe Jacobi in Celle mit den Worten zueignete: „Ich habe, verehrter Greis, als Jüngling Ihr Buch von der Dankbarkeit gegen Gott gelesen und noch sind mir die Eindrücke gegenwärtig, die dasselbe damals auf mich gemacht hat. Ich widme Ihnen den kleinen Aufsatz, den Sie hierbei erhalten, blos um Ihnen das zu sagen; denn ich glaube, daß wir unsern guten und weisen Alten unsere Ehrfurcht nicht besser beweisen können, als wenn wir ihnen sagen, wie nützlich sie unserer Jugend waren."

In der ersten Schrift redet Schlosser davon, was die bürgerliche Gewalt thun; in der zweiten aber, was die Weisheit rathen könne. Jene sollte die Gränzen angeben, welche, nach seiner Ansicht von der Sache, die Gesetzgeber hinsichtlich der Religionsduldung sich setzen sollten. Diese sollte der Weisheit der Nation zu beurtheilen geben: ob die Philosophen sich in Ansehung der Religion, welche sie sich erfinden, nicht noch engere Gränzen ziehen müßten, wenn sie wahre Wohlthäter

des menschlichen Geschlechtes sein wollten; und diese Gränzen zog Schlosser so enge zusammen, daß er behauptete, diese Philosophen würden sehr weise handeln, wenn sie die Predigt ihrer schwankenden Lehrgebäude der Predigt des fester erprobteren Lehrgebäudes der christlichen Religion aufopferten.

Sein ersterwähntes Büchlein wurde, seinem eigenen Ausdrucke nach, durch einen wirklich berühmten und angesehenen Staatsmann veranlaßt, der die Frage: ob die Deisten nicht einen billigen Anspruch an öffentliche Duldung zu machen hätten? gelegentlich aufwarf. Das zweite entstand, als ein Geistlicher eine Apologie für den Deismus schrieb, in welcher er für seine Protegirten das Recht ansprach, überall ihre philosophische Religion auszubreiten, und alle andern Religionen, wie er sich wörtlich ausspricht, „aus Menschenliebe zu verdrängen.“ Dieses Recht, welches der Geistliche ansprach, sah Schlosser an für ein Recht zu predigen; da nun eine jede öffentliche Lehre, zumal in Religionssachen, seit Henoch's Zeiten, eine Predigt heißt, so glaubte er dadurch jenem Manne kein Unrecht zu thun, wenn er ihn für einen Apologeten des Predigtamtes des Deismus angäbe.

In seiner Schrift über die Apologie des Predigtamts des Deismus bekennt Schlosser: „Ich habe in meiner großen Einschränktheit es bisher zu wahr gefunden, was Lucian sagt, daß die Gottheit offenbar das wahre Centrum aller Philosophie (worunter er vermuthlich die Wahrheit versteht) in dem Faß der Dinge, unter die unterste Häfe versteckt habe *). Ja noch mehr, ich habe sogar geglaubt, daß wenn ein Philosoph das ganze Faß aller Erkenntniß zugleich mit den Häfen ausgetrunken hätte, er doch von Geschmack des Unterschieds der Wahrheit und des Irrthums nichts erwerben könne. Mir hat es immer geschienen, daß hier der menschlichen Natur etwas

---

*) ἀιεχνῶς γὰρ ἐν τῷ πυθμένι δοκεῖ μοι ὁ θεὸς κατακρύψαι τὸ φιλοσοφίας ἀγαθὸν ὑπὸ τὴν τρύγα αὐτήν.

Lucian. de Sectis.

fehle, was die Philosophie auf keine Weise ersetzen könne, und alles was ich über das Kennzeichen der Wahrheit gelesen, gehört, gedacht habe, hat mich überzeugt, daß dasselbe nicht auf Schlüssen, sondern auf einem unmittelbaren Bewußtsein ruhe. Es hat mir geschienen, daß all unser Denken und Wissen, daß das Denken und Wissen des reinsten Geistes selbst, immer nur seinen Stoff aus dem nehmen müsse, was die reel-existirenden wirksamen Principien ihm geben, und daß folglich die existirenden Principien selbst, so lange Ursache und Wirkung verschieden gedacht werden müssen, nie in das Bewußtsein übergehen, folglich nie einem denkenden Wesen, ihrem eigenen Wesen nach bekannt werden können. Aus diesem Unterschied des Seins und Denkens habe ich dann geschlossen, daß auch der reinste Geist nicht durch Schlüsse heraus bringen könne, was dem Wesen des Principiums noch außer den Wirkungen möglich sei, die aus dem Universum des Seins in denselben übergegangen sind; das ist, die er erfahren hat. Da nun keine Wahrheit gedacht werden kann, wenn deren Gegenstand nicht ganz gedacht worden ist; so hat es mir geschienen, daß der Character der Wahrheit nicht in der Kraft zu denken, sondern in dem Gefühl eines jeden denkenden Wesens liegen müsse; wodurch es, ob dasselbe gleich nie die Sachen selbst, sondern nur gewisse Wirkungen erfährt, doch eben so gewiß weiß, daß eine Sache nur ist, wie sie ihm erscheint, als es seiner eigenen Existenz bewußt ist.

Dieses Gefühl habe ich in Gott, wenn ich mir ihn, durch die Abstraction, blos als denkend vorstellte, Gottes Wahrheit; in dem Menschen aber habe ich es, in meiner eingeschränkten Philosophie, den Menschensinn genannt, wenn ich es in dem, was der Natur des Menschen, im Durchschnitt genommen, gemein ist, betrachtete. So wie ich aber nun leicht beobachten konnte, daß dieses Gefühl, gleich allen andern Gefühlen des Menschen, erweitert und verengt, verbessert und verdorben werden kann; und daß es wirklich, zumal bei denen, welche sich für gelehrte Männer und starke Geister ausgeben, am

meisten verdorben wird: so habe ich es mir daher sehr begreiflich machen können, warum auch die Besten unter ihnen, in beinahe allen ihren Grundsätzen und Meinungen so uneins sind."

Den Staatsmann nun und den Gottesgelehrten glaubte Schlosser jeden nach seinem Fache behandeln zu müssen. Bei jenem sah er den Anspruch der Deisten von der politischen Seite an; bei diesem von der moralischen. In beiden Rücksichten setzte er voraus, daß sowohl die Gesetzgeber, als die Philosophen, das gemeine Beste der Menschheit, so weit es Menschen befördern können, zum letzten Zweck ihrer Handlungen setzen müßten. Beide schienen ihm also darin überein zu kommen, daß beide nach den Grundsätzen der Weisheit handeln müßten, die auf diesen letzten Endzweck führt. Darin fand er aber einen Unterschied, daß der Gesetzgeber noch Zwangsmittel brauche, um seine Untergebenen zu dem Endzweck zu führen, den die Weisheit ihm vorstellt; wo hingegen er den Philosophen die Ehre anthat, von ihnen zu glauben, daß das beste Wort der Weisheit ihnen zugleich Gesetz, Sanction und Executionsmittel wäre.

Dieser Unterschied schien Schlosser'n deswegen sehr wichtig, weil nicht allein die Anwendung eines Zwangsmittels in moralischen Gegenständen ihnen alle Moralität nimmt; sondern auch deshalb, weil, wenn die Zwangsmittel manchmal auf der einen Seite etwas gut machen, sie auf der andern wieder dreimal so viel übles stiften. Er war deswegen in seiner ersten Schrift weit entfernt, ein preußisches Religions-Edict oder ein Reichsgesetz zum Vortheil der symbolischen Bücher zu rathen; sondern er begnügte sich, nur diejenigen Glaubensartikel anzugeben, welche ihm so unentbehrlich schienen, das Band der menschlichen Gesellschaft zusammen zu halten, daß er glaubte, der Staat werde nicht lange bestehen, welcher diese Artikel nicht gleichsam in seine Constitution verwebt, wogegen er denjenigen für ungleich sicherer gegründet hielt, dessen Glieder nach diesen Glaubensartikeln denken und wenigstens im

Durchschnitt auch nach ihnen am meisten leben, wäre er auch nur aus einem blinden Glauben.

Schlosser kannte keine christliche Religion, als die, welche Christus gelehrt hat und ihn dünkte, daß er solche untrügliche Maximen, nach welchen die Lehre Christi geprüft werden kann, angegeben habe, daß ein Nachbeter, der diese befolgt, nie verlegen sein werde, wie er Christus verstehen solle.

Mit allem hatte Schlosser aber doch nicht verkannt, daß die, auch bei den Nachbetern, immer grübelnde Vernunft schwer bei der Lehre Christi selbst zu halten sein würde, wenn sie diese für eine bloße Deistensecte halten sollten, und es war ihm die Betrachtung dabei nicht entgangen, daß, wenn auch die Vernunft sich oft unter den Glauben biegen würde, doch die Unweisheit in dem Falle, durch tausenderlei Sophistereien, Nachbeter und Epopten, von Christus, dem Philosophen, wegführen würde. Und deswegen konnte Schlosser dem gelehrten Deistenapologeten den abentheuerlichen Gedanken, daß Christus selbst ein Deist gewesen wäre, nicht hingehen lassen. Er widerlegte ihn vielmehr, so gut er es als ein Laie vermochte, und wenn er seine erste Schrift mit der Bemerkung geschlossen hatte: „Ich wünschte, die Prediger der uneingeschränkten Duldung möchten bedenken, daß aus den Trümmern der Glaubens-Religion, deren Priester der Clerus ist, endlich, wenn sich jeder seinem Raisonnement hingiebt, eine Religion entstehen muß, deren Gott und Priester Despotismus heißt!“ So fand er für gut, diese zweite mit folgendem Commentare der ersten zu beendigen: „Und nicht allein vor der Weisheit der Nation haben sie ihre Sache zu verantworten; selbst vor dem Genius der Freiheit, so viel noch von ihm unter uns leuchten kann; selbst vor dem müssen sie reden, wenn ihr Herz noch für Menschenwerth fühlbar ist.

Wird das Deistenchor dem Christen erlauben, seine Religion für einen Schild der schon in den Staub getretenen Freiheit zu halten? Sie, die immer den Hut der Freiheit zu schwingen und ihn ganz allein in Besitz zu haben glauben?

Sie, die auf Christen herabsehen, wie auf Sclavenseelen, welche selbst ihren Geist in Fesseln schmieden lassen? — Kaum! — Aber, sagt uns doch, was ist denn Eure Freiheit, Ihr Unbedachtsamen? Systeme zu bauen und Systeme umzustoßen; Sätze zu behaupten und Sätze zu bestreiten; Wahrheiten zu vertheidigen und Wahrheiten zu leugnen: Das ist alles! Und wird diese Freiheit allgemein, so wird auch Euer Despot sie behaupten. Hat sie aber der, wie bald werdet Ihr aufhören, sie zu behalten?

Das ist die wahre Freiheit, sagen die Politiker, wo nichts gebietet als das Gesetz! Wer ist also am freiesten, Ihr, die Ihr gerade deswegen von der Willkühr des Despoten abhängt, weil Ihr ihn von allem Gesetz entbunden glaubt, das seine eigene Philosophie nicht anerkennen will; oder die Christen, welche sich und den Despoten zugleich dem Gesetz ihrer Religion unterwerfen?

Als der unglückliche peloponnesische Krieg alles Gefühl für Patriotismus, Religion und Gerechtigkeit in ganz Griechenland ausgerottet hatte, eroberte Philomelus, der Phocenser, Delphi und zwang das Orakel von ihm auszusprechen: „Er sei Der, welcher thun könne, was er wolle!“ — Welcher Philosophensecte wird jeder neue Philomelus nicht eben das auspressen, welcher wird er nicht eben das abkaufen, abhöfeln können? Wie manche hat nicht schon, vor und nach Hobbes, dieses Orakel gegeben? Aber unbestechlich, unüberwindlich sind die Orakel der christlichen Religion. Sie halten noch den Leviathan in der Tiefe und den Leviathan auf dem Thron, an dem eisernen Ring, den ihnen der Glaube, und wäre es auch ein Glaube mit Zittern, durch die Nase gestochen hat. — Und Ihr wollt ihn zerbrechen, den Ring? — Hat Euch die Erfahrung nicht klüger gemacht? Was hat die Freiheit zu denken in den letzten Zeiten Griechenlands und der ersten Zeit der römischen Monarchie gewirkt? „Der Geist der Nachforschung, — sagt Gibbon, — erweckt durch Nacheiferung und unterstützt durch die Freiheit zu denken, hatte die

öffentlichen Lehrer der Philosophie in eine Menge von Secten getrennt, welche in ewigem Streit mit einander lagen: aber die aufgeklärten Jünglinge, welche von allen Enden in den Schulen Athen's und andern Sitzen der Wissenschaften zusammen flossen, lernten einstimmig, in allen Schulen, die Religion des Volkes zu verwerfen und zu verachten." So sagt Gibbon, Der gewiß kein Vertheidiger der Glaubensreligion ist; — und nun sagt: sollen wir noch einmal in alle die Abscheulichkeiten gestürzt werden, welche eben mit dieser Epoche anfingen und die von Sylla's Zeiten an, bis zum Constantin, den römischen Staat in eine Barbarei warfen, die noch viele Jahrhunderte hernach so fürchterlich fortdauerte, daß selbst die Philosophie sie nicht vertreiben konnte, und daß sie erst nachließ, als das Laster seiner selbst überdrüßig wurde?

Soll, da schon jetzt die Politik, die Gerechtigkeit, das Gewerbe, da alles so ganz egoistisch, so ganz partheiisch geworden ist, daß jeder daraus machen kann was er will; soll es auch die Religion werden, die noch ganz allein dem Despotismus der Großen und der Schlechtigkeit der Kleinen einen Damm entgegen setzen kann?

Es ist eine kleinliche Ansicht, wenn Necker *) die Religion für einen Trostgrund angiebt, der dem Geringen und Armen die Duldung des nöthigen Unterschiedes der Stände und des Vermögens erträglich macht. Aber das ist eine große Ansicht, daß sie der letzte, der heiligste Anker der Menschheit ist, den selbst der Despotismus noch verschonen muß!

Hütet Euch, daß Ihr diesen nicht abhauet. Ihr werdet dadurch mehr nicht gewinnen, als die kindische Freude, auf dem Meere des Geschwätzes nach Willkühr herum zu schwimmen, und auch das vielleicht nur auf kurze Zeit **)."

---

*) Influence des opinions religieuses etc.

**) J. G. Schlosser über die Apologie des Predigtamts des Deismus in dem Braunschweiger Journal V. Stück für 1789. S. 132. f. Neues Deutsches Museum. 1791. B. IV. S. 207 f.

Die in Mannheim aufgeworfene Preis-Frage: wie der Kindermord zu verhindern sei, ohne die Unzucht zu befördern? veranlaßte Schlosser, im Jahre 1785, mit einer Schrift hervor zu treten, in der er zunächst zeigt, daß jene Frage, so wie so manche andere Preis-Frage, in der Allgemeinheit, in welcher sie aufgeworfen worden, gar nicht könne beantwortet werden; daß es auf die Umstände jedes Landes, in denen die Veranlassungen zum Verbrechen liegen, und auf die Umstände, welche gewisse Mittel dagegen erlauben, oder unmöglich machen, so viel ankomme, daß die besonderen Beurtheilungen dieser Mittel ohne Localkenntnisse nicht unternommen werden können: daß also eine allgemeine Auflösung des Problems, wenn sie auch gefunden würde, noch die Anwendung ihrer Grundsätze auf das Einzelne zurücklasse, die eben so schwierig sei, als die ganze Auflösung. Um daher jener Preis-Frage einigermaßen ein Genüge leisten und sie bestimmt beantworten zu können, idealisirte sich Schlosser ein Land, unter dem Namen Wudby, in welchem dem Kindermorde sollte gesteuert werden.

In diesem, auch durch manche Nebenbestimmungen lehrreichen, Aufsatze nimmt Schlosser folgenden Ideengang. Es beruhet überhaupt die Möglichkeit, daß das genannte Verbrechen häufig begangen werde, mehrentheils auf der großen Sinnlichkeit des Volkes. Die Strafen des Kindermordes aber wirken gar nicht gegen diese Quelle; denn sie treffen nur eine zufällige Folge. Die Quelle selbst wird allein durch Sitten gereinigt. Sitten aber werden nicht durch das Gesetz gegeben, sondern durch Sitten. Die Verdorbenheit derselben kommt großentheils von oben herab. Die höhern Stände müssen also Mäßigkeit und Arbeitsamkeit annehmen, wenn die entgegengesetzten Laster nicht im Volke um sich greifen sollen. Die unglücklichen Opfer der Sinnlichkeit, die sich alsdann noch finden, müssen in Schulen der Arbeitsamkeit eine Zuflucht finden, in welchen sie zu guten Bürgerinnen des Staates gebildet werden: die Sorge aber für den Unterhalt ihrer Kinder, die sie nicht ernähren können, werde ihnen abgenommen, und

wenn auf diese Art die Veranlassung zum Kindermorde gehoben worden, so können die einzelnen Verbrecherinnen in ein Pönitenzhaus zur Besserung gethan werden, damit sie der beständig dauernden Schande unterworfen bleiben, der sie durch ihr Verbrechen zu entgehen dachten.

Damit dies Alles die Unzucht nicht begünstige, müssen die Ehen befördert werden. Dieses geschieht aber nicht dadurch, daß jeder früh heirathet, sondern dadurch, daß die Jugend nicht wie bisher so früh Mann werde, ehe sie es an Geiste ist. Alsdann aber gebiete das Gesetz die Ehe durch Wiedereinführung des Hagestolzenrechtes.

In der Vorrede, mit welcher Schlosser diese Abhandlung bei dem Abdrucke eingeleitet hat, giebt er vor, er habe dieselbe größtentheils aus einer geheimen Chronik des Königreichs Wudby genommen, die ihm in der Handschrift bekannt geworden und die noch eine große Anzahl von trefflichen Verordnungen gegen den Aufwand, das Spiel, über den Unterricht der Jugend, die Geistlichkeit, Ausrottung des Aberglaubens rc. enthalte, von denen er vielleicht mit der Zeit die eine und die andere bekannt machen werde. Er führt an: der Verfasser dieser Chronik wundere sich, daß bei so vorzüglichen Anstalten und Gesetzen die Wudbianer dennoch so unbekannt geblieben seien, und es habe derselbe seine Bemerkungen mit den Worten beendet: „Ich vermuthe aus vielen Gründen, die der geneigte Leser in dieser Chronica finden wird, daß die Wudbianer mehr Leute, die schön reden und schön schreiben konnten, gehabt haben müssen, als solche, die auch etwas Kluges thaten; und daher kam's, daß man in Wudby immer mehr sein wollte, als nöthig war und nie war, was man sein sollte *).“

In demselben Jahr veröffentlichte Schlosser noch zwei kleine literarische Arbeiten: einen Aufsatz über „Wahrheit und

*) Diese Schrift ist auch in dänischer Sprache erschienen, unter dem Titel: Wudbianerne, et Preisskrift af J. G. Schlosser. Kopenhagen, 1789.

Glaube“ und ein „Schreiben über die katholische und protestantische Geistlichkeit,“ welches an einen Katholiken gerichtet ist. In dem erstern spricht er sich dahin aus: Wahrheit werde immerhin laut geprediget. Aber reine Wahrheit ist so selten, und Wahrscheinlichkeit oft so gefährlich, weil Leidenschaft ersetzt, was jener an Gründen fehlt. Hat man nun an die Stelle des Irrthums nur Wahrscheinlichkeit zu geben, so bleibe immerhin der unschädliche Irrthum. — In dem Eingange der folgenden Abhandlung, die interessante Bruchstücke einer Vergleichung des politischen und religiösen Verhältnisses der bezeichneten Geistlichkeit zu den Staaten enthält und, wie Alles, was aus Schlosser's Feder geflossen, frei und unpartheiisch gedacht ist, giebt er selbst als Gesetz an: Irrthum werde nicht anders unter dem Volke bestritten, als so, daß bessere Gründe der Tugenden, die mit ihm in Verbindung gesetzt worden sind, untergelegt werden, so daß der Irrthum alsdann allmälig falle, ohne jene mit sich zu ziehen. Das Schreiben selbst aber beschließt er mit der Aeußerung: „Rechnen Sie nun Alles zusammen, so werden Sie finden, daß wer Ihnen sagte, unsere Geistlichen fingen an so mächtig zu werden, als Ihre gestern waren, Sie eben so übel berichtet hat, als wer Ihnen sagte, daß unser Clerus überhaupt so viel wirksamer zum Guten, zum Zweck der Religion wäre, als Ihrer! Der Hauptunterschied wird vielleicht, wenn man alles genau prüfen wollte, darin liegen: daß die Fehler Ihres Clerus mehr in die Augen fallen, als die Fehler des Unsrigen, und daß dort die Fehler mehr durch die Clerisey selbst eingeführt worden sind, hier sie mehr durch die Unachtsamkeit der weltlichen Gewalt sich eingeschlichen haben; wie sie sich auch, Sie mögen noch so viel am Clerus reformiren, bei Ihnen einschleichen werden, wenn auch da nicht eine weise Reformation bei der bürgerlichen Gewalt anfängt.“

Wie wir Schlosser'n wiederholt in enger Beziehung zu den höchsten philosophischen Problemen erblickt haben, so finden wir ihn auch nun mit deren Lösung auf das Angelegentlichste

beschäftigt. Die sensualistische Schule Frankreich's hatte um jene Zeit ihre Herrschaft über die Gebildeten fast aller Zungen ausgebreitet und in der Consequenz des Spinoza'schen, so wie in der zernichtenden Schärfe des Kant'ischen Systems noch in der Schule mächtige Verbündete gefunden. Fr. H. Jacobi's (im Herbste 1785 erschienene) „Briefe über die Lehre des Spinoza" mußten daher ihm in einem Grade willkommen sein, welcher mit der Freude im Verhältnisse stand, die er über die Besiegung eines System's empfand, welches die Menschen um einen persönlichen Gott brachte, und sie, wenn auch auf einem andern Wege, in die unendlichen, obwohl blühenden, Gräber eines allerzeugenden, aber auch allverschlingenden Pantheismus stürzte: Chronos verzehrt ja seine eigenen Kinder. Das Werden kann, Spinoza zu Folge, eben so wenig angefangen haben oder geworden sein, als das Sein; oder das Bestehende in sich selbst, das Ewige, Unveränderliche, das Beharrende im Wandelbaren, wenn es je ohne Wandelbares für sich allein gewesen, würde nie ein Werden hervorgebracht haben, weder in sich noch außer sich, indem beides auf gleiche Weise ein Entstehen aus dem Nichts voraussetzt. Aus dem Satze: das Werden könne eben so wenig geworden oder entstanden sein, als das Sein oder die Substanz, zog Spinoza die Folgerung, daß eine unendliche Thätigkeit der Materie eigen und ein unmittelbarer Modus der Substanz sein müsse. Dieser unmittelbare ewige Modus, den er in dem Verhältnisse von Bewegung und Ruhe der naturae naturatae ausgedrückt zu finden glaubte, war ihm die allgemeine, ewige, unveränderliche Form der einzelnen Dinge und ihres unaufhörlichen Wechsels. Wenn Schlosser vielleicht auf kürzerem Wege die Unhaltbarkeit der eben angegebenen Folgerung hätte darthun können, durch die Bemerkung, daß Spinoza ja nirgends bewiesen habe, es sei unmöglich, daß ein intelligentes Wesen durch ein ewiges Wollen die Welt einmal hervorgebracht habe, und daß die Einwendung, ein solches Hervorbringen übersteige unsere Begriffe, durch die Bemerkung entkräftet werde, daß die ewige Thätigkeit der Materie sie nicht

weniger übersteige: so erkennen wir ihn doch auf dem seinigen als einen Mann, dem es nicht nur um das Wissen, sondern auch um die Weisheit zu thun war. So sehr er die Jacobi'sche Schrift schätzte, so suchte er doch als Freund der Weisheit die Lücken in der Beweisführung auf, trug sie dem Verfasser jener Schrift mit der Freimüthigkeit, welche dem Freunde der Wahrheit geziemt, vor, und wir gewahren darin, daß Schlosser, während Jacobi dem Einflusse des Gefühls mehr Raum gönnt und dem Satze, daß jenseits des Denkens im Gefühle noch eine zweite Quelle der göttlichen Erkenntniß in dem Glauben liege, eine zu weite Anwendung giebt, sich enger an die Denkgesetze anschließt und der Consequenz des Gedankens einen Werth beilegt, welcher damals nur von den Philosophen der auflösenden Richtung in Anspruch genommen wurde. Die Sehnsucht nach Weisheit und das aufrichtige Streben, die Wahrheit zu ergreifen, halfen ihm die Schwierigkeiten überwinden, welche ihm die Kant'ischen Vorstellungen von Zeit und Raum und die nichtigen Gestalten der Idealisten entgegensetzten; er erkannte die Haltlosigkeit des von Spinoza aufgestellten Systems, des Pantheismus eines falschen Syllogismus, daß er dem Satze von dem unpersönlichen Gotte des Weisen aus Amsterdam: Deus est universum infinitum, den andern entgegensetzte: Deus est homo infinitus, und dadurch die Persönlichkeit Gottes in einer Weise wissenschaftlich anerkannte, welche auf sein Leben und Thun jenen sanften Glanz von Religiosität ausbreitete, der überall in demselben uns entgegen leuchtet.

Mit seiner Schrift „über Shaftsbury von der Tugend," welche im Jahr 1786 erschien, setzte Schlosser zugleich seinem Freunde Born ein öffentliches Denkmal innigster Verehrung. Shaftbury's System, lange Zeit ein Hauptbuch für die denkenden Feinde der Religion, indem es von dieser aussagt, daß sie höchstens nur ein gutes Werkzeug zur Ausführung der Tugend werden könne, beruht bekanntlich darauf, daß Tugend in der Neigung zum allgemeinen Wohle des Ganzen bestehe.

Weil aber der Zweck und das Wohl des Universum's über unsere Einsicht liegt; so will Schlosser, Der die sittlichen Neigungen und Handlungen immer nur in Beziehung auf die ganze Existenz des Menschen, ihrem extensiven Inhalte nach, betrachtete, jenes System dahin berichtigen, daß Tugend eine Neigung sei, zu unserm eigenen Wohle, während unserer ganzen Existenz. Hieraus erkennen wir denn das Wohl des Ganzen, mit dem unser eigenes verflochten ist, und weil dieses mit jenem verflochten ist, so müssen in einem wohlgeordneten Menschen die selbstischen Neigungen mit den wohlwollenden im Verhältnisse stehen; jene vollkommene Harmonie unserer Glückseligkeit mit dem allgemeinen Wohle kann aber nur durch die religiösen Suppositionen bewiesen werden, und die Moral bedarf also deren durchaus.

Einer Uebersetzung von Plato's Eutyphron, mit der Schlosser in jener Zeit hervortrat, ließ er, unter dem Titel: „Eutyphron der zweite,“ eine eigene weitere Entwickelung des bezeichneten Gespräches über die Gottseligkeit folgen. In dem Vorworte erklärt Schlosser die sonderbare Art wie Plato in so vielen Dialogen philosophische Gegenstände behandelt, indem er seine sich unterredenden Personen manche Wege versuchen läßt sie aufzuklären, die Schwierigkeiten aufdeckt, die sich auf jedem dieser Wege finden, und am Ende die Sache unausgemacht läßt, so: daß Plato vom Sokrates gelernt habe, mit den Behauptungen der Sophisten unzufrieden zu sein, aber noch nicht so weit gekommen wäre, deutlich einzusehen, daß der Mensch sich mit Wahrscheinlichkeiten beruhigen könne und müsse.

Schlosser nimmt das Gespräch da auf, wo der Grieche abbricht. Sokrates wird jetzt der Lehrer Eutyphron's. Um den Begriff der Gottseligkeit zu entwickeln, nimmt Schlosser metaphysische Begriffe über das Wesen der Dinge und ihre Vollkommenheit zu Hülfe. Nachdem er aus diesen entwickelt, daß Verhältniß aller thätigen und leidenden Kräfte das wahre Wohl eines jeden Wesens ausmache; im Menschen Weisheit

genannt werde; und auch die Pepromene sei, welcher selbst die Götter unterworfen sind: so zeigt er, daß diese Götter, deren Dasein die Gesetzmäßigkeit der gesammten Natur beweiset, vom Menschen nichts anders als Menschenähnlich gedacht werden können, und daß dieses geschehen dürfe, wofern nur Das, was wahre Vollkommenheit in der menschlichen Natur ausmacht, als das Wesen auch ihrer höhern Natur angesehen werde; daß also Gottseligkeit nur in der Liebe zur Harmonie bestehe, welche das Wesen der Götter ausmacht, so wie in ihr das Wesen des edelsten Theils der menschlichen Seele, der Vernunft, besteht; daß ihnen demnach der Mensch desto mehr gefallen müsse, je mehr er nach dieser Harmonie strebe.

In jenem Gespräche, welches mehrfach, abgesehen von der, Plato's würdigen, Einkleidung, die manchem Kenner der griechischen Literatur Freude gewährte, für Schlosser's philosophisches Meisterstück erklärt worden ist, hat Derselbe auch mit der größten Bestimmtheit seine Gedanken über die Religion mitgetheilt. Seinem Eutyphron zu Folge entspringt alle Religion aus dem in der Vernunft unabhängig von allem Aeußern gegründeten sittlichen Vermögen des Menschen.

Aus derselben Zeit besitzen wir von Schlosser das „Bruchstück einer Vorlesung über Zweck, Blüthe und Verfall der Wissenschaften und Künste,“ dessen Inhalt folgender ist:

Wissenschaften und Künste haben unter den Menschen nie in einem Ganzen geblüht, sondern einige sich nur von Zeit zu Zeit vorzüglich ausgezeichnet. Sogar in der Geschichte Griechenlands giebt es nur eine einzige, kleine Epoche, wo sie insgesammt ihrem wahren und einzigen Ziele zustrebten: aber diese Epoche ging bald vorüber. Einen ähnlichen Zeitpunct scheinen sie nun unter uns zu erleben, schade, daß manche widrige Umstände ihn zu verkürzen drohen.

Nicht immer trachteten die Sterblichen nach vielen Wissenschaften und Künsten. Das glückliche Zeitalter der Patriarchen entbehrte der meisten. Erst als das Menschengeschlecht sich mehrte und zerstreute, erst als es anfing, gegen die Elemente,

den Mangel und tausend Bedürfnisse und Gefahren zu kämpfen, erst da erfand und bewahrte es Wissenschaften und Künste, um sich und seine Nachkommen für die Gegenwart und Zukunft Bequemlichkeit und Sicherheit zu verschaffen.

Zwang also und Gewalt entfernten den Menschen von der ursprünglichen Einfalt und nöthigten ihm Wissenschaften und Künste auf, und möchte er sich doch nie von dieser so richtigen Bahn verirrt haben! Allein leider griff er bald nach jenen Afterwissenschaften und Afterkünsten, welche Rousseau mit Recht das Gift der Menschheit nennt. Gleichwohl giebt es eigentlich nur Eine Wissenschaft, der alle übrigen untergeordnet sind, und diese Eine ist die Wissenschaft der menschlichen Glückseligkeit, oder die eigentliche Moral. Kein Zeitalter aber, von der Sündfluth an bis auf unsere Tage, kann sich rühmen, die Moral in ihrer Blüthe gesehen zu haben.

Diesen Satz bestätigen die sämmtlichen Annalen der Menschheit. Alle beweisen, daß man fast noch nicht einmal ahnete, daß alle Wissenschaften und Künste nur so viele Hauptstücke in dem großen Systeme der Sittenlehre wären, und doch verhält es sich so, wie aus folgender Entwickelung klar wird.

Der Zweck der Natur, den Niemand hindern, verändern und hemmen kann, ist die Vollkommenheit des Ganzen, ein Theil dieses großen Zweckes, daß die Menschen selbstthätig handeln. Um jenen allgemeinen nicht zu stören, ist jedem Wesen seine Stelle angewiesen, und der Gang, den es wandeln soll, vorgezeichnet, um diesen besondern zu befördern, mit Selbstthätigkeit Genuß verbunden worden. So entstehen die beiden großen Haupttheile der Moral, der eine: Wir leiden, was wir müssen; der andere: Wir genießen, wie wir handeln. Aus diesem Systeme folgen, in Beziehung auf das uns verliehene Gefühl des Angenehmen und Unangenehmen, drei Regeln der Sittenlehre, und in diese vertheilen sich alle Wissenschaften und Künste.

Die erste: „Sichere und schütze dich nach Kräften gegen die Gewalt der Natur und gegen die mächtigen Maschinen, mit denen sie auf ihre großen Zwecke losarbeitet, und leide geduldig, wo dein Widerstand zu schwach ist.“ Auf diese Regel gründen sich die Kenntniß der Naturgeschichte, die Sammlung physischer Erfahrungen, die Arzneikunde, die Chemie, die Wissenschaft vom physischen Zustande des Menschen, die Baukunst, die Mechanik, die Hydraulik, die Meßkunde, die Zeitkunde. „Alle diese Wissenschaften, — sagt Schlosser, — lehren uns ahnen den Gang der Natur, vor dem wir uns sichern sollen, lehren vorsehen ihre großen Revolutionen, und uns und ganze Völkerschaften verwahren gegen die Stöße, welche unser kleines Menschensystem leiden mußte, damit das große System des Universum's erhalten und seinem Zwecke nach geführt werde.“ — Wo sie nicht ausreichen, tritt die höhere Theologie, die weisere Philosophie, ein und läßt uns ahnen, „einen allgütigen Gott, der Alles lenkt, treibt und regiert, und diese Aussicht erfüllt uns mit der Hoffnung zu tragen, was die Alles übersehende Weisheit planirt hat.“

Die zweite Regel gebietet uns: „Aufzusuchen alle die wohlthätigen Empfindungen, die uns von der Natur zu Theil geworden sind; zu schärfen die Organe, womit wir genießen, zu stärken die Kräfte, wodurch wir sie selbstthätig sättigen können; daß wir der Natur abverdienen ihre Geschenke, und wo ihr großer Plan sie gegen uns karger macht, uns selbst schaffen, womit wir unsere nach Genuß schmachtenden Empfindungen vergnügen können.“ Wissenschaften und Künste, die dahin zielen, sind aber die Kenntniß des physischen Menschen und die Arzneikunde, die Gymnastik und Tanzkunst, der Feld- und Bergbau, die Sprach- und Schreibkunst, die Handlungswissenschaft, Schifffahrt und Kriegskunst, endlich die höhere Philosophie, Malerei, Gartenkunst, Poesie und Musik.

Die dritte und wichtigste Regel der Moral ist: „Abzuwiegen den gegenwärtigen Augenblick, den Punct von Wohlsein, in welchem wir jedesmal stehen, gegen die Masse von

Seligkeit im ganzen Umfange und der ganzen Dauer von Menschen-Existenz, und nur nach dieser zu wählen." Auf diese Regel gründen sich Philosophie, reinere Theologie, Rechtswissenschaft, Politik, Staatswirthschaft, Beredsamkeit und Geschichte.

So verbunden zu dem großen Zwecke der menschlichen Glückseligkeit sind alle Wissenschaften; aber frühzeitig wurde das schwesterliche Band zerrissen. Zuerst trennte sich die Regierungskunst, indem sie, statt für Alle zu sorgen, alles auf Einen einschränkte. Nicht besser machte es die Theologie. Was Despoten erzwangen, suchten Priester durch List und Betrug zu erjagen. Auf einmal verlor sich die Liebe für Gerechtigkeit, männliche Gesetzgebung und weise Ordnung, und Geiz, Ehrbegierde und Herrschsucht verrückten das Ziel der Politik, Regierungskunst, Rechtswissenschaft und Staatswirthschaft. Theologie und Rechtslehre wurden von den übrigen Wissenschaften ausgestoßen, und diese gingen, als das Gleichgewicht und die Harmonie einmal unter ihnen verloren war, bald auch ihren verkehrten Gang. Die Heilkunde wurde zum Handwerk; die Dichtkunst sang mächtigen Thoren Gassenlieder; des Maler's Grazien verwandelten sich in Buhlschwestern, und selbst die Philosophie schränkte sich auf Systeme ein, ohne für das Wohl der Menschheit zu arbeiten. Freilich stand dann und wann ein großer Mann auf, aber das ist noch keine Blüthe, noch keine Herstellung der Wissenschaften und Künste: denn wer, der ihre Natur kennt, kann sagen, daß sie einzeln blühen können, und wer, der Geschichte studirt hat, daß sie jemals zum Wohle der Menschen verbunden gewesen wären? Eben deshalb fielen und mußten sie fallen, weil sie nie auf einen allgemeinen Zweck hin arbeiteten und durch nichts, als durch zufällige Laune, zusammen gehalten wurden. Wirklich ist auch das goldene Zeitalter der Wissenschaften und Künste nicht eher zu erwarten, als bis einmal ein zweiter Theseus regiert und ein neuer Baco, ein neuer Sokrates, ein neuer Homer, ein neuer Leibnitz, ein

neuer Montesquieu und ein neuer Newton zusammen leben und Freunde sind.

Schlosser fuhr unterdessen fort, auch in seiner amtlichen Stellung, wenn sein Herz gebot, ohne Nebenblicke, Wahrheit zu sagen, wie er sie einsah, und des Lebens zu genießen, wie es Männern geziemt von reiner Seele und freiem Sinne, die nicht um aller Weltbewohner Beifall buhlen und die kein Pamphlet, es sei wie es wolle, in ihrer guten Laune und ihren schönen Freuden stören kann. Schlosser war ein Mann, der keinen Verhältnissen sich beugt; ein Geist, der den alten Stoff neu zu beseelen wußte; ein Arbeiter, der seine Amtsgeschäfte vollendete, und die sonderbare Grille hatte, von Andern ein Gleiches zu fordern.

In der Stille, ohne jedes Aufsehen, wendete er Alles an, um mehrere Aeste der Gewerbsamkeit in das Land zu ziehen. Den ansehnlichen Baden'schen Bergbau, der so lange vernachlässigt worden, suchte er empor zu bringen. Als der Markgraf im Jahre 1782 eine, mit erhöhtem Ansehen begabte, Direction des oberländischen Bergbaues anordnete, stellte er Schlosser'n an deren Spitze und es hat dieselbe, nach dem Zeugnisse des badenschen Geheimenrathes Freih. von Drais, in Erwägung, daß sie mit gar keinen Mitteln große Kämpfe zu bestehen hatte, viel gewirkt *). Schlosser war imgleichen bemüht, eine Fabrik in seinem Wohnorte errichten zu lassen: wie er überhaupt, so viel er vermochte, daran arbeitete, daß den Bewohnern, die kein oder nicht genug Feld hatten, um davon zu leben und es mit echtem öconomischen Vortheile zu bauen, doch ihre Arme etwas nützen möchten. Mit vieler Mühe brachte er, ungeachtet verschiedener ungünstiger Umstände, Beides zu Stande. Auch wurde manches Andere, unter seiner Mitwirkung, so weit diese zur Hebung politischer

*) v. Drais Geschichte der Regierung und Bildung von Baden unter Carl Friedrich vor der Revolution. Carlsruhe, 1818. Bd. II. S. 292 f.

Schwierigkeiten nöthig war, glücklich ausgeführt. In demselben Maße, als ihm dieses erfreulich war, empfand er tiefes Bedauern, daß er in einigen Dingen dem Lande nur seinen guten Willen zeigen konnte.

Wie im Jahr 1785, so nöthigten ihn auch in dem darauf folgenden Jahre, seine amtlichen Verhältnisse, nach Carlsruhe zu reisen. Es schienen sich dieselben nämlich immer mehr zu spannen, so daß er bisweilen sich des Gedankens nicht erwehren konnte, es möchte ihm nicht lange mehr vergönnt sein, seinem Landesherrn, dem er so durchaus ergeben war, mit Nutzen und Zufriedenheit zu dienen. Damals mag ihm wohl mitunter die Geschichte des Damocles in den Sinn gekommen sein, der die Glückseligkeit des Dionys rühmte. Der Tyrann lud ihn zu Gaste, setzte aber seinen Stuhl über eine Gruft von Kohlen und hing ein spitzes Schwerdt an einem Haare über seinen Scheitel. So mochten ihm wohl auch Diejenigen scheinen, die alles ihres Ruhmes und nichts der Sache wegen thun. Er wußte indessen, daß wenn die Umstände ihn herabstoßen würden zu jenem einzigen Grunde seiner ganzen Erden-Seligkeit, sein Herz, sein Geist und selbst seine Einbildungskraft nach weiter nichts greifen würden, als nach jenem. Aber er war gewohnt, Wehe! dem Menschen zu rufen, der, wenn sein Schicksal Ansprüche auf ihn macht, die weiter gehen, als seine Wünsche, sich ihnen entzieht. Was die Schule so kalt sagt, daß wir uns der Welt und Andern so weit schuldig sind, als unsere Kräfte fordern: das fühlte Schlosser warm. Nicht fühlte er es in dem kalten Augenblicke der Speculation; aber dann, wenn seine Zunge ihm Worte versagte, Das abzuschlagen, was der ehrliche Mann, was das Volk, was die Noth des Leidenden von ihm forderten. Er konnte auch die Seligkeit Gottes nicht genießen, wenn er wußte, daß er eine wichtige Pflicht darüber vernachlässigt habe. Er mußte überall nicht zu erröthen haben. Ruhm, Titel, Größe, Reichthum; das Alles durfte ihm fehlen: nur Schande durfte nicht auf ihm ruhen.

Die Grundsätze, nach denen Schlosser handeln wollte, waren glänzend und gediegen, aber ihre Anwendung forderte Männer. So lange es nur Worte kostete, hielt man ihn für unentbehrlich; als aber die Zeit zum Handeln kam, schien man zu wünschen, daß er auf die Seite treten möchte. Schlosser, Der jener unsichtbaren Macht, die ihm ein so erwünschtes Leben verliehen, ewig treu blieb; Den jede ihrer Wohlthaten mit neuem Vertrauen und neuer liebevoller Zuversicht zu ihr stärkte und Der von ihr nichts bat, als daß sie auch die Herzen der Seinigen mit demselben Zutrauen zu dem Vater, der ihn so reichlich gesegnet, erfüllen möge: sah mit Ruhe dem Zeitpuncte entgegen, in dem es ihm gestattet würde, nur in seinem eingeschränkten Kreise, dem echten Mittelpuncte seiner Existenz, zu leben und diesem sich unbescholten, ohne Vorwurf, ohne das bittere Gefühl vernachlässigter Pflicht, beleidigter Freundschaft und der Verletzung einer noch heiligeren Pflicht, ganz widmen zu können.

Die ihnen zugegangene unerwartete Nachricht, daß Schlosser die Absicht hege, seines bisher mit so vieler Anerkennung geführten Amtes sich zu begeben, befremdete und betrübte seine Amtsuntergebenen um so mehr, als sie überzeugt waren, daß dieser unvermuthete Entschluß den Wünschen ihres Fürsten und Landesvaters eben so wenig, wie den ihrigen gemäß sei. Sie wußten wohl, daß Schlosser seine Freude und Ehre darin suchte, so viel Gutes in der Welt zu schaffen, als nach den Gaben und Einsichten, die ihm der Höchste verliehen, immer möglich; allein eben diese rühmliche Absicht sollte ihres Erachtens jenen Entschluß mehr hintertreiben, als befördern. Die meisten Anstalten, welche durch seine Klugheit und Sorgfalt für das Wohl des Landes unter ihm in's Leben getreten, waren noch im Beginne, und konnten leicht wieder verfallen, wenn er darauf beharren sollte, die Hand davon abzuziehen. Selbst das große Verdienst, welches er durch stricte unpartheiische Verwaltung der Justiz und Wiederherstellung des gemeinen Credit's sich erworben, mußte dadurch von seinem

hohen Werthe Vieles verlieren. Die Versuche, deren Erfolg seinen Wünschen nicht vollkommen entsprochen, weil sie in der verborgenen Beschaffenheit des Erdreichs, zum Theil auch in der eigenen Beschaffenheit des Baden'schen Landes und Volkes gegründet, zeugten imgleichen von seiner ruhmwürdigen Absicht und seinem rastlosen Eifer in Beförderung der Landeswohlfahrt. Da nun jene eifrigen Bemühungen auch, so viel ihnen bekannt, von ihrem Regenten immer in Gnaden bemerkt worden, so konnten sie keinen genügenden Grund finden, weshalb er die Hand vom Pfluge zu ziehen geneigt sei. Demnach sprachen die Vorsteher der einzelnen Gemeinden, in einer an ihn gerichteten Adresse, um so lebhafter die Hoffnung aus, daß er sich erbitten lassen werde, der mühsamen und beschwerlichen Verwaltung seines Amtes auch fernerhin vorzustehen.

Es mußte Schlosser'n wehe thun, solchen wohlwollenden Gesinnungen nicht entsprechen zu können; aber sie konnten ihm wohl nur erfreulich sein, in so fern sie, völlig ungesuchter Weise, von der Liebe und Treue Kunde gaben, welche Diejenigen, für deren Wohlergehen er zu leiden hatte, hier an den Tag legten.

Jacobi, Der in Schlosser's Hause ein stets willkommener Gast war und Dessen Freundschaft Diesem auch sonst so manche Stunde seines Lebens verschönerte, sandte ihm, als er befürchten mußte, den Freund zu verlieren, ein Gedicht zu, in welchem er ihn fragte:

„Was sollen mir die Veilchen alle,
Mit denen sich der Hügel krönt,
Wenn in den Thälern, wo ich walle,
Nicht mehr des Freundes Stimme tönt?“

Bald darauf wurde Schlosser zu seinem Fürsten nach St. Blasien, der im Schwarzwalde gelegenen ehemaligen fürstlichen Benedictiner-Abtei, beschieden, wo sein Verhältniß zu demselben und dessen Landen eine neue Weihe und Befestigung gewann.

Von dort wandte sich Schlosser nach der Schweiz, die er seit zehn Jahren nicht besucht hatte. Daselbst wurde ihm die Freude, außer Lavater'n und Pfenninger, Dessen geistreiche Seele Schlosser nicht verkannte, den Doctor Hotze aus Richtersweil und Andere jenes Kreises, mit denen er in einer freundschaftlichen Verbindung stand, namentlich auch in Winterthur, viele Bekannte aus einer früheren Zeit, deren er gern eingedenk war, wieder zu sehen. Der Genuß der freien Luft und die Freude über Das, was die Natur überall vor ihm ausbreitete, ließ ihnen Schlosser'n verjüngt erscheinen. Ueberdies erinnerte ihn das Wiedersehen alter Bekannten, mit welchen er seit langer Zeit aus aller Verbindung war, an so viele kleine Nebenumstände der Vergangenheit, daß er dadurch des Lebens doppelt zu genießen schien; es waren ihm jene Erinnerungen aber auch eine Art von Maßstab, nach welchem er den Weg übersah, den er zurück gelegt hatte und mit dem er zugleich das Wachsthum seines Geistes und den Umfang seiner neu erworbenen Erfahrungen zu überschlagen pflegte.

Die einzige unangenehme Reminiscenz, welche Schlosser damals aus der Schweiz zurückbrachte, war die Uneinigkeit zwischen Lavater'n und Leuchsenring, und sie wurde es noch mehr, als er den Gang beobachtete, den jene Mißverständnisse zu nehmen schienen. Um von dem ersteren, hauptsächlich wegen seiner Verbindung mit einem ehrwürdigen katholischen Theologen, dessen Schriften er gelobt und empfohlen hatte, weitere Angriffe entfernt zu halten, erließ Schlosser (im Sept. d. J.) ein Schreiben an Leuchsenring. Wenn es hier nicht um mehr zu thun gewesen wäre, als daß zwei Männer die große vielseitige Pyramide der Wahrheit von der nämlichrn Ecke erblickten, so würde sie Schlosser beide haben stehen lassen, wo ihr Genius sie hingeführt hatte. Aber Das war ihm bei weitem nicht so gleichgültig, daß Männer, die er liebte und schätzte, entweder freiwillig oder gezwungen sich öffentlich vor einer so unbedeutenden Menge, als zwei Drittel des lesenden Publicums sind, in einen Zweikampf einließen, dem weder ein Herold

die Schranken öffnet, noch ein Mann als Richter vorsitzt. Er fühlte, wie wehe es einem Manne von Lavater's Character thun mußte, in Streitschriften verwickelt zu werden und wie sehr es ihn herabwürdigen würde, wenn er sich ferner in einer solchen Kampfschule vor dem Publicum sehen lassen sollte. Schlosser schlug deshalb vor, daß Leuchsenring und seine Freunde Lavater'n und Dessen Ankläger aus dem zweideutigen Publicum unzweideutige Männer wählen lassen möchten, denen der Kläger seine Beweise, der Beklagte seine Verantwortung vorlegen sollte.

Einige Monate darnach veranlaßte ein, öffentlich mitgetheilter, Brief, welcher Cagliostro beschuldigte, eine Schweizerin, die Schlosser zu seinen Freundinnen zählte, durch seine Curen zu Grunde gerichtet zu haben, Diesen, da er von der Unwahrheit jener Beschuldigung völlig überzeugt war, einige Worte darüber in das Januarheft des Deutschen Museum's vom Jahr 1787 einrücken zu lassen. „Es ist kein gutes Zeichen für unser Jahrhundert, — äußerte er, — daß wir uns für so weise halten und alles verwerfen, was wir nicht alle Tage sehen und mit Händen greifen. So unbekannt mit der Natur, so unbekannt mit uns selbst, sollten wir, dünkt mich, ein wenig bedächtiger werden, und die Männer, die, es sei in was für einer Kunst es wolle, uns neue Wirkungen, neue Aussichten zeigen, nicht sogleich mit der stolzen, hämischen Miene niederschlagen, die unsere Journalisten anzunehmen wagen. Es kann eine Zeit kommen, in welcher wir uns vor unsern Kindern eben so zu schämen haben, wenn wir verlachen, was sie als wahr beweisen, wie unsere Voreltern sich vor uns schämen müssen, daß sie die Gegenfüßler für kindische Träume hielten, und die Meinung von dem Laufe der Erde um die Sonne mit dem Bannfluche züchtigten.“

Nur als empirischen Arzt, und nicht einmal als Arzt, sondern nur wegen einer einzigen Cur vertheidigte, oder vielmehr rettete er Cagliostro gegen eine offenbare Verläumdung. Schlosser hatte damals nur die aller entfernteste Ahnung von

den magischen und astrologischen Ideen dieses Mannes; da er über jene Dinge längst seine Parthie genommen hatte, da er der am wenigsten neugierige unter den Sterblichen war und da er überdies einen sichern Tact in sich zu haben glaubte, mit dem er sich getraute, alle falschen und wahren Propheten und Wunderthäter aus der Ferne zu unterscheiden und Cagliostro nichts an sich hatte, was ihn in seinen Augen zum Propheten oder Wunderthäter stempeln konnte; so bekümmerte er sich nicht weiter um ihn, sondern begnügte sich, wegen seiner Cur an jener Freundin, sich seiner zu freuen. Ja, als einige seiner Freunde ihm von Dessen astrologischen Grundsätzen und seiner Geister-Hierarchie allerlei Leeres und Unzusammenhängendes vorerzählten, verlachte er den einen, während er dem andern etliche Fragen aufsetzte, über welche er mit Cagliostro sprechen sollte, damit er aus Dessen Antworten desto richtiger über ihn urtheilen könnte. Die Fragen blieben aber unbeantwortet und Schlosser dachte weiter nicht mehr an Cagliostro.

Fr. H. Jacobi's Schrift: „David Hume“ erfreute Schlosser'n in hohem Grade. Er erinnerte sich nicht, seit langer Zeit über die speculative Philosophie etwas gelesen zu haben, was ihm so wohlthätig gewesen wäre und fühlte sich gedrungen, dies öffentlich zu bekennen. „Du weißt, — schrieb er an Jacobi, — ich bin durch eine Hinterthüre zur Philosophie gekommen. Meine Speculation über Gesetze, Regierungskunst, Menschengeschichte nöthigte mich, die philosophische Moral zu studiren; die zwang mich in die gefährliche Lehre von der Freiheit, und da ich diese einmal vor Augen hatte, so mußte ich den Faden verfolgen und auf die ersten Grundzüge der Wesen, auf das ganze Reich der Causalitätsverbindung mich einlassen. Immer aber mit dem einen Auge nach dem thätigen Leben gerichtet, konnte ich mir nie die Abstractionsfertigkeit angewöhnen, ohne welche die eigene speculative Philosophie nicht bestehen kann. Du hast diese Kraft, die eigentlich der Geist des Tiefsinns ist, und es ist zu bedauern, daß nicht entweder Du in die Zeiten gefallen bist,

da noch die Philosophen mit einander lebten, oder daß zu unsern Zeiten der Schwachsinn zu groß ist, um fremden Werth zu tragen."

Jacobi hatte Schlosser'n durch diese Schrift auch sehr mit Leibnitz' Theorie von dem Menschen, oder überhaupt von dem Geiste, versöhnt. Schon lange fühlte er, daß in Dem, was man gewöhnlich Materie nennt, doch eigentlich kein Band des Zusammenhanges sein könnte, ohne den Geist, der da bindet; noch konnte er sich aber damit nicht behelfen, wie die Verbindung der Vorstellung ein eigentliches, reelles Ganzes werden könnte. Jacobi's Darstellung von den Leibnitz'ischen Monaden löste ihm jedoch nun diese Schwierigkeiten in einer überzeugenden Weise auf.

Schlosser sah die Speculation über den Menschen und die ersten Grundsätze des Denkens eben so an, wie die Naturgeschichte eines jeden andern Geschöpfs, nur mit dem Unterschiede, daß in der Naturgeschichte der Körper jeder Beobachter so viele und so vielerlei Exemplare vor Augen haben kann, als er will; bei der Naturgeschichte des innern Menschen aber jeder sich mit seinem eigenen Exemplare zu begnügen hat und nur das Zusammentragen der Erfahrungen, die ein jeder machte, jede einzelne Erfahrung berichtigen muß. Je mehrere also gereizt werden, mit Aufrichtigkeit ohne Partheigeist und Schulsinn, sich auf solche Erfahrungen zu legen, sie mit den Erfahrungen anderer zu vergleichen, und Hypothesen, die alle erklären, zu finden, desto mehr gewinnt, Schlosser's Ansicht nach, diese Wissenschaft.

Und welche, fragte er, ist wohl wichtiger für uns, zumal jetzt, da der Mensch nach fünftausend Jahren und mehr, erst auf die Frage, die ihm so nahe liegen sollte, gefallen ist: Was wollen wir denn?

„Wenn Du die Geschichte der Menschheit durchgehst, — schrieb Schlosser an Jacobi, — so wirst Du schwerlich einen Zeitpunct finden, wo die körperliche Thätigkeit des Menschen mehr abgespannt war, als nun. Ich will dadurch unserm Jahrhundert

keinen Vorwurf machen. Diese Ruhe, in welche wir gefallen sind, würde ihm sogar zur Ehre gereichen, wenn sie Folge seiner Weisheit wäre. Mag sie aber entstanden sein, wodurch sie will, so ist das gewisse Weisheit sich ihrer zu bedienen, um das zu finden, das fest zu halten, was wahrer Genuß ist. Wie, wenigstens nach der Theorie aller gesitteten Völker, der Friede der Zweck des Krieges ist; so sollte, meine ich, der Genuß der Zweck der Thätigkeit sein, und hat man diesen durch seine Thätigkeit nicht erreicht, so folgt, wie Dich auch die Geschichte lehren wird, unfehlbar was Hobbes sagt: man is most trouble somme, when he is most at ease *). — Diese Ease, diesen ruhigen Wohlstand, worin wir jetzt wenigstens größtentheils in Europa sein können, zu erhalten, scheint es mir also höchst nothwendig, daß wir nur darauf denken, wie wir derselben genießen wollen. Und wie werden wir das, wenn wir den Menschen nie ganz kennen lernen; nicht genau finden, was der Zweck der Thätigkeit sein muß, wenn sie nicht zerstören soll, was sie erst erworben hat?

Mich dünkt, es ist schon ein großer Schritt zu dieser Kenntniß gethan, wenn wir unsern Zusammenhang mit der Welt, von der Seite des Denkens, der Ideen gefunden haben; laß uns nun auch unsere Philosophen und Denker ermuntern, daß sie auch den Zusammenhang von der Seite des Wirkens, und endlich nach ihm, den Punct des wahren Menschengenusses finden. — Ohne unsern Zusammenhang mit der Welt gefunden zu haben, ist dieser nicht zu finden; aber so wie wir jenen entdecken, werden wir in den Stand kommen, unsere Ideen und Gefühle besser zu entwickeln. Wir werden alsdann begreifen, daß nicht die bloße Klarheit der Ideen hinlänglich ist, zu der seligen Reaction, die den wahren Genuß giebt; sondern daß auch Das, was wir dunkele Ideen nennen, in uns Gegenwirkungen erregt, voll des seligsten Genusses. Am

*) Die Menschen sind dann sich und andern am meisten beschwerlich, wenn es ihnen am besten geht.

Ende wird diese Philosophie vielleicht den Punct zeigen, wo, was unsere Aufklärer Schwärmerei nennen, an Weisheit angränzt; — und hier, mein Lieber! ruhe mit uns, wer Religion, Vaterland, Weib, Kinder, Freunde hat; wen die Muse würdigt zu singen, wem rauscht der Bach, blüht der Lenz, lächelt die Natur! Wen da sein letzter Augenblick findet, der wird freudig hinüber schlummern und seinem letzten Blicke wird es dort nicht an Aussichten fehlen!" —

Eine poetische Epistel, welche Pfeffel, bald nachdem Schlosser diese Zeilen geschrieben hatte, Demselben übersandte, beginnt mit den Worten:

„Freund, der mir oft im stillen Schooße
Der göttlichen Philosophie
So traulich seine Finger lieh,
Um eine Wahrheit, wie die Rose
Aus Dornen, keck hervor zu ziehn!
Wie kommt es, daß von Anbeginn
So viele Räthsel in dem Loose
Des Erdensohns verschlossen sind?" —

Von seiner Fee mit einem kleinen Reiche beschenkt, fährt der Dichter fort:

„Du müßtest, Freund, mein Sully sein,
Und mich mit Deiner Weisheit leiten:
Sie kann zum Antonin mich weihn
Und meiner Völker Glück bereiten.
Du hülfest mir mit Löwenmuth,
Doch nie mit Inquisitorswuth,
Die Hyder Vorurtheil bestreiten.
Das Himmelskind, die Toleranz,
Müßt' uns mit ihrem Sternenkranz
Zum Kampfe leuchten." —

„Das fromme Landvolk würden wir
Nach Deinem Katechismus lehren,
In ihm den ersten Stand verehren,
Und nie von seinem Marke zehren" —

Zuletzt ruft der durch seine Phantasieen beglückte Dichter Schlosser'n zu:

„O Freund! Das Glück der Menschheit gründen,
Und dieses Glückes Zeuge sein,
Ist mehr als eine Welt erfinden,
Ist süßer als der Sternenschein
Dem Auge des geheilten Blinden:
Und diese Wollust würden wir
Am Abend jeden Tags empfinden.
Ich theilte brüderlich mit Dir
Die heil'gen Lorbeer'n, die wir pflückten,
Die Freudenthränen der Beglückten,
Und ihres Segen's Zauberton!“ —

F. L. Brunn äußert in einem seiner, im Jahr 1789 an einen von ihm nicht namhaft gemachten Kammerconsulenten (P. in Z.) gerichteten, „Briefe über Carlsruhe:“ „Viel, sehr viel könnte ich Dir von Schlosser sagen; aber er liebt es nicht, daß man viel von ihm spricht, sondern handelt und thut Gutes lieber im Stillen. So ward manches aufkeimende Genie, das in Gefahr war, durch Dürftigkeit und Unglück unterdrückt zu werden, von ihm gepflegt und wieder emporgehoben zum Dienste der Welt, ohne daß Jemand etwas davon erfuhr. In Ansehung der treuen Verwaltung seines Amtes kann wohl kein Fürst einen gewissenhafteren Diener haben, als er ist. Standhaft widersetzte er sich von jeher jeder Verfügung der Landesregierung, die sich nicht mit dem Wohl seiner Pflegbefohlenen vereinbaren ließ und aus diesem Grunde weigerte er sich damals, als die neuen Füsilirbataillons errichtet wurden, Rekruten in seinem Oberamte auszuheben, weil er dem Landbau keine Hände entziehen könnte, ohne demselben zu schaden. Bei einem andern Fürsten würde eine solche Widersetzlichkeit ohne Zweifel höchst ahndungswürdig gewesen sein; Carl Friedrich'en aber wurde der treue Diener dadurch nur noch theurer. Doch gab es auch Manche, deren Haß und Neid er sich durch ein solches Verfahren zuzog und die bei

andern Gelegenheiten nicht unterließen, ihm Hindernisse in den Weg zu legen. Dies ging so weit, daß er im Jahre 1786 wirklich fest entschlossen war, die Dienste des Markgrafen zu verlassen und den Ueberrest seiner Tage in philosophischer Ruhe zu verleben. Allein der Markgraf ließ nichts unversucht, um ihn zur Aenderung seines Entschlusses zu bewegen. Er gab endlich nach, unter der Bedingung, daß er künftighin in Carlsruhe angestellt werde. Dies ging der Markgraf mit Freuden ein. . . Es würde überflüssig sein, — fügt Brunn hinzu, — hier noch Schlosser's schriftstellerischen Character zu berühren. Du kennst den Wohlklang seiner Prose, den Strom seiner Beredsamkeit, die Präcision seines Ausdrucks, den treffenden Witz und Scharfsinn, den hohen Flug seiner Gedanken in allen seinen größern und kleinern Schriften so gut als ich, und wirst von seinem Werthe überzeugt bleiben, wenn auch zehn Monatsschriften ihn mit abgestumpftem Witze zu einem Schwärmer und Paradoxenjäger herabzuwürdigen streben sollten. Mir, der ich ihn näher kenne, wird er überdem noch stets besonders als Mensch verehrungswürdig sein *)."

Schlosser, in Dessen eigener Brust nicht der Genius fehlte, den kein Leiter von Außen ersetzen kann, hatte das Mißgeschick mit Männern in amtliche Berührung zu treten, welche nicht zu den höhern Menschen gehörten, die ihres Muthes Herr sind und die denn doch allein Bleibendes wirken; Männer, in denen eine Welt der Leidenschaften kocht, ohne daß sie dieselben zu beherrschen verständen und sie auch nur egoistisch zu ihres Namens Ehre und zum öffentlichen Besten zu nutzen wüßten, oder wie unser Schöpfer aus den chaotischen Sumpf- und Feuereingeweiden des Erdballs einer so herrlich geschmückten und unbegränzt nutzbaren Oberfläche Nahrung zu geben. Im Herbste des Jahres 1787 sah er sich durch derartige Amtsverhältnisse genöthigt, seinen Landesherrn um eine Stelle zu bitten,

*) Briefe über Carlsruhe. Von F. L. Brunn. Berlin, bei J. F. Unger. 1791. S. 153 f.

an der er (seinem Ausdrucke nach) nicht reden dürfte, bis man ihn fragte. In Folge dieses Wunsches ward er, mit dem Character eines Geheimen Hofrathes, nach Carlsruhe versetzt.

Als Schlosser seinen bisherigen Wirkungskreis, dem er in einer so ausgezeichneten Weise vorgestanden, verließ und sich von seinem geliebten Emmendingen, in dem sein Andenken noch heutiges Tages nicht erloschen ist, los riß, begleiteten ihn die heißesten Segenswünsche für sein und der Seinigen Wohl. Denn Jedermann wußte, daß er allen Ungerechtigkeiten mit strengem Ernste gesteuert und gewehrt; daß er einen Jeden, wes Standes er auch gewesen, in seinen Rechten geschützt; daß er der Armen sich mit Wärme angenommen, indem er gute Anstalten zu ihrer Unterhaltung angeordnet und sie zur Ergreifung eines Gewerbes anleiten ließ; daß er Jedem, der sich in gutem Vertrauen an ihn gewendet, mit wohlgemeintem Rath und That an die Hand gegangen und daß er überhaupt keine andern Absichten hegte, als seine Amts-Untergebenen glücklich zu machen.

V.

Thätigkeit in Carlsruhe; zunächst vom Herbste 1787 bis Ende 1790.

Schlosser's erste schriftstellerische Arbeit, während seines Aufenthaltes in Carlsruhe, wo er anfänglich bei dem Geheimen Staats-Archive angestellt war, jedoch bald an den Geschäften des höchsten Landescollegiums Theil nahm, wurde durch seine früher erwähnten Aeußerungen über Cagliostro hervorgerufen. Dieselben waren so wenig in dem Geiste des Glaubens an Jenen geschrieben, daß Schlosser wohl nicht Ursache hatte, zu erwarten, jemals selbst, um jener Blätter willen, in die Classe seiner Vertheidiger, seiner Richter oder seiner Schüler gesetzt zu werden. Dennoch wagten die Verfasser der Berliner Monatsschrift, die es einmal übernommen hatten, den allessehenden, alleswissenden, allesbegreifenden, uneingeschränkten und allmächtigen Verstand der Menschen zu vertheidigen, ihn als einen Schüler und Gläubigen Cagliostro's dem Publicum darzustellen und in einer höchst indiscreten Weise einen reuevollen Widerruf und eine weitere Erklärung von ihm zu fordern.

Diese Aufforderung kam Schlosser'n so vor, als ob sie die Absicht hätte, auch ihn mit Gewalt in die Berliner Ketzer-Jagd, wirkend oder leidend, zu verwickeln und er fand es deswegen rathsam, so wie einige americanische Nationen die Insecten mit Rauch von sich treiben, auch zu versuchen, ob er nicht etwa mit Spott sich jene Herren entfernt halten könnte. Weshalb sollte er auch in diesem Falle den Bogen des Archilochus spannen? weshalb jene Herren stören, die gleich den Lappländern, durch ihr Becken- und Pfannenschlagen eine ver-

meintliche Sonnenfinsterniß zu vertreiben bemüht waren? Zwar schien es einigen seiner Freunde, daß diese Laune mit dem Tone, in welchem er sonst zu dem Publicum gesprochen hatte, sehr contrastiren würde; allein andere wendeten Das auf ihn an, was Corbinelli einmal dem Lieutenant de police sagte: Avec des gens comme vous, je ne suis pas un homme comme moi; und da er in der That kein besseres Mittel wußte, den Geist der Neugierde abzuweisen, der Dinge von ihm wissen wollte, über welche er sich nicht erklären mochte, weil er sie nicht der Mühe werth achtete zu einer Untersuchung, weil er nichts ungerechter fand, als einseitige Urtheile und weil er überhaupt in den Kreis, in welchem jene Dinge discutirt wurden, sich nicht einflechten wollte; so blieb er bei seinem Entschlusse nnd bediente sich des Vorrechtes, Zudringlichkeiten mit Lachen abzuweisen, das ihm überdies Shaftsbury zuerkannt hatte, welcher sagt: „es giebt eine Art von vertheidigendem Spott, den ich gern überall dulde, wo der Geist der Neugierde auf Entdeckung von mehr Wahrheit dringt, als sich schickt zu sagen."

Als jene Berliner Journalisten, die sich des Privilegium's erfreut zu haben scheinen, welches die Athenienser den Klazomeniern ertheilten, demzufolge diese die Erlaubniß haben sollten, sich nicht zu schämen, von Schlosser zu wissen verlangten, was er eigentlich von ihnen dächte, mochte er ihre Herausforderung als eine Erinnerung an das von Solon gegebene Gesetz ansehen, daß nämlich bei einem Aufruhre im Staate jedermann sich zu einer Parthei wenden möchte. Treu diesem Gesetze, bekannte er also, daß er zu der Parhtei der Lacher gehöre. Da indessen späterhin die Kampfart der Berliner auch Andern zum Modelle zu dienen begann und jene Blätter, welche die Erinnerung lebhaft zu erhalten pflegen, daß an allen Tagen auf den Straßen Cairo's der Stand des Wassers ausgerufen wird, die Befürchtung bestätigten, daß es täglich mehr Sitte werde, um eines schwarzen Fleckens willen Jemanden dem Publicum als einen Mohren darzustellen und wenn einer, des Hochverraths be-

schuldigt, seine treueste Anhänglichkeit an den Regenten bewies, Dessen Vertheidigung damit umzustoßen, daß er doch die Atheniensische Regierungsform in seinen jüngern Jahren gelobt hätte; und in allen jenen Fällen kein anderer Richter da war, als ein hin und her schwankendes Journalen-Publicum, welches doch an der Wahrheit bei weitem nicht so vielen Gefallen hat, als an den Scharmützeln der literarischen Ringer, „die in dem volkreichen Egypten gefüttert werden, kämpfend mit Büchern, und immer ringend in der Höhle der Musen*);" und es überhaupt fraglich wurde, was unter den Menschen noch heilig sei, wenn selbst die vertrautesten Freunde nicht mehr sicher sind, daß, was sie in der freundschaftlichsten Unterredung an dem Camine, in der warmen Ergießung ihres Herzens, einander in's Ohr sagen und erzählen, nicht im Kurzen dem gesammten Publicum, in der kritischesten Lage ihres Lebens, auf die bitterste und und giftigste Art dargelegt werden kann: so hörte Schlosser, Der früherhin, eingedenk der Aeußerung des Gorgias: „Das Lachen wird durch den Ernst, der Ernst durch das Lachen besiegt," es darauf ankommen lassen wollte, welche Parthei die Oberhand gewönne, nunmehr auf jenen Zuruf des Anarimander: „Lasset uns bedächtiger singen wegen der Knaben!"

Solcher Weise kam er auf den Gedanken, unter seinen Freunden eine förmliche Circular-Correspondenz anzulegen. Jacobi, Der anfänglich nicht geneigt war, an ihr Antheil zu nehmen, wurde indeß schon durch den ersten Transport derselben nicht wenig ergötzt. Gleichwohl hörte jene Correspondenz bald gänzlich auf.

Unterm 8. Dec. d. J. veröffentlichte Fr. H. Jacobi, veranlaßt durch jene Aufklärerei, die Alles anfeindete, was nicht vernünftig in dem Sinne war, neben welchem die allgemeine Deutsche Bibliothek und die Berliner Monatsschrift keinen andern bestehen lassen wollte, in einem Briefe an Schlosser,

---

*) Timon Phliasius sillographus ap. Athenaeum.

„einige Betrachtungen über den frommen Betrug und über eine Vernunft, welche nicht die Vernunft ist.“ Er lobt das treffliche Spiel von Schlosser's Ironie und sagt: „Du hast, wie Moses, eine eherne Schlange erhöhet und ich hoffe, recht viele Kranke sollen an ihrem Anblicke genesen. Gern will ich in Deinem Sinne Cagliostro auch zu meinem Helden machen, um Magie gegen Magie, Marktschreierei gegen Marktschreierei, die kleinere Industrie gegen die größere zu vertheidigen.“ Doch war dieser Brief, Jacobi's Aeußerung nach, weniger in der Absicht verfaßt, jenen Aufsatz von Schlosser zu unterstützen, als vielmehr einige in demselben vorkommende Aeußerungen, die eine arge Mißdeutung erfahren konnten, besser zu bestimmen oder ihnen das wahre Maß zu geben *).

In dem nämlichen Jahre ließ Schlosser noch eine kleine lesenswerthe Schrift drucken, in der er sich „über Pedanterie und Pedanten“ ausspricht. Er geht in derselben von der allgemeinen Bemerkung aus: Pedanterie ist eine gesellschaftliche Untugend, die bei weitem nicht allein den Gelehrten eigen ist, die aber der Gelehrten wegen diesen besondern Namen erhalten hat. So gewiß auch unter den Gelehrten die Pedanten am häufigsten vorkommen, so ist doch ihre Pedanterie einerlei mit dem Egoismus aller Stände, der sich in den beschwerlichen Leuten äußert, die immer nur das reden und denken, was

*) Fr. L. Stolberg äußert in einem Briefe, den er unterm 28. April 1788 an Fr. H. Jacobi richtete:

„. . . Die Feinde des Christenthums wünschen nichts mehr, als daß die Sache der Religion mit der schändlichen Sache unserer neuern Thaumaturgen und Magier verwechselt werde. Unsers lieben und dreimal lieben Lavater's Schwächen haben sie dazu benutzt

Schlosser's geist- und launenvoller Aufsatz über Cagliostro, welcher mir so viele Freude machte, hat doch von dieser Seite geschadet. Deutschland hat keine Männer, welche so kräftig für die gute Sache streiten können, als Sie und Schlosser. Aber dann muß alles Böse von der guten Sache desto sorgfältiger abgesondert werden, da die Vermengung unserer Feinde eifrigstes Bestreben ist.“

Fr. H. Jacobi's auserlesener Briefwechsel. Leipzig, 1825. Th 1. S. 461 f.

sie eben im Sinne haben und beschäftigt, und nicht auch dafür sorgen, was sie zur Unterhaltung der Gesellschaft, mit der sie umgehen, beitragen können. Aber wie kommt es, daß man den Gelehrten den Vorwurf der Pedanterie am häufigsten macht? Liegt dies an den Wissenschaften selbst, oder an der Art, wie sie getrieben werden, oder vielleicht an der Unwissenheit Derer, die den Ton der höhern Gesellschaft angeben? Vorzüglich an den beiden letztgenannten Ursachen, wie Schlosser ausführt, ohne sich im Geringsten partheiisch für die Gelehrten zu zeigen.

„Man müßte, — sagt Schlosser, — sehr partheiisch für unser Publicum sein, wenn man behaupten wollte, daß unser Eifer nach Lectüre ein Eifer der Wißbegierde sei. Er ist das so wenig, als unser Eifer nach Erzählungen tugendhafter Handlungen ein Eifer für die Tugend ist. Man will, dünkt mich, nicht sowohl Wissenschaften wissen, als nur Anecdoten . . . überall Anecdoten! Ob diese Anecdoten gegründet sind oder nicht, ob sie sich an das übrige Wissen anschließen, ob man sie jetzt oder künftig gebrauchen kann: darum bekümmert sich, außer den wahren Gelehrten, Niemand, und wer sich darum bekümmert, muß vielen andern Werth haben, viele Vorsicht anwenden, wenn er nicht für einen Grübeler, einen Pedanten im vollen Sinne des Wortes, gehalten werden will. Mich dünkt, das ist ein böses Vorbedeutungs-Zeichen für die Gelehrsamkeit der künftigen Generation."

Ueber die Mittel, den Gelehrten und zugleich den Wissenschaften ihre frühere Würde wieder zu geben, äußert Schlosser unter Anderm: „Es war eine Zeit, in welcher die Gelehrten sich einer dem Publicum unbekannten Sprache bedienten; eine Zeit, in welcher sie ihre Arbeiten vor dem Publicum verbargen. Vielleicht wurde diese Fürsorge zu pedantisch getrieben. Aber, daß unsere neuen, menschenfreundlichen Zeiten alles so ganz unausgemacht, so roh vor das Publicum bringen, scheint mir dennoch, wenigstens den Wissenschaften selbst ungleich gefährlicher, als jene, wenn auch pedantische Zurück-

haltung. Nicht allein können die Wissenschaften, so lange sie noch größtentheils so schwimmend und unsicher stehen, sich in dieser Gestalt bei dem Publicum weniger empfehlen; sondern sie müssen auch, wenn man sie vor ihrer Ausarbeitung schon allgemein machen will, noch mit mehr Meinungen, Irrthümern, Grillen und Sophistereien belästigt werden, und ihre Behandlung, das Fortschreiten in ihnen muß dadurch den Gelehrten selbst nothwendig schwerer fallen, weil sie überall mit so vielen unvorbereiteten Leuten zu thun bekommen, so viel auf das Aeußere sehen, so leise gehen, so viele Aergernisse und Mißverständnisse zu vermeiden oder zu bekämpfen haben.

Freilich hat eben diese große Publicität der gelehrten Arbeiter, wieder auf der andern Seite, viele einseitige Urtheile billiger gemacht, viele Eingeschränktheit aufgehoben, viel Rohes abgeschliffen; aber mich dünkt, dieses alles hätte auch geschehen können, ohne daß die Gelehrten gerade vor dem Publicum gearbeitet hätten.

Die Gelehrten haben also selbst durch diesen Mangel von Vorsicht sich der größten Gefahr ausgesetzt. Dadurch, daß sie die Anfangsgründe und die Oberfläche ihrer Wissenschaften so bekannt werden ließen, haben sie nicht nur die Zahl der Halbgelehrten vermehrt; sondern auch diese, wenigstens nach dem Begriff des Publicums, sich zu Richtern gesetzt. Diese halbgelehrten Richter werden ihnen auch desto gefährlicher, da so viele große und reiche Männer, selbst Weiber, sich unter ihnen befinden, die entweder ihre noch so flachen und schiefen Urtheile mit Gewalt unterstützen oder doch nach ihnen ihre Belohnungen und Gunstbezeugungen abmessen. Andere wagen mit abgeschmackten Preis-Fragen alles, was weise und gelehrt ist, an die Arbeiten ihrer abortirten Phantasieen zu setzen, und Alle geben sich das Ansehen, über den Werth der erleuchtetsten Gelehrten entscheiden zu wollen. Die haben dann keine Nachsicht mit den Eigenheiten und Unbeholfenheiten der wichtigsten Männer. Eben weil dieses Volk Alles zu übersehen glaubt, sobald es den Namen einer Wissenschaft versteht, des-

wegen glaubt es auch nun keinem mehr, der sie treibt, einige Ehrfurcht schuldig zu sein. Trifft es sich dabei vollends, daß ein Gelehrter, weil er schon zu viel umfaßt hat, in Kleinigkeiten etwas irrt, etwas vergißt, etwas unbeachtet gelassen hat: dann triumphiren sie über ihn und machen sich und Andere im vollen Ernste glauben, daß sie, so wenig Zeit sie auf solche Dinge wenden wollen, es doch ungleich weiter gebracht hätten, als die berühmtesten Leute, die wohl sehr glücklich sein müssen, daß sie so berühmt geworden wären. Will ein Anderer die unbedeutenden encyclopädischen Urtheile solcher Halb-Gelehrten zurecht zu richten sich die Mühe geben; so kann er gewiß sein, daß er der Pedant, und das Gespött wird."

Am Schlusse jenes Aufsatzes sagt Schlosser: „Ich wollte, wenn ich eine Stimme unter den Gelehrten hätte, drei Mittel zu ergreifen rathen: Zum ersten, glaube ich, sollten sie anfangen die Wissenschaften, wenigstens ihre gelehrten Arbeiten, wieder nach und nach dem Publicum zu entziehen. Es war ein nicht reiflich überlegter Gedanke, daß man anfing, die sogenannten gelehrten Sprachen eingehen zu lassen. Man glaubte, die Wissenschaften wären für jedermann und dachte nicht daran, daß eigentlich nur die Resultate der Wissenschaften, wenn sie genug geprüft, bestätigt und bewährt befunden sind, für jeden Menschen nützlich sein können. — Mein zweiter Vorschlag wäre, daß diejenigen von den Gelehrten, welche an öffentlichen Geschäften Theil haben und die sogenannten practischen Wissenschaften wirklich anwenden sollen, sich durch die mannhafteste Rechtschaffenheit, und diejenigen, welche sich blos ihren Speculationen überlassen, durch die größte Enthaltsamkeit von allen Neben-Absichten, desto ehrwürdiger machten. Es ist, meine ich, ganz unmöglich, daß eine Wissenschaft, die in ihrer Anwendung so unsicher, so schwankend, so abhängig von der Gunst der Großen und von den leeren Vortheilen des gemeinen Lebens erscheint, Achtung und Ehrfurcht in dem Publicum haben sollte. Wenn der Geistliche nur die Theologie lehrt, die das Publicum gut heißt, und seine Dogmen nach dem

Sinne der Encyclopädisten beugt; wenn der Rechtsgelehrte nur das quidquid Principi placuit, legis habet vigorem, vor Augen hat; wenn der Philosoph mit den Helvetianern Helvetius; mit den Leibnitzianern Leibnitz wird; — muß nicht dann das Publicum die Wissenschaften, oder die, welche sich zu ihnen bekennen, für Betrüger halten? Endlich wollte ich rathen, daß die Gelehrten, wenn sie nun so hinter dem Vorhange arbeiten, nicht verachteten, sich mit dem bessern Genius der Geselligkeit zu befreunden und von ihm zu lernen, was sie von Lebens-Freuden und Lebens-Weisheit in das Publicum zu bringen hätten."

Am Neujahrstage 1788 sandte Schlosser seinem Freunde Fr. H. Jacobi seine: „Seuthes oder der Monarch" betitelte Schrift zu. „Spät, mein Lieber, — redete Schlosser ihn an, — habe ich Dich gefunden, aber mit keinem meiner Jugendfreunde habe ich die Freuden des Morgens meines Lebens so gerne getheilt, als ich mit Dir theile jeden männlichen Gedanken meines Abends. Ich widme Dir hier einige, die mir einfielen, als mir neulich der Genius unserer Zeiten erschien, mit seinem beredten Munde und seinen gelähmten Flügeln! — Sokrates wird mir verzeihen, daß ich seinen Namen wieder mißbrauche; Du aber, der Du so innig gefühlt hast, daß das Recht der Menschheit auf etwas ganz anderem ruhe als auf der Gewalt, wie man uns neulich überreden wollte: Du wirst hier und da finden, wie brüderlich und innig sich unsere besten Gefühle paaren."

Wie Schlosser in der Einleitung erzählt, so unternahm er in einer Gesellschaft zu behaupten, daß die Unterthanen der kleineren Staaten, sowohl der freien Staaten, als der Fürsten-Staaten, wenn sie es wirklich schon so selten sind, doch leichter glücklich sein können, als diejenigen, welche großen und mächtigen Herren gehorchen. Er wagte sogar zu gestehen, daß er das: Te Deum laudamus nicht mit singen würde, wenn er eines mächtigen Monarchen Unterthan wäre, und dieser eine neue Provinz erobert hätte! Einige seiner

Freunde, welche, wie man so oft findet, vaterländische Eitelkeit mit Vaterlandsliebe verwechselten, sahen auf seine Eingeschränktheit eben so verächtlich herab, als auf die kleinen Staaten, für die er sich erklärt hatte und idealisirten ihm, um ihn zu widerlegen, irgend einen Usong vor, Dessen Seele groß genug wäre, ein paar Millionen Unterthanen an Kindesstatt anzunehmen. Sie bewiesen ihm, daß ein solcher Usong nur seine Maschine einfacher zu machen brauche und daß keine alsdann, für einen großen Geist, zu groß zu regieren wäre. Wenn er nur deutliche allgemeine Gesetze giebt, nur überall das allgemeine Beste vor Augen hat, nur überall seine Diener anhält, mit Leib und Seele darnach zu ringen, und selbst arbeitet, selbst alles hört und sieht, keinen Theil seiner Staatsverwaltung dem andern vorzieht rc., so, sagten Schlosser's Freunde, muß sein Volk in demselben Verhältnisse glücklicher sein, in welchem es sicherer ist, als das Volk eines mindermächtigen Regenten. Sie rechneten ihm hierauf alle die Quellen des Ueberflusses, die ein solcher Usong den Seinigen eröffnen könnte, die Geschwindigkeit, mit der er alles ausführen, die Gewalt, mit der er alle Widerstände aus dem Wege räumen könnte und andere Vortheile mehr daher, die Schlosser freilich in den kleinern Staaten nicht nachweisen konnte. Umsonst wendete er ein, daß der Herr eines kleinen Landes das wahre Beste seines Volkes besser sehen und richtiger fühlen könne, als ein großer, weil die Gegenstände, die er zu umfassen hat, mehr concentrirt sind. Umsonst sagte er ihnen, daß wenn die großen Staaten weniger von ihren Nachbarn zu besorgen hätten, sie desto mehr von ihren Herren befürchten müßten, daß ein großes Land viele bezahlte Diener halten müßte, daß aber bezahlte Diener selten Patrioten sind, und was er ihnen sonst noch sagte: — Sie hörten ihn nicht mehr! Umsonst wiederholte er ihnen noch, was vor Kurzem Herder so schön gesagt hatte:

„Nichts scheint dem Zweck der Regierungen so offenbar entgegen, als die unnatürliche Vergrößerung der Staaten, die

wilde Vermischung der Menschengattungen und Nationen unter einem Scepter. Der Menschenscepter ist viel zu schwach und klein, daß so widersinnige Theile in ihn eingeimpft werden könnten: zusammen geleimt werden sie also in eine zerbrechliche Maschine, die man Staatsmaschine nennt, ohne inneres Leben und Sympathie der Theile gegen einander. Reiche dieser Art, die dem besten Monarchen den Namen Vater des Vaterlandes so schwer machen, erscheinen in der Geschichte, wie jene Symbole der Monarchieen im Traumbilde des Propheten, wo sich das Löwenhaupt mit dem Drachenschweif, und der Adlerflügel mit dem Bärenfuß, zu einem unpatriotischen Staatsgebilde vereinigt. Wie trojanische Rosse rücken solche Maschinen zusammen, sich einander die Unsterblichkeit verbürgend, da doch ohne Nationalcharacter kein Leben in ihnen ist, und für die Zusammengezwungenen nur der Fluch des Schicksals sie zur Unsterblichkeit verdammen könnte. Denn, eben die Staatskunst, die sie hervorbrachte, ist auch die, die mit Völkern und Menschen wie mit leblosen Körpern spielt. Aber die Geschichte zeigt genugsam, daß diese Werke des menschlichen Stolzes von Thon sind, und wie aller Thon auf der Erde zerbrechen und zerfließen *)."

Umsonst las Schlosser ihnen diese kräftige Bemerkung vor; sie blieben immer auf ihrem Sinne! Da er sie also nicht überzeugen konnte, so mußte er sich nur begnügen, das Resultat dieser Unterredung in ein Gespräch zu bringen, welches er dann seinen Lesern vorlegte. Er wußte, daß sich noch unendlich viel über diesen Gegenstand von beiden Seiten sagen läßt, er hatte sich aber nur auf Das eingeschränkt, was bei der Unterredung ausgesprochen worden, die ihn zu dieser Arbeit veranlaßte, weil er nur seine Freunde überzeugen wollte. „Denn, — sagte er, — wenn ich auch unbescheiden genug wäre, mir mehr anzumaßen, so würde ich doch nur eine überflüssige Arbeit unternommen haben: da alle unsere Großen

*) Herder's Ideen zur Geschichte der Menschheit. Leipzig, 1785. Th. II. S. 261 f.

täglich mehr Gelegenheit haben zu lernen, daß die intensive Größe allein wahres Gewicht, die extensive nur Oberfläche giebt!"

Schlosser führt einen Thracier ein, der sich schon seit langer Zeit in verschiedenen griechischen Staaten aufgehalten hat, nunmehr aber, da Seuthes in seinem Vaterlande den Thron bestiegen und gleich beim Antritte seiner Regierung eine Menge der vortrefflichsten Einrichtungen getroffen hat, einen heftigen Trieb empfindet, nach Thracien zurück zu kehren, um Augenzeuge von der Glückseligkeit seiner Landsleute zu werden. Allein Sokrates, mit Dem er sich über jene weisen Anordnungen in eine Unterredung einläßt, zeigt ihm das Täuschende und den falschen Schimmer dieser stolzen Erwartungen so deutlich, daß er seinen Vorsatz aufgiebt und sich vor der Hand entschließt, den weitern Erfolg lieber in der Ferne abzuwarten: „Denn, sagt er mit einer leicht zu deutenden Ironie, Seuthes hat seine Unterthanen so lieb, daß, wer einmal im Lande ist, nicht wieder heraus kommt."

Als Maßstab, nach dem man die Regierung eines Fürsten beurtheilen soll, giebt Schlosser die Glückseligkeit des Volkes an. Er versteht aber unter dem Worte Glückseligkeit nicht nur den zeitlichen Wohlstand der Unterthanen, sondern auch ihre Moralität, ihre innere Vervollkommnung, welche in kleineren Staaten eher bewirkt werden kann, als in weitschichtigen Monarchieen. Die wichtigsten seiner Beweise und Bemerkungen sind folgende: Der Unterthan in der Monarchie muß blind dem Willen des Monarchen nachleben; die Größe des Reiches und die verschiedenen Stimmungen der verschiedenen Völker lassen eine edlere Uebereinstimmung des Willens der Unterthanen mit dem Willen des Monarchen nicht zu; hierdurch aber wird die Natur des Menschen nicht vervollkommnet. Eben deshalb ist der König in einer großen Monarchie der Zweck von allem Patriotismus. In einer Monarchie sind Wenige, welche nachsinnen, was das gemeine Beste erfordere; die Meisten geben sich vielmehr alle Mühe, zu erforschen und

zu thun, was der König will: es mag gut sein, oder nicht. Der Monarch kann die Wirkung seiner Gesetze in seinen verschiedenen Ländern nicht leicht zuverlässig erfahren; er erfährt meistens nur diejenige, welche dieselben in der Nähe des Hofes hervorbringen. In einem Reiche, das aus mehreren und verschiedenen Völkern besteht, müssen die Gesetze oft abgeändert werden. Der Beherrscher einer weitschichtigen Monarchie kann nur äußerliche Handlungen erzwingen. Ein Meisterstück der Gesetzgebung wäre es, wenn die Gesetze von der Art wären, daß jeder, der das Gesetz verletzte, sich selbst bestrafte, und wer demselben gehorchte, sich selbst belohnte. Die Befolgung des königlichen Willens ist in einer großen Monarchie hart zu erzwingen: Belohnungen der Aufseher und Häscher reichen nicht zu, sobald einer größere Belohnungen giebt, als der König. Der Monarch dringt seinen Willen dem Volke auf und verletzt dadurch das erste und heiligste Eigenthum des Menschen, den freien Willen. Die Spionerei, oder die Aufforderung, gegen eine Belohnung jede Uebertretung des königlichen Willens anzuzeigen, erzeugt Abneigung und Mißtrauen unter den Bürgern. Die Frau wird dem Manne nicht mehr trauen, die Eltern den Kindern nicht, und alle die sonst so wohlthätigen Bande der Liebe, der Freundschaft, des Umganges müssen auf diese Art nach und nach gänzlich aufgelöset werden. Einer solchen Nation ist also nicht allein ihr eigener Wille, sondern es sind ihr auch alle die schönen Gefühle der Geselligkeit, der Gastfreiheit, des Zutrauens entzogen worden.

Es ist offenbar, daß Schlosser, als er die Handlungen seines Seuthes darstellte, von Thracien aus in prophetischem Geiste etwas westwärts nach einem bekannten Originale geblickt habe, wie er auch am Ende des Gespräches unter dem Bilde der Insel Atlantis unserer deutschen Staatsverfassung eine Lobrede hält, für deren Wahrheit, Feinheit und eindringende Ueberredungskraft ihm von mehreren Seiten, im Namen des Vaterlandes, inniger Dank ausgesprochen wurde.

Auf Jacobi's Wunsch übersetzte Schlosser, der treueste Beistand Desselben in dem Streite gegen die Berliner, Swift's „Gründe, warum die Abschaffung der christlichen Religion, wie die Sachen nun stehen, doch üble Folgen haben und nicht alle die guten Wirkungen hervorbringen dürfte, welche man sich davon verspricht." So wie Ersterm, erschien auch Schlosser'n die Aufklärung der damaligen Zeit mehr bedrohend als bedroht. Deshalb suchten sie vereint die Nichtigkeit der viel besprochenen Gefahr zu zeigen und zugleich die Untauglichkeit und Verwerflichkeit der Waffen, deren man sich bediente, um den angeblich von allen Seiten her wieder einbrechenden Feind, den Aberglauben, zurück zu schlagen *). Daß Schlosser und Jacobi auf die Seite der Vernunftfeinde getreten, sah Nicolai, — wie Jacobi dem Magus im Norden berichtete, — als ein Zeichen vom jüngsten Tage an.

Der biedere, geradsinnige und von aller Menschenfurcht befreite, Schlosser, Der in allen Verhältnissen des Lebens die kräftige Tüchtigkeit seines Characters offenbarte, war der Meinung, wir alle seien einander schuldig, daß wir den größten Verbrecher, da, wo er unschuldig ist, vertheidigen; da, wo wir das Recht nicht haben zu richten, ihn ungerichtet lassen; und da, wo er sich nicht verantwortet hat, unser Urtheil zurückhalten. Nach diesen Grundsätzen betrug er sich in Betreff Stark's und Cagliostro's. Ferner glaubte er, daß ein Mann von Ehre sich nicht durch einige Pamphletschreiber heraus fordern lassen soll, sein Glaubensbekenntniß über irgend etwas abzulegen. Nach diesem Grundsatze benahm er sich in Ansehung der Herren Nicolai, — Der sich begnügen mußte, als er im Jahr 1781 auf seiner berühmten Reise durch Deutschland und die Schweiz durch Emmendingen kam, von Schlosser's großen Hunden angebellt zu werden **), — Gedicke, Biester und

---

*) Fr. H. Jacobi's Werke. Leipzig. 1815. Bd II. S. 455 f.

**) Joh. Georg Forster's Briefwechsel. Leipzig, 1829. Th. I. S. 277.

deren Helfershelfern, Charlotte von der Recke, geborne Reichsgräfin von Medem, mit eingeschlossen. Deren Seele damals ihre angeborene Selbstständigkeit so lange verleugnete, als das Journalen-Plaudite anhielt, mit dem ihre Freunde sie betäubten, wie mit den Posaunen und Trommeln, womit die Malabaren ihre Wittwen betäuben, wenn sie dieselben zum Scheiterhaufen führen. Endlich glaubte er, daß es die Pflicht eines gerechten Mannes und besonders eines Freundes ist, wenn seine Freunde, zumal mit Unrecht und von hämischen Feinden, angegriffen werden, sich ihrer öffentlich anzunehmen. Nach diesem Grundsatze zeigte er sich gegen Lavater und Jacobi, welche Beide die Ehrfurcht des Publicums von so vielen Seiten verdienen und sie von jedermann erhalten würden, wenn nicht ein Theil unserer Publicität in so unreine Hände gefallen wäre. Der Beruf des Anklägers war nicht für Schlosser. Er schätzte den Werth der Dinge nicht nach dem sie getrieben werden, sondern nach dem, wie er sie sah; weshalb sollte er denn jemand angreifen, da Niemand mit seinen Meinungen, Irrthümern und Aberglauben ihn beleidigen konnte? Und hätte er jemand angreifen müssen, so mußte ein weiser Mann, nicht das schale Publicum, zu Gericht sitzen, vor welchem die Journale plaidiren.

Obgleich seit der Abfassung jener Abhandlung von Swift achtzig Jahre verflossen waren, so hielt Schlosser die erneute Mittheilung derselben dennoch für nützlich. „Denn, — sagte er, — ist es dem großen Haufen, der gegen den Katholicismus spricht, ein Ernst, so wird demselben dadurch gar nichts in den Weg gelegt, wenn man die Frage von der Abschaffung der christlichen Religion von der politischen Seite betrachtet; und ist es ihm kein Ernst mit seinem confessionsmäßigen Eifer, so wird es ihm doch angenehm sein in Zeiten zu wissen, was die Freunde des Christenthums von Seiten der Politik für sich anführen können, um entweder auch da vorzubauen, oder, wie ich nach meiner jetzigen Einsicht wünschte, Swift's Gründe zu prüfen, und wenn sie dieselben richtig finden, ihr Project

nur gegen den Geist des Christenthums auszuführen, die Hülle aber noch einige Zeit stehen zu lassen."

Hierauf folgte, gleichfalls im März j. J., Schlosser's Schreiben, „worin einige Ursachen enthalten sind, warum die Berliner Monatsschrift bisher in Bekämpfung der Zauberer und des Aberglaubens noch nicht so glücklich gewesen ist, als man zu hoffen Ursache hatte." Er klagt in demselben, daß jene Antagonisten des Aberglaubens zu ängstlich auf alles gespannt seien, was nur einen Schein von Aberglauben an sich zu tragen scheine; bittet sie, daß sie den Zaun, den sie um das Verbot des Aberglaubens gelegt hatten, wieder einreißen und vor allen Dingen einen bestimmten Begriff angeben möchten von dem, was sie Aberglauben nannten; bedauert, daß wenn sie irgendwo einen Mann entdeckt haben, der den Aberglauben zu begünstigen und zu befördern scheine, sie gleich gar nichts gutes mehr an dem Manne sehen wollten, noch zugeben, daß jemand ein gutes Wort für ihn spreche; auch führt er ebenfalls als einen Fehler an, dessen sie sich, seinem Dafürhalten nach, schuldig machten, daß sie so überaus viele Anonyme für sich streiten ließen, indem er hinzufügte, schon oft von den bösen Magikern gehört haben zu müssen, daß diese Art zu streiten derjenigen nicht ungleich wäre, welche man in Italien practicire und die dort das Reisen sehr unsicher machen solle. Endlich spricht er seine Meinung dahin aus, wenn man es nicht erreichen könne, daß die großen, vornehmen und reichen Leute, die mit dieser Welt, welche sie überdespotisirt, ausgekauft und ausgenossen haben, nicht mehr zufrieden sind, auf das Unterirdische ganz Verzicht leisten, das Irdische mit männlicher Weisheit und Bescheidenheit genießen und Seele für das Ueberirdische bekommen; so werde man den Aberglauben nicht wohl unter ihnen ausrotten.

Sehen wir uns jetzt um nach dem Kampfe, der jenen Schriftstellern einer Krone werth schien und des unsterblichen Eichenlaub's, so fragen wir billig: galt es damals irgend ein Haupt des Staates, einen mächtigen Minister, einen Mann, der Ehre

und Reichthum vertheilen oder mit der Uebermacht zu Boden schlagen konnte, und der nun aufstand und ein Land bezaubern oder verführen wollte: Den zu entlarven, Dem vor den Augen des Publicums seine Irrthümer, Betrügereien und Gaukeleien vorzurücken, Dem vor die Stirne zu treten, um ihn mit der allmächtigen Wahrheit, deren Keule, wie ein alter Dichter sagt, alle Welt umbringt und tödtet, zu vernichten? — Ach nein! Ein paar Geistliche in Zürich wegen unbedeutender, schon hundert mal wiederholter, gnostisch und mystisch scheinender Sätze in Journalen zu mißhandeln; einen hülflosen Pfarrer in Darmstadt wegen seiner geheimen Priesterschaft, angedichteten Tonsur und Anhänglichkeit an mysteriöse Gesellschaften zu martern; ein paar gutherzige reichsstädtische Geistliche, welche gerne einen Hirten und eine Heerde zusammen zu bringen wünschten, zu verfolgen; einen Abentheurer, der kaum mit heiler Haut aus der Bastille kriechen konnte, zu verschreien: dies waren ihre Triumphe, die ihnen mehr als eines dreifachen Hurrah's werth erschienen!

In einem kleinen Aufsatze: „über die Dichtkunst," den Schlosser um dieselbe Zeit niederschrieb, sagt er, es sei immer ein böses Zeichen, wenn in einem Volke und in einem Zeitalter Alles so altklug und weise wird, daß Niemand mehr an den Fictionen der Dichtkunst ein Gefallen hat. Baco habe den Werth der Dichtkunst mit vielem Scharfsinne angegeben und was er darüber äußere, characterisire seinen Geist so vortheilhaft, daß er allein deswegen immer unter den besten Menschen genannt zu werden verdiene. „Die Dichtkunst, — sagt nämlich Baco, — ist dem Menschen deshalb gegeben worden, damit er durch sie einen Schatten von Wohlsein auch da erhalte, wo die Natur der Dinge ihm keins geben will. Die Welt ist im Verhältnisse zu unserer Seele zu klein, deshalb freut uns jede Darstellung einer erhabneren Größe, einer reineren Güte, einer reichhaltigeren Mannichfaltigkeit, als diejenige ist, welche wir in der Natur finden. Deswegen glaubte man auch, daß die Dichtkunst etwas von der Gottheit in sich habe, weil

sie die Seele hebt und die Welt unsern Wünschen unterthänig macht; wo hingegen die Vernunft die Seele demüthiget und der Natur unterwirft *)."

Weit entfernt also die Dichter aus dem Plane seiner Erziehungs- und Regierungs-Form zu verbannen, würde Schlosser ihnen vielmehr die erste Stelle neben den Priestern angewiesen haben; wenn er aber diese auf ihr Credo hätte schwören lassen, so würde er jene auf die angeführte Stelle des Baco verpflichtet und es ihnen zum Gesetz gemacht haben, nicht sowohl die Natur des Menschen in ihren Dichtungen nachzuahmen, als vielmehr sie überall zu verschönern und zu veredeln.

„Außer vielen andern Vorzügen haben die Dichter der Alten auch noch den, — sagt Schlosser, — daß sie diese Verschönerung der Natur des Menschen zu dem Hauptzweck ihrer Dichtungen setzten. Man hat, wie bekannt ist, dem Homer den Vorwurf oft gemacht, daß er seine Menschen zu Göttern erhoben, seine Götter zu Menschen erniedrigt hätte; aber gerade dieser Vorwurf beweist: daß er die Verwandtschaft der Götter und der Menschen am besten kannte, am besten fühlte, wie herablassend die Gottheit gegen die verherrlichte Menschheit ist."

Aus jener Zeit, in der auch Schlosser von der churmainzischen Academie der Wissenschaften zu Erfurt zum Mitgliede erwählt wurde, besitzen wir ferner eine Abhandlung, in welcher er, der so erfreut war, in eine Zeit gefallen zu sein, in welcher die Regenten den Werth der Preßfreiheit und selbst der Publicität größtentheils so sehr zu fühlen schienen, daß sie fast überall der Censur ihre Gewalt genommen oder doch sie so sehr beschnitten hatten, daß man sie kaum mehr empfand, seine Gedanken „über die Büchercensur und Publicität **)" aussprach. Denn er hielt es der Mühe werth, daß er und

*) de Aug. Scient. II.

**) Dieser Aufsatz befindet sich, in die dänische Sprache übertragen, in der Samling af Oversaettelser i Prosa. B. II.

seine Zeitgenossen, die jene Freiheit gern fortpflanzen möchten, darüber nachdachten, wie sie dieselbe sich erhalten und wodurch sie ihrer beraubt werden könnten, damit sie dieses unterließen und jenes desto eifriger trieben.

Das einzige Mittel, wodurch wir, wie er meinte, diese Freiheit erhalten können, besteht darin, daß wir unsere Schriftstellerei so nützlich machen, als dies für unser Zeitalter sein kann, und das gewisse Mittel, sie zu verlieren, ist, wenn wir ihrer mißbrauchen. Er wünschte zu dem Ende, daß die guten Schriftsteller sich herabließen, selbst die Censoren der schlechten zu werden; daß die Männer, welche sich in solcher Weise des Vaterlandes annehmen wollten, vorzüglich auf Alles sehen möchten, was nach Anecdotenjägerei und Pasquille schmeckt, ferner was gegen die Regenten, die Gesetze, die bürgerlichen Anstalten, die Gerichte und die Verwaltung des Staates und der Rechte ins Publicum geschrieben wird, so wie auf das, was die geoffenbarte Religion betrifft; endlich wünschte er auch, daß dieses Censorat sich der Keime der neuern edlen Erfindungen annehmen möchte, damit diese nicht durch das Hohngelächter und die Allweisheit so vieler Schriftsteller in der ersten Entwickelung zerstört würden.

Damit aber das Publicum an seiner Unterhaltung nichts verliere, meinte Schlosser, so sollten diese Censoren dasselbe bisweilen mit Begebenheiten aus der Vorzeit unterhalten, deren Betrachtung auch für die Gegenwart von Nutzen sein könnte. „Ich müßte mich sehr betrügen, — sagte er, — wenn nicht eine Gesellschaft von weisen, unterrichteten, edlen Männern auf diese Art das Publicum lange sollten unterhalten können, ohne die Großen zu veranlassen, daß sie die Freiheit der Presse wieder einschränken. Wenn unsere Schriftsteller aber fortfahren, so unbedacht, so unverständig, so beleidigend grob, so gefühllos frei, so gedankenlos einbildisch zu schreiben und in ihren Broschüren weder Gesetze, noch Religion, noch ihre Nebenmenschen, noch selbst Wissenschaften und den Geist der Nachforschung zu respectiren; so haben wir

Ursache zu fürchten, daß die Schriftstellerei und das Journalwesen bald irgend einem Polizeicommissarius wird unterworfen werden, der noch schlimmer damit umgehen wird, als die Censoren zu Rom und ehemals in Wien. — Haben bessere, oder vielleicht nur andere, Zeiten diese Einschränkung des Genius der Nation aufgehoben; so laßt uns sorgen, daß wir ihrer weise und bescheiden gebrauchen, damit gute Regenten keine Ursache und schlechte keinen Schein finden, sie uns wieder zu rauben."

Uebrigens warnte Schlosser, bei einer andern Gelegenheit, die Schriftstellerei einzuschränken. Seiner Ansicht nach kann nichts aufklären, als die Vielheit der Bücher, die, so wie die Sonnenstäubchen die Strahlen der Sonne in alle Winkel der Erde werfen, auch die Strahlen der Wahrheit in unzählige Brechungen herum werfen müssen, damit in allen Gegenden der Erde jeder nach dem Gesichtspuncte, in dem er steht, und der Beschaffenheit seiner Sehorgane, ihres Lichtes genießen könne.

Johannes Müller, der in Schlosser'n überhaupt „einen Mann von großem Kopfe und Herzen" erkannte, schrieb unterm 16. August d. J. (aus Aschaffenburg) an Fr. H. Jacobi:

„Ja freilich habe ich Seuthes gelesen, und mit Entzücken, so daß ich dem Verfasser im Drang meines Gefühls geschrieben, ohne sonst mit ihm zu correspondiren. —

Lieber Seuthes, als die Berliner Monatsschrift und Stark; denn der ist für den Menschen, der wird bleiben. Von dieser Jägerei aber nur der etwa aufstehende Pascal. . . Schlosser ist ein Weiser, ein wahrhaft Weiser . . . Sie braucht's und Schlosser'n, das Teufelsgespenst zu bannen."

Schlosser aber schrieb am 23. desselben Monates an Joh. Müller:

„Neulich, mein verehrtester Herr, und wenn mich meine Hoffnung nicht betrügt, so darf ich hinzu setzen Freund, neulich

---

*) Johann von Müller's sämmtliche Werke. Herausgegeben von Joh. Georg Müller. Stuttgart und Tübingen, 1835. Th. XXXVIII. S. 104 f.

hat ein Schweizer aus Aschaffenburg mir sein edles Mitgefühl über einige patriotische Ideen, die ich im Seuthes ausdrückte, auf eine meinem Herzen wichtige Art durch ein anonymes Blättchen bezeugt und mir seine Hand gereicht, um mich durch seinen Beifall zu ermuntern. Ich kenne Niemand in Aschaffenburg, dem ich das zutrauen, Niemand, den ich lieber für den Verfasser des Blättchens, das mir zugekommen ist, halten möchte, als Sie! Waren Sie's, so glauben Sie, daß ich den Werth Ihres Beifall's ganz empfinde und Ihre Hand so herzlich drücke, als treu Sie mir sie geboten haben; und waren Sie's nicht, so glauben Sie, daß, was dem Verfasser des Seuthes so gütig von dem Schweizer-Eidsgenossen gesagt worden ist, noch viel gerechter von mir dem Verfasser der Darstellung des Fürstenbundes gesagt worden wäre, wenn mich nicht meine Schüchternheit abgehalten hätte. — In der That, würdiger Freund! als ich dieses Ihr Meisterstück las und es in Freiburg ausbreitete, war ich etliche mal im Begriff, Ihnen mit aller Wärme eines echten Patrioten zu danken; aber zu viele Erfahrungen hatten mich belehrt, wie übel die gleichgültigsten Schritte, die ich gethan habe, mir ausgelegt zu werden pflegten. Es war eine Zeit, in welcher mir die Fürstenverbindung und die ersten Keime ihrer Entstehung kein Geheimniß waren; das Geheimniß, das man mir nachher daraus machte, belehrte mich, wie man über mich dachte; und da ich innerlich überzeugt war, daß, wenn der Bund etwas wirken sollte, unsere Fürsten erst mit ihren Unterthanen in's Reine kommen, erst vergessen müßten, daß sie ehemals Eigenthümer einiger Höfe waren, nun Regenten ansehnlicher Provinzen sind: so war es mir leicht vorauszusehen, daß ich kein willkommenes Evangelium predigen würde, wenn ich mehr mit dieser Sache zu thun hätte. Noch mehr aber ließ man mich fühlen, daß man mich ganz unthätig machen würde, wenn ich zu viel thun wollte. Da faßte ich den Entschluß, um einen Platz zu bitten, wo ich nicht reden dürfte, bis man mich fragte. Den Platz habe ich nun, und von dem sehe ich mit dem übri-

gen Publicum, was Dalberg thut und Sie; von dem Platz rufe ich Ihnen mein macte virtute tua zu, von dem reiche ich Ihnen meine Hand, und auf dem opfre ich täglich dem letzten der Götter, der uns verlassen will, der Mannhaftigkeit, die unsere Philosophen, Dichter, Regenten, Minister und Räthe beinahe ganz verscheucht haben. —

Leben Sie wohl, und bleiben Sie den Deutschen gut; denken Sie, daß der Rhein auch Ihr Vaterland mit uns verbindet, obgleich Ihre Vorfahren sich weislich von uns trennten."

Und am 7. Sept. d. J. schrieb Schlosser an Denselben: „Es war eine Zeit, in welcher ich glaubte, man brauche nur das Gute zu zeigen, und jeder müsse es ergreifen. In der Zeit habe ich mir eine gewisse Plumpheit in Darlegung meiner Meinung angewöhnt, und wenn Sie mich mit dieser hätten schreiben und handeln gesehen, so würden Sie sich nicht wundern, daß ich, der ich nichts weniger leiden kann, als den Stand der ecclesia militans, mir es — wie gesagt — von meinem Fürsten zur Gnade ausgebeten habe, mich auf einen Platz zu stellen, wo ich nicht zu antworten brauche, bis man mich fragt. Auf dem Platze stehe ich nun, und ich befinde mich sehr wohl dabei. Vielleicht zwar erhalte ich noch einen Auftrag, der mich dann und wann auch ungefragt zu reden nöthigt; es wird aber das ein Platz bei einer hiesigen Justizstelle sein, wo ich nur Interpret, nicht selbst Redner zu sein brauche. Dieses hat mich von allem Einfluß in die Fürstenbunds-Sache entfernt, auch möchte ich keinen dahin haben, so lange nicht der Geist der echten Politik denselben treibt. Ueber diesen Geist mich auszubreiten, aber nicht als Geschäftsmann, sondern als Stück vom Philosophen, beschäftige ich mich nun mit einer Uebersetzung und Commentirung der Republik des Macchiavell. Kein Buch giebt zu mehr politischen Reflexionen Anlaß, und da ich dasselbe vorzüglich auf Deutschland anwenden will, so werden Sie selbst erkennen, daß auch nur die Versuche, die ich machen kann, schon wichtig werden müssen. Macchiavell hat, dünkt

mich, zu sehr auf die persona mystica des Staats, zu sehr auf die grobe Staats-Diät gesehen, welche gerade nur auf den Zweck der Constitution, deren Erhaltung oder Veränderung hingeht. Ich möchte lieber einen andern Weg gehen und zeigen, wie es möglich ist, bei jeder Constitution sich glücklich und unter jeder Regierungsform das Volk glücklich zu machen. Ich meine, daß, wenn dies irgendwo möglich ist, es in Deutschland sein muß, dessen größter Theil alle Vortheile der großen Staaten haben kann ohne ihre Nachtheile, und alle der kleinen ohne ihre Gefahren. Es gehören aber, dünkt mich, zwei Dinge dazu: einmal, daß jeder Staat seine Unterthanen so behandle, daß sie mit ihrer Constitution zufrieden sind, und dann, daß jeder Staat fühle, was die Erhaltung des andern ihm nütze. Durch jenes werden wir Provinzial-, durch dieses National-Patrioten. Damit aber jenes möglich werde, müssen, wie ich Ihnen, glaube ich, neulich schrieb, die Fürsten vergessen, daß sie domini waren, und die ganze Lehre von den Regalien reformiren; und damit dieses und jenes möglich werde, muß, wie Sie mir schrieben, der ärgerliche Ministerialismus zerknickt und den Landes-Collegien eines jeden Landes mehr Gewicht gegeben werden. Unsere unklugen Fürsten glauben, daß jede Einschränkung ihrer Allmacht ihnen ein Glied von dem Leibe reiße, und doch thut sie mehr nicht, als die Polypen und überflüssigen Glieder der politischen Mißgeburten abäzen, die Minister-Despotien aber vernichten. Machiavell sagt hierüber herrliche Sachen; um ihn aber recht brauchbar zu machen, wünschte ich, wenn es ohne Ihre Mühe geschehen kann, mir Einiges über das Staatsrecht Ihrer Schweizer-Kantone zukommen zu lassen, sonderlich über Bern. . . Ich wünschte Bern's und Freiburg's Statistik vorzüglich, weil sie, so wie Nürnberg und Venedig, viel Aehnliches mit der römischen hat, die Machiavell zum Grunde legt *)." —

---

*) Briefe an Johann v. Müller. Herausgegeben von Maurer-Constant. Schaffhausen, 1839. B. III. S. 119. f.

Zunächst erschienen aber (1789) Schlosser's „Briefe über die Gesetzgebung überhaupt, und den Entwurf des preußischen Gesetzbuchs insbesondere.“ Als Friedrich II. seinem damaligen Großkanzler, Freiherrn von Carmer, durch eine Cabinets-Ordre vom 14. April 1780 die Ausarbeitung einer neuen Proceßordnung, so wie den Entwurf eines allgemeinen subsidiarischen Gesetzbuches, welches sich auf römisches Recht gründen, in deutscher Sprache und durchaus verständlich abgefaßt sein, und dem die nöthigen Provinzial-Gesetzbücher folgen sollten, anbefohlen hatte, trat der Oberamts-Regierungsrath Suarez in Breslau, den sich der Großcanzler zum Gehülfen ausersehen, mit Schlosser in Briefwechsel, um ihn zu bewegen, die Anfertigung eines systematischen Auszugs aus den römischen Gesetzbüchern zu übernehmen. Man konnte sich indeß, wie sich ein amtlicher Bericht über die scientivische Redaction der Materialien der preußischen Gesetzgebung ausdrückt, über die Bedingungen nicht vereinigen; weshalb sich der Großcanzler nach anderen Hülfsarbeitern umsah. „Gerade für diese Stelle, — sagt v. Savigny, — wäre ein Mann von Geist und Gelehrsamkeit sehr wünschenswerth gewesen, und es wäre interessant, wenn man wenigstens nach einzelnen Proben vergleichen könnte, wie Schlosser die Aufgabe gelöst haben würde. Vielleicht lag aber in dem Mechanismus des ganzen Geschäfts der Grund, warum dieser Auftrag für einen Mann von Bedeutung und Selbstständigkeit nicht passend gewesen wäre *).“

Inzwischen wurde in den Jahren 1784—88 jener Entwurf dem gesammten Publicum zur Begutachtung vorgelegt, was denn auch Schlosser'n veranlaßte, seine Stimme unumwunden über denselben abzugeben. „Die Absicht der preußischen Gesetzgebung, — sagt er, — ist unstreitig so rein und so edel, daß Niemand etwas daran auszusetzen haben wird. Allein die besten Ansichten können oft verfehlt werden, wenn die Zeit ih-

*) von Savigny: vom Berufe unserer Zeit für Gesetzgebung und Rechtswissenschaft. Heidelberg, 1815. S. 85. f.

nen nicht günstig ist, oder wenn die Ausführung ihnen nicht entspricht. Blos in diesen beiden Rücksichten habe ich mir erlaubt, einige Bemerkungen über den Entwurf des preußischen Gesetzbuchs zu machen. In Ansehung der ersten habe ich mich so weit hinaus über die Gränzen des preußischen Staats ausgebreitet, daß ich diesen ganz aus dem Gesicht setzte. Denn da jetzt beinahe keine Nation ist, die nicht an Gesetzbüchern arbeitet, oder doch nach ihnen verlangt; so schien es mir, daß die Untersuchung, ob die jetzige Zeit dazu gelegen ist, überall vor der Arbeit selbst vorausgehen müsse."

Ueber Schlosser's Schrift selbst mögen hier die Aeußerungen eines berühmten Juristen folgen, der seine ausgezeichnete Verehrung für Schlosser auch sonst mehrfach ausgesprochen und über dessen große Verdienste um das Studium der Rechtswissenschaft von Savigny noch unlängst, bei Gelegenheit der Rückkehr des Tages, an dem jener vor funfzig Jahren die juristische Doctorwürde erhalten hatte, ein öffentliches Zeugniß abgelegt hat. Hugo sagt in seiner Beurtheilung der genannten Schrift: „Recensent hat sich schon öfters in Verlegenheit gesehen, wie er Schriften anzeigen sollte, in denen durchaus Alles, Geist, Plan und Sprache, geradezu gegen seine Ideen anstieß; bei diesen Briefen ist der Fall umgekehrt, aber seine Verlegenheit beinahe noch größer. Die Grundsätze des Verfassers über Civilrecht und Gesetzbücher sind entweder fast wörtlich dieselben, welche Recensent bei jeder Gelegenheit mündlich und schriftlich äußert; oder sie sind diesen doch so analog, daß er sie gleich für wahr erkannte, so bald er sie las. Recensent hatte also bei dieser Lectüre die Empfindung eines Reisenden, der eine ganze große Caravane verlassen hat, weil ihr Weg sich, seiner ganzen Ueberzeugung nach, in die unfruchtbarsten Sandwüsten verliert, — der in dieser seiner Ueberzeugung fast mit jedem Schritt befestigt ward, weil er immer mehr Spuren fand, daß er eben den Weg ging, dessen Schönheit in höchst glaubwürdigen Nachrichten so sehr gerühmt wird, — auf den aber doch die Einsamkeit und das Alleingehen den Eindruck

machte, den es auch in der physischen Welt in der Länge macht, — und der nun ganz unerwartet zum Reisegefährten einen Mann bekommt, von dem Niemand leugnen kann, daß er der ganzen Gegend höchst kundig sei. Herr Geh. Hofrath Schlosser hat eine juristische Erfahrung, wie man sie durch bloßes Actenlesen und Referiren nie bekommt; seit mehr als zwanzig Jahren hat er als Sachwalter, als Mitglied eines Justiz-Collegium's und als Oberamtmann Gelegenheit genug gehabt, Partheien, Sachwalter und Richter zu beobachten, zu sehen, welche guten und welche schlimmen Folgen mancher Rechtssatz und manche Art des Verfahrens nach sich ziehe, von welchen der bloße Bücher-Gelehrte oft keine guten oder keine bösen Folgen für möglich gehalten hätte. Daß es einem Schlosser aber auch nicht an der Gabe, zu beobachten, und seine Beobachtungen zu verarbeiten, fehlt, wem brauchen wir dies erst zu sagen? Wer weiß nicht, daß wenig bloße Bücher-Gelehrte, wenig bloße Philosophen mit den Meisterstücken der alten und neuen Literatur so vertraut sind, als dieser juristische Geschäftsmann? — Recensent fühlt es vollkommen, wie sehr weit Herr Schlosser in allen diesen Stücken über ihm stehe, aber vielleicht ist es doch der Wahrheit vortheilhaft, wenn mancher Leser, der gleich von Paradoxen sprechen würde, erfährt, daß noch jemand, dessen Untersuchungen von einem ganz andern Puncte, von der Geschichte des römischen Rechts zur Zeit der Classiker, ausgingen, dem Verfasser in allen seinen Paradoxen begegnet.

Man erinnert sich noch der staunenden Bewunderung, die der Entwurf zu einem Gesetzbuch für die preußischen Staaten vom Herrn Geh. Rath Suarez bei Denen erregte, die nicht Juristen, oder doch nicht Civilisten waren. Wie man sich freute, daß das leidige Latein nun auch für Juristen entbehrlich werde! Nach welchen echten Grundsätzen des allgemeinen und deutschen Staatsrechts man verordnet hatte, daß der Regent nie anders, als „zum gemeinen Besten" die Rechte der Einzelnen kränken sollte! Wie weise alle Willkühr des Rich-

ters verbannt war, so daß der schlaueste Bösewicht das Recht nie sollte beugen können, ohne gegen den klaren Buchstaben, gegen einen Satz von nur zwei Zeilen, zu sprechen, der jedem Bauer verständlich war, wenn jetzt selbst die Gelehrten zuweilen das Wörterbuch zu brauchen scheinen! Welche Vollständigkeit man von der bleibenden Gesetz-Commission erwartete! — Dagegen zeigt nun Schlosser Fehler in der Anlage und Fehler in der Ausführung, und am Ende führt er die Gründe an, die, wenn auch alle jene Fehler dieser Anlage und dieser Ausführung gehoben wären, ihn doch von der Entbehrlichkeit und der Unmöglichkeit eines neuen Gesetzbuches überhaupt, so bald es mehr sein soll, als Umarbeitung der Landes-Gesetze, überzeugen, und Seite 338 wünscht er, daß dieser Entwurf immer nur ein Entwurf bleibe *)." —

Schlosser's Briefe waren schon größten Theils abgedruckt, als er erfuhr, daß in einigen gelehrten Zeitungen, (deren er wenige mehr las,) angegeben worden: er hätte den Auftrag, an einem Gesetzbuche für das badensche Land zu arbeiten. Die Gesinnungen, welche er in dieser Schrift geäußert, würden wunderbar mit jenem Berufe contrastirt haben, wenn derselbe in dem ausgesprochenen Maße seine Richtigkeit gehabt hätte. Dies verpflichtete ihn, sich darüber zu erklären. Wie er selbst aussprach, so hatte er allerdings den Auftrag, neben seinen andern Geschäften, den Versuch, die justinianischen Gesetze auf ihre Grundsätze zurück zu führen, wie er ihn im Jahr 1777 vorschlug, fortzusetzen. F. L. Brunn fragt mit Recht: „Wem hätte der Markgraf wohl dieses wichtige Geschäft mit mehrerem Rechte übertragen können, als dem philosophischen Rechtsgelehrten und tiefem Denker, der mit Plato's und Montesquieu's Geiste vertraut schon ehedem reiflich überdachte Vorschläge zur Verbesserung der Gesetzgebung überhaupt gethan und selbst die Gerechtigkeit in seinem kleinen Bezirke so unpar-

*) Göttinger gelehrte Anzeigen 1789. St. 110. S. 1097 f. Vergl. Hugo's Beiträge zur civilistischen Bücherkenntniß. Berlin. 1828. B. I. S. 107.

theiisch und gewissenhaft verwaltet hatte?" — Aber die Absicht jener Fortsetzung war nicht, das römische Gesetzbuch dadurch zu verdrängen und ein ganz neues, vollständiges badensches Gesetzbuch zu entwerfen; sondern sie ging nur dahin, aus diesen Auszügen und den übrigen in das bürgerliche Recht einschlagenden Verordnungen, das badensche Landrecht in seinen wichtigsten Mängeln zu ergänzen und nach und nach das justinianische Recht entbehrlicher zu machen. „Es wird wohl in Deutschland und selbst in Frankreich wenigen Gelehrten unbekannt sein, — sagt Schlosser, — wie lebhaft der jetzt regierende Herr Markgraf von Baden, welchen ich unter allen Regenten am liebsten zu meinem Herrn gewählt habe, und nun, nach einem sechszehnjährigen Dienst noch wählen würde, für die natürliche Ordnung der Regierung sich erklärt hat. Und bei solchen Gesinnungen eines Regenten scheint es vielleicht am ehesten möglich, gute Gesetze festzusetzen und denselben, wenigstens gewiß in dem Verhältniß von Bürger zu Bürger, eine zuverlässige Dauerhaftigkeit zu geben. Aber der Weisheit meines Fürsten konnte es auch nicht entgehen, daß, so schnell oft der Uebergang von dem Guten zum Bösen zu sein pflegt, die Rückkehr von diesem zu jenem immer nur sehr langsam sein kann, wenn sie bleibend sein soll."

Fünfundzwanzig Jahre nach dem Erscheinen der Schlosser'schen Briefe äußerte Hugo: „Als der Entwurf eines preußischen Gesetzbuchs fast von allen deutschen Schriftstellern, welche darüber eine Stimme abgaben, mit der frohsten Erwartung aufgenommen wurde, weil er der Aufklärung des Zeitalters über alles Positive so ganz entsprach: da trat ein Mann dagegen auf, in Ansehung dessen durch Klinger's und Goethe's warmes Lob nun denn doch das Andenken an die Schmähungen, die er einst von etwas weniger achtungswerthen Mitgliedern des gelehrten Deutschlands erfahren hat, vertilgt sein wird *)."

*) Göttinger gelehrte Anzeigen. 1814. St. 194. S. 1929.

Schlosser's Ansicht nach, war damals nicht zu hoffen, daß ein wahrer deutscher Gemeingeist auflebe, wenn nicht vorher gewisse politische Begriffe, in ihrer ganzen Reinheit, unpartheiisch ergründet und allgemein gemacht würden. Sollte aber dieser Gemeingeist demungeachtet erwachen, ehe die Nation sich diese Begriffe deutlich gemacht; so befürchtete er, daß alsdann Das entstehen werde, was man gerade in jener Zeit in Frankreich vor Augen sah. Gränzenlose Verwirrung und fanatischer Eifer für die Gerechtigkeit, der, wie Schlosser sagt, in demselben Maße ungerecht zu handeln pflegt, in welchem der fanatische Eifer für die Religion da am irreligiösesten war, wo er am lebhaftesten wirkte. Solche Betrachtungen veranlaßten ihn, in den Jahren 1789, 90 und 91, verschiedene politische Meditationen in das Neue Deutsche Museum einrücken zu lassen, und zwar mit dem Bemerken, daß er sich für diese Arbeiten sehr belohnt halten werde, wenn Männer von tieferer Einsicht und älterer weiserer Erfahrung dadurch erweckt würden, dem gleichen Gegenstande ihre Sorge zu widmen.

Dahin gehören vornehmlich zwei Aufsätze: „von dem Adel,“ deren ersterer sich auf eine Stelle aus des Präsidenten Dupatty lettres sur l'Italie bezieht, während der andere über ein Fragment des Aristoteles handelt. Schlosser, Der hier nur den Adel im Sinne hat, welcher als Landstand ein Gleichgewicht der Souverainität sein kann, theilt in jenem einige Reflexionen mit über die Wichtigkeit eines Mittelstandes in jedem Staate, der dessen Constitution versicherte; in diesem stellt er aber einige Untersuchungen an, weshalb im Mittelalter der Adel nur durch seine Geburt ein Monopol der höchsten Stellen im Staate und in der Armee erhalten und behaupten konnte. Ihn dünkte, solche Forschungen seien selbst den adeligen Jünglingen sehr wichtig, indem sie dieselben ermuntern könnten, zu einer Zeit, in welcher man beinahe alle Vorurtheile umstieß, auch außer ihrem Namen noch einen Werth zu erwerben, der von diesen Vorurtheilen unabhängig ist, wodurch

der Adel seinen Ahnen nichts vergeben werde; denn das Chor in Euripides' Hekuba sage richtig:

> Schön glänzt der Stempel, welchen die Geburt
> Aus großen Ahnen auf den Enkel drückt;
> Doch schöner glänzt er in dem Würdigen.

Schlosser's sonst hier und da ausgesprochene Aeußerungen über den Standes-Unterschied fassen wir in folgenden Worten zusammen:

Bekanntlich war in früheren Zeiten der Adel der Mittelstand zwischen den Regenten und dem Volke; und schon Baco hat lange vor Montesquieu gesagt: daß das ganze Wohl einer Nation von der Erhaltung dieses Mittelstandes abhänge. Ihm hat Deutschland, England, Italien zu danken, daß wir nicht unter einem Despoten stehen; sein alter Einfluß hat gemacht, daß weder Richelieu noch Mazarin in Frankreich konnten, was sie wollten. Er hat Philipp von Spanien genöthigt, seinen Despotismus außerhalb den Pyrenäen arbeiten zu lassen und auch da hat der niederländische Adel der ganzen Nation geholfen wider ihn. Was der Mangel des Adels in Rußland, in der Türkei, in ganz Asien und Afrika für traurige Folgen für das Volk gehabt hat, fällt in die Augen. Es ist also allerdings sehr wichtig, daß der Adel seiner Vorzüge genieße und das Volk sollte sich wohl hüten, den geringsten Einbruch in dieselben zu thun.

Aber soll der Adel so wichtig sein, so muß er auch innere Kräfte haben, so muß er auch im Stande sein, mit Kraft und Muth seinen Glanz zu behaupten, so muß er Patriotismus haben, nicht wie in Polen Alles vom Regenten auf sich ziehen wollen, nicht wie an so vielen andern Orten, und sonderlich in Deutschland und Frankreich, sein Hauptprärogativ darin suchen, den Bürgerstand zu verachten. Er soll mehr nicht sein, als der ältere Bruder; der Regent der Vater; das Volk der jüngere Bruder.

So wie das Feudalsystem in Deutschland aufhörte und die Reichs-Matrikel eingeführt wurde, und das römische Recht die alten deutschen Rechte verdrängte, fing die innere Kraft des Adels an sich zu verzehren. In Frankreich rieb sie sich, als sie zu viel wollte, bald nachher unter Heinrich III. und IV. von selbst auf.

Der hohe deutsche Adel erhielt ungefähr in jener Epoche ein eigenes Interesse, welches nur durch die zweite Hand am Staatskörper hing; und der niedere Adel ließ sich für seine Kriegs- und Richterdienste salariren. Jener wurde also gleich dem Regenten; dieser gleich dem Volke; und so verrauchte beinahe gänzlich Das, was den Adel zum Mittelstande characterisirte. Der Name war aber noch übrig. Diesen unterhielten die Regenten Denen, die ihn trugen, zum Troste für die Sache, die sie verloren hatten; und Diejenigen, welche ihn trugen, fühlten bald, daß es nur ein Name sei, der auch verloren werden würde, wenn er sich nicht wenigstens in der Phantasie erhielte. Dadurch entstanden denn auf der einen Seite die Unterschiede unseres Adels, die adlichen Bänke, adliche Chargen u. s. w. und auf der andern die große Verachtung des Adels gegen den Bürgerstand, wodurch jener sich wehren wollte, daß dieser nicht zu nahe in seine Kreise breche. Der Stand der Gelehrten und der Kaufmannsstand fühlten diese Besorglichkeit des Adels am meisten. Die Regierungsverfassung und das Justizwesen fingen an zu künstlich zu werden, als daß man es nur dem Adel hätte überlassen können. Anfangs glaubte man einen Ausweg zu finden, wenn man die Doctores juris dem Adel näher rückte. Diese aber griffen auch bald weiter, und da täglich die Rechte, Doctoren zu creiren, Mehreren gegeben wurden, so schlich sich auch so viel verächtlicher Troß in diesen Körper, daß diese Vorzüge nothwendig fallen mußten. Die Doctoren wehrten sich noch ein wenig; aber sie mußten doch nachgeben und wurden von dem Adel nicht allein mit dem Volke vermischt, sondern noch mehr, als dieses, verachtet.

Der Kaufmannschaft ging es nicht besser. Die Zeit des Hanseatischen Bundes hatte den Bürgern, als man anfing, Alles, selbst Menschenleben, kaufen zu können, ein großes Uebergewicht über den Adel gegeben, der überdies keine reichen Zuflüsse hatte, und mit seinen Früchten, Holz und Vieh in zehn Jahren nicht gewinnen konnte, was ein Coeln'ischer Gewürzkrämer in dem Laufe eines Jahres gewann. Was war natürlicher, als daß der Adel sich auch an diesem durch die größte Verachtung rächte; durch einen unbeweglichen Stolz auch den von sich zu entfernen suchte.

Auf diese Art wurde zwischen dem Adel und dem Bürgerstande eine Scheidemauer befestiget, die an sich schon unübersteiglich ist, und die den Adel so überaus eifersüchtig gegen alle äußerlichen Ehrenzeichen, welche ein Bürgerlicher haben kann, gemacht hat, daß keines mehr zu erfinden ist, welches dieser große, von einem und demselben Geiste belebte, Körper nicht zur Geringschätzung Dessen, der es trägt, zu wenden wissen wird.

Wie es dem Adel gegen die Bürgerlichen erging, so ging es dem Militairstande gegen Alles, was nicht vom Degen ist.

So wie die Sitten der deutschen und beinahe aller europäischen Staaten sich änderten, fiel natürlich auch der alte deutsche Kriegsgeist. Man mag nun von diesem Geiste sagen, was man will; so zeigt die Geschichte aller Zeiten und Völker vom trojanischen Kriege an, daß wenn nicht eigenes Interesse den Soldaten treibt, die bloße Begierde nach Ehre und Ruhm nur höchstens den Anführer beleben könnte. Mit aller Begierde, sich zu unterscheiden, freuten sich die Homer'ischen Helden vor dreitausend Jahren so sehr über ihre erbeuteten Pferde, Wagen und Weiber, als Sully vor anderthalb hundert Jahren sich über seine erbeuteten Thaler freute. Und hat man auch dann und wann bei einigen Freistaaten gesehen, daß der Patriotismus wirkte; so ist doch das Beispiel unter keinem Könige gefunden worden.

Als die Disciplin nachher das Beute machen einschränkte; als die Regenten die Eroberungen nicht mehr zu Lehn gaben; als der Soldatendienst nicht mehr ein freiwilliges Kriegslaufen, sondern ein Zwang wurde: da fiel das Geld- und Gewinn-Interesse fort. Die Großen konnten die Soldaten und Offiziere nicht mehr bezahlen mit Münze und baarem Gelde. Da mußten sie den Menschen an einer andern Seite fassen; mußten das Ressort der Ehre spielen machen und den Militärstand so über den Bürgerstand erheben, daß dieser in jenen gar nicht mehr eingreifen konnte. Das Zeichen dieser Erhebung mußte aber auch sichtbar werden: daher entstanden die Uniformen.

Schlosser's Ansichten über den, mit dem Standes-Unterschiede in naher Verbindung stehenden, Luxus characterisiren folgende Aussprüche:

Es ist überhaupt eine alte Beobachtung, daß Gesetze über den Luxus da, wo die Sitten nicht selbst Sparsamkeit und Bescheidenheit allgemein machen, vergeblich sind. Und sie sollen es auch sein. Das wird ein hassenswerthes Volk werden, welches Geld hat und es nicht gebraucht. So viel ist von Menschen nicht zu hoffen, daß sie kärglich leben und ihren Ueberfluß wegschenken. So viel wäre jedoch zu fordern, daß einer oder der andere sich mehr einschränkte und besser für die Zukunft sorgte. Aber wie will man eine Mittelstraße unter den Menschen finden, wie sie durch ein Gesetz umzäunen? Müssen also die Menschen ausschweifen, so ist die Ausschweifung des Luxus unter unsern Umständen ungleich weniger schädlich, als jene des Geizes. Der Luxus erhält doch noch das Herz etwas wärmer und zugänglicher; nährt doch noch etwas an Talenten, Künsten und Geschmack; giebt doch noch etwas an Freuden des Lebens, an Offenheit des Sinnes, an Leichtigkeit, Wohlwollen, selbst Wohlthätigkeit. Er bindet doch Umgang, wo nicht Freundschaft; und man predige dagegen, wie man will, so war es gleichwohl Schlosser'n gewiß, daß wenn wir nicht täglich mehr brauchten, wir täglich noch schlimmer werden

würden, als wir sind. Gott hat die Erde verflucht, nicht weil er sie um des Menschen willen haßte; sondern weil er wußte, daß nur Arbeit den Menschen, der sein Ebenbild verloren hatte, abhalten konnte, ein Teufel zu werden. In dem nämlichen Verhältnisse nun, in welchem die Erfindungskraft des Menschen ihm diese Arbeit verkürzen hilft, muß eben diese Erfindungskraft seine Bedürfnisse vermehren. Alle Declamationen gegen den Luxus und alle Gesetze, die dagegen gemacht werden, wären also, wenn sie Wirkung hätten, das größte Unglück, welches dem Menschen begegnen könnte; denn sie würden neunzehn Theile der Erdenbewohner ohne allen Sporn zur Arbeit lassen und diese würden alsdann entweder mit dumpfer Trägheit, wie die Kamtschadalen, um ihr Feuer sitzen und hinein starren, oder, wenn sie unsere Thätigkeit hätten, sich einander vertilgen, wie unsere Vorfahren, ehe sie noch vom Luxus etwas wußten, sich in den hercynischen Wäldern und an den cheruskischen Sümpfen vertilgt haben; oder verdammte sie ein noch schlimmeres Schicksal auf ihren Goldhaufen zu sitzen und, statt des Genusses des fröhlichen Gebers, sie zu zählen, zu wiegen und zu hüten; so würde die Barbarei, in die wir fielen, die unerhörteste in der ganzen Geschichte sein.

In der bezeichneten Zeit gab eine Stelle des Kallimachus, der an dem Ptolomäus — entweder dem Philadelphen oder dem Evergeten, denn er lebte unter beiden, — nichts mehr zu erheben wußte, als „daß er am Abende ausführe, was ihm am Morgen eingefallen wäre,“ Schlosser'n Stoff zu einigen Betrachtungen über das sehr zweideutige Lob „vom Geschwind-Regieren.“

Daran reihte er einen tiefgedachten Aufsatz „von den Staats-Reformen“ über eine Stelle des Aristoteles, an welche ihn der Eifer, mit dem Frankreich damals an der Umschmelzung seiner Monarchie arbeitete, erinnert hatte. Das Wichtigste, welches er in jener Stelle fand, die ihn, so oberflächlich sie ihm auch erschien, dennoch zu vielem Nachdenken

veranlaßte, war der Gedanke: daß die Kraft der Gesetze in der Gewohnheit zu gehorchen bestehe.

Moser, Der vom Jahre 1772 bis 1780 Hessen-Darmstädtischer Staats-Minister war, theilt in seinem „patriotischen Archive *)," unterden „Kabinet-Stücken," als ein herrliches Hausmittel, zu Verhütung von Mißvergnügen und Aufruhr der Unterthanen, folgende Stelle aus dem erwähnten Aufsatze mit:

„Ich hoffe, meine Landsleute werden klüger sein, (als die Franzosen). Das können sie nun zwar nicht verhüten, daß das Volk nicht aus dem Beispiel der Franzosen merken sollte, daß es wohl anders sein könne; aber das ist doch noch möglich zu machen, daß das Volk seine Gewohnheit zu gehorsamen erträglicher finde, als die Anstrengung, die das Widerstreben erfordert. Ein billiger Nachlaß der Abgaben, eine bescheidnere Hegung des Wildes, eine mäßige Linderung der Frohnden, eine zeitige Unterstützung der Armuth, eine kluge Erleichterung des Gewerbes, eine männlichere Aufsicht auf die Staatsdiener, eine scharfsichtigere Wahl der Regierungswerkzeuge, eine großmüthigere und freigebigere Behandlung derselben, eine geläufigere Justiz **), eine weisere Organisation der Regierungen u. s. w.: das ist die einzige Beredsamkeit, welche die Unterthanen vom Aufruhr abhält und zum Gehorsam anmahnt, eine Beredsamkeit, die überredet, wenn auch gleich nicht nach Komma und Punctum declamiret wird."

Jener Abhandlung ließ Schlosser „Macchiavell's Schilderung von Deutschland" folgen, deren er in dem mitgetheilten Briefe an Joh. Müller erwähnt. Demselben schrieb er am 15. Juli 1789: „Sie ermuntern mich, meine Meditationen

*) Band XI. S. 503 f.

**) Hierzu fügte Moser (1790) folgende Worte: „eine reinere, ehrlichere, gewissenhaftere Justiz, wo die Klagen des Volks über seine Bedrücker vom Ober- und Unterbeamten gehöret, die Unterthanen gegen diese ihre Blutsauger geschützet und die Schelme bestrafet werden, ehe das zur Verzweiflung gebrachte Volk zur Selbsthülfe schreitet, welcherlei Auftritte sich auch in Deutschland gewiß ereignen werden, wenn sich die Regierungen so wenig weise, gerecht und billig betragen, als in ein und anderer Provinz leider! geschiehet."

über Macchiavell fortzusetzen, und der Gedanke ruht auch gewiß noch nicht bei mir. Sicherlich werde ich suchen, den Begriff, wie weit man unter jeder Regierung glücklich sein könne, näher zu bestimmen, und zwar sonderlich dadurch, daß es auch eine Regierung, nicht eine patria noch herilis potestas sein muß. Es hat, ich weiß nicht welches Unglück, den Gedanken, daß dem Volk wohl wäre, dessen König ein Philosoph ist, so verdreht, daß die besten Regenten nach und nach sich als die einzigen ansehen wollen, die Verstand haben. Wenn die nun Alles nach ihrem Kopf modeln, wenn die heri et domini Alles nach der potestas herilis, und selbst die Landesväter Alles nach der potestas patria einrichten wollen, so bleibt der Regent in allen Fällen Centrum, und dazu Centrum, wie die Spinne in ihren Polygonen; das muß aber nicht sein! Justin führt in seiner ersten Apologie für die Christen die Stelle eines Alten an: „Wenn nicht Regierende und Regierte philosophiren, so können Staaten nicht glücklich sein;“ und eben so muß Alles zwischen dem Regenten und dem Volke réciproque sein, und diese Reciprocität giebt nur die *Αἰδώς*.

Ich finde zwischen der alten Politik und der wahren den wichtigen Unterschied, daß jene immer nur glaubte durch Fundamental-Gesetze der Sache zu helfen. Die wahre Politik braucht deren wenige; denn die Schwierigkeit liegt nicht im Geben der Form, sondern in deren Erhaltung. Und wenn wir ehrlich sein wollen, so müssen wir uns gestehen, daß das Uebel immer vom Volk angefangen hat. Sehr lehrreich ist hierin die Geschichte von den Revolutionen Rom's, welche Macchiavell nicht gebraucht hat, wie er sollte. Statt der Declamationen über den Mißbrauch der Fürstengewalt, wenigstens neben diesen, müssen also immer auch Reflexionen über die Schlechtigkeit des Volks, die diese veranlaßte, dem echten Politiker vor Augen stehen; und sieht man, wie Frankreich und Oesterreich jetzt handelt und handeln darf und kann, so kann es einem nicht entgehen, wie sehr viel mehr Schuld der Esel daran hat, daß er Säcke trägt, als der Müller, daß er sie auflegt.“ —

Der, aus dem Italienischen übersetzten, Schilderung von Deutschland, die Schlosser mit einem Vorberichte und zahlreichen Anmerkungen versehen hat, folgte sein Aufsatz „von der Handhabung der Staatsverfassung,“ zu dessen Abfassung ihn ebenfalls Machiavell aufmunterte. Schlosser meinte, was bei den Philosophen der Stein der Weisen, das sei bei den Politikern die Sicherheit der Constitution. Jene und diese suchten gleich eifrig und er fürchte gleich vergebens nach diesem großen Arcanum. Machiavell selbst scheine erkannt zu haben, daß es nicht zu finden sei und so glaubte Schlosser, es werde nicht unangenehm sein, das wieder in Erinnerung zu bringen, was Jener darüber sagt.

Auch eine Apologie des Thucydides gegen einen Tadel des Dionys von Halikarnaß verfaßte Schlosser in der nämlichen Zeit, bei welchem Anlasse er sich zugleich über Kriegs-Manifeste aussprach.

Bereits im Frühjahre 1793 äußerte er selbst, daß der Lauf der Weltbegebenheiten in dem kurzen Zeitraume der Abfassung dieser Aufsätze politischen Inhalts so schnell gewesen sei, daß beinahe alle die Scenen, auf welche seine Reflexionen sich beziehen, schon verändert seien. „Und die Scenen, — sagt er, — die nun vor unsern Augen stehen, sind so traurig, daß man es in der philosophischen Kaltblütigkeit weiter gebracht haben muß, als ich es je bringen werde, wenn man nicht lieber von ihnen wegsehen, als darüber raisonniren will. Der Zergliederer, der, um in der Kenntniß seiner Kunst weiter zu kommen, ein lebendes Geschöpf zerschneiden und mit neugierigem Blick in dem ängstlichen Klopfen seines Herzens, in den Zuckungen seiner Muskeln, nach neuen Erfahrungen forschen kann, der ist vielleicht weicheren Herzens, als der Philosoph, der in den Gräuelthaten dieser Zeiten wühlen mag, um zu erforschen, wie tief die Menschheit sinken kann!“

Aus dem Jahr 1790 sind, außer den namhaft gemachten, noch einige Früchte von Schlosser's schriftstellerischer Thätigkeit zu erwähnen. In Hugo's civilistischem Magazine theilte

er eine Abhandlung „über das Studium der reinen römischen Jurisprudenz" mit, welche von Savigny als „geistreich und durchaus vortrefflich" bezeichnet hat. Späterhin folgte seine „Prüfung der Theorie der Injurienprozesse, sammt deren Anwendung auf den Stark'ischen Prozeß gegen die Berliner Monatsschrift," welche in demselben Magazine enthalten ist.

Ferner bestritt Schlosser damals Garve's Behauptung, daß die Moral des Privatlebens bei der Regierung der Staaten nicht überall anwendbar sei, in einem besondern Aufsatze.

Endlich gaben ihm in dem genannten Jahre die Lobreden, Grabschriften und Gedichte auf den verewigten Kaiser Joseph II. Veranlassung, diejenige Rede, welche J. G. Jacobi, als Professor der schönen Wissenschaften, bei jener Todesfeier an das academische Publicum in Freiburg gehalten hatte, aus der Menge hervor zu ziehen und wenigstens Das von ihrem Inhalte darzulegen, was von allgemeinem Nutzen sein konnte. Zugleich benutzte er diese Gelegenheit zur Mittheilung eines Vorschlages, wie die Trauerreden bei den Todesfeierlichkeiten verstorbener Regenten am besten einzurichten sein möchten.

„Der größte Monarch, — sagt Schlosser, — kann doch bei dem Schluß seines Lebens mehr nicht sagen, als was Romulus, nach Dionys von Halikarnaß, bei seiner Erscheinung gesagt haben soll: Der Geist, der mir bei meiner Geburt zugegeben worden, hat mich zu den Göttern geführt, nachdem ich das Ziel meines sterblichen Lebens erreicht habe. Und was können wir mehr von ihnen sagen?

Die größte Beredsamkeit ist nicht beredt genug, um mehr auszudrücken, als die Thräne des Volks bei der Bahre eines guten Regenten sagt; und welcher Mund darf es wagen, den Seufzern Worte zu leihen, welche den Bösen nachgeschickt werden? . . .

Mich dünkt, daß man am besten thun würde, wenn man statt der Lobreden auf die gestorbenen Großen, lieber Ermah-

nungsreden an ihre Unterthanen einführte. Dergleichen Reden könnten nicht allein für das Volk, sondern auch für den Nachfolger des verstorbenen Regenten, von der größten Wichtigkeit sein.

Diese Ermahnungen müßten aber nicht, wie Sturm's Betrachtungen über den Segen Isaschar's, nur das Volk lehren, ihren Herren immer unterthänig zu sein; sondern sie müßten vornehmlich darauf sehen, daß das Volk daraus lerne, was es thun müsse, um seine Regenten zu guten Regenten zu machen. Es scheint freilich, daß dieser Endzweck anders nicht, als durch eine künstlich politische Staatsverfassung oder durch die Gewalt der Waffen zu erhalten sei. Jene aber wird immer mehr Schein als Realität geben und diese ist meist eine Arznei, die schlimmer ist, als das Uebel.

Ich meine jedoch, es giebt noch ein drittes Mittel, das ungleich sicherer und besser ist, und wobei das Volk immer doppelt gewinnen wird, und dieses Mittel habe ich von dem Scipione Amirato gelernt, welcher beweist, daß die schlechtesten Regenten immer noch gut geblieben sind, so lange sie etwas vor Augen hatten, das ihnen Ehrfurcht abgewinnen konnte.

Wenn nun unsere Trauerreden auf die Monarchen bei ihrem Hintritt von ihrer großen Scene noch einige Aehnlichkeit mit den aegyptischen Todtengerichten hätten; so würde vielleicht das Bild dieser Reden allein dem lebenden Regenten Ehrfurcht einflößen . . .

So wie aber nun alles um uns herum steht, sehe ich nichts, als das Volk, das noch im Stande wäre, seinen Häuptern Ehrfurcht einzuprägen.

Zu Miltiades' und Cimon's Zeiten hätte weder Perikles noch ein Alcibiades, am wenigsten ein Kreon, in Athen aufstehen können; noch zu Sparta vor dem Agesilaus ein Nabis. Was Cäsar und Sylla thaten, war zu Pyrrhus' Zeiten in Rom unmöglich; selbst August und Tiberius mußten noch ihre Tyranneien in manche Masken hüllen, und nachdem Rom, im Verhältniß mit seiner alten Größe, schon beinahe in einen

Abgrund von Schlechtigkeit gesunken war, schämte sich, wie Orosius erzählt, Ataulphus mit seinen Gothen sich zum Regenten eines Volks aufzuwerfen, das so weit über ihn erhaben wäre. Auch finden wir in den neuern und den neuesten Zeiten, daß, sobald ein Volk wieder anfängt, Ehrfurcht zu verdienen, keine Tyrannei mehr bei ihm bestehen kann. Hume bemerkt in seiner Geschichte von England, daß, wenn die Könige aus dem Plantagenetischen Hause die große Charte unaufhörlich verletzten, sie immer zu ihrer Entschuldigung anführten, daß der englische Adel ebenfalls keine Gesetze beobachtete; und alle die Tyrannei der Könige aus dem Hause Tudor konnte von dem Stuart'schen Hause nicht fortgesetzt werden, sobald ein, vielleicht zu weit getriebener, aber doch wenigstens im Anfang reiner Eifer für den Staat das lange Parlament unter dem unglücklichen Carl belebte. Eben so konnte in Deutschland Carl V. und seine Nachfolger, und Ferdinand II. und seine Nachfolger bei weitem nicht mehr wagen, was ihre Vorfahren am Reiche zu einer Zeit gewagt hatten, wo Gerechtigkeit und Religion, die zwei Hauptcharactere, welche eine Nation ehrwürdig machen, in gleichem Grade verwischt und verunstaltet waren.

Ist nun also ein jedes Volk, das seinem Regenten Ehrfurcht abzwingt, blos dadurch im Stande, denselben in Schranken zu halten: so würde ein jeder Redner an dem Sarge eines verstorbenen Monarchen dessen Andenken nicht besser feiern und dem Nachfolger desselben nicht besser dienen können, als wenn er die vergangene Regierungsgeschichte durchginge und dem Volke zeigte, welchen Einfluß der Character, das Betragen und die Sitten des Volks auf die Handlungen seines verstorbenen Monarchen gehabt haben."

Als Schlosser'n zu Anfange des angegebenen Jahres bekannt wurde, daß sein Fürst ihm, zugleich mit dem Directorium des Hof-Gerichtes, Sitz und Stimme in dem höchsten Collegium, dem Geheimen Rathe, zudächte, bat er denselben, diese Beförderung von ihm abzuwenden, weil er Ursache habe, zu

besorgen, daß seine Grundsätze und die Wärme und Freimüthigkeit, mit welcher er dieselben zu vertheidigen pflegte, manchen beschwerlichen Anstoß geben würden. Er ward aber dennoch überredet, mit dem Prädicate eines Wirklichen Geheimen Rathes, seinem ausdrücklichen Verlangen nach, zunächst für den Zeitraum eines Jahres, in jene Stelle einzutreten und vom Juli d. J. an, den Sitzungen des Geheimen Rathes beizuwohnen. In dem Laufe jenes Jahres ward ihm indessen Anlaß genug gegeben, zu fühlen, daß seine Ahnung ihn nicht betrogen habe.

VI.

Ein von Schlosser in Vorschlag gebrachtes Gesetz zu Gunsten armer Bürger findet keine Geltung. — Besuch von Fr. L. Grafen zu Stolberg — Dohm — den Gebrüdern Jacobi. — Verhältniß zu Georg Forster; 1791 und 1792.

Schlosser war weit entfernt, seine Grundsätze für unfehlbar und seine Handlungsweise für die beste zu halten; aber beide waren ihm so zur Natur geworden und mit seinen moralischen und religiösen Begriffen so verwebt, daß er sie, ohne sich in seinen eigenen Augen herabzuwürdigen und ohne die Reinheit seines Herzens, welche er um keines Menschen willen beflecken mochte, hinzugeben, unmöglich ändern konnte. Als daher im Sommer d. J. 1791 der Markgraf sich bewegen ließ, ein Arresterkenntniß, welches das Hof-Gericht, an dessen Spitze Schlosser stand, gegen einen viel verschuldeten Grafen Mirabeau Conneau gefällt hatte, aufzuheben und den Grafen frei zu lassen, und ein Gesetz, welches Schlosser in Folge dessen zu Gunsten armer Bürger in Vorschlag brachte, keine Geltung finden sollte; blieb Diesem, bei seiner unerschrockenen Redlichkeit und unerschütterlichen Pflichttreue, nichts übrig, als den Landesherrn ehrfurchtsvoll zu bitten, wenn er anders zu dem Dienste des Landes noch brauchbar scheine, ihn wieder in den Stand zu setzen, in welchem er sich vor der Uebernahme der bezeichneten Aemter befunden.

Es würde Mangel von Anhänglichkeit an seinen Fürsten und dessen Land und zugleich ein großer Undank gewesen sein, wenn Schlosser, nach beinahe zwanzigjährigem Dienste und bei so manchen Merkmalen des Zutrauens, welches der Markgraf

und dessen Unterthanen in seine Rechtschaffenheit und Brauchbarkeit gesetzt hatten, nun, da die Zeiten immer gefährlicher und der Mangel an treuen, uneigennützigen und erprobten Dienern immer größer ward, sich ganz dem Dienste hätte entziehen und sich nicht wenigstens zu den Leistungen hätte erbieten wollen, welche er, ohne sich in Dem, was ihm am wichtigsten war, zu verleugnen, und ohne Anstoß zu geben, noch zu versehen im Stande war. Sollte aber der Landesherr in dieser Weise seine Dienste nicht gebrauchen können, so wollte Schlosser dies als einen Wink der Vorsehung ansehen, daß er nun der Ruhe genießen solle, nach welcher er sich schon lange sehnte, indem er zugleich nicht daran zweifelte, daß der Fürst auch bei Ertheilung des Abschiedes dennoch seine Gnade ihm bewahren und ihm das Zeugniß nicht versagen werde, daß er mit unverbrüchlicher Treue und nicht ohne Nutzen gedient habe.

In demselben Monate, in dem Schlosser um seine Dimission gebeten hatte, erhielt er einen Besuch von Friedr. Leop. Grafen zu Stolberg, Der nach Italien zu reisen im Begriffe war. „Die Tage, — schrieb Stolberg am 15. Aug. 1791, — welche wir hier in Carlsruhe sind, bringen wir fast ganz im Schlosser'schen Hause zu. Ich hatte Schlosser'n sehr kurze Zeit vor sechszehn Jahren gesehen, als er noch badenscher Oberamtmann in Emmendingen war. Seine Schriften und gemeinschaftliche Freunde hatten schon lange in mir den Wunsch ihn wieder zu sehen hervor gebracht, genährt, belebt. Je origineller, je lebendiger die Schriften eines Mannes sind, je lauterer sie aus der Tiefe eigenen Denkens und eigenen Empfindens hervorströmen, desto sicherer können wir sein, daß der Mann noch über seine Schriften sei.

Du wirst Dir meine Freude Schlosser, und bei ihm den Dichter Jacobi zu sehen, nach Dessen Bekanntschaft ich mich seit zwanzig Jahren sehnte, leicht vorstellen. Sich sogleich an heißer Liebe für das Wahre und Schöne, sind sie dennoch so verschieden. Der unbefangene, freie Philosoph, der bald mit der Fackel des Geistes die Blendlaternen der Philosopha-

ster zerschmeißt, bald mit eben dieser Fackel ihnen in ihre Schlupfwinkelchen nachgeht und mit attischer Ironie ihre Gaukeleien beleuchtet; der biedere Mann, welcher als Bürger seinen Gang gerade fort geht und die gordischen Knoten verstrickender Verhältnisse mit dem Schwerdte zu lösen weiß; dieser Mann und der zart empfindende liebliche Dichter, dessen Originalgeist im Umgang mit der jüngsten, freundlichsten und jungfräulichsten Muse, seiner ihm eigenthümlichen Muse, so früh gebildet ward, konnten sich nicht kennen lernen, ohne durch Sympathie und Bedürfniß, diese großen Bande der Menschheit, sich unentbehrlich zu werden. Ein allgemeines und heiliges Naturgesetz verbindet das Starke mit dem Zarten, mit dem Kühnen das Liebliche.

Die Freundschaft dieser beiden Männer und der vortrefflichen Schlosserin rechne ich zu den schönen Blumen, welche mir die Hand Gottes nicht sparsam in den Kranz des Lebens wand *)."

Schlosser's Gesuche wurde im Januar 1792 in der Erwartung gewillfahrt, daß er dem Fürstlichen Hof-Gericht so lange wie bisher vorstehen werde, bis ein anderer Director desselben ernannt worden.

Am 25. Februar d. J. widmete Fr. H. Jacobi Allwill's Briefsammlung Schlosser'n mit folgenden Worten:

„Es ist wider allen löblichen Gebrauch, Jemandem ein Buch hinter seinem Rücken zuzueignen. Da Du aber, als Freund, und fast in jeder andern Betrachtung, Dich außer dem löblichen Gebrauche zu halten pflegst; ja dem Zeitalter hinter dem Rücken sogar Selbst geworden bist, was Du bist zu seinem Kreuz: so hättest Du allein deswegen schon die Pflicht auf Dir, meine Verwegenheit als eine unschuldige Nachahmung hingehen zu lassen.

---

*) Reise in Deutschland, der Schweiz, Italien und Sicilien. (Gesammelte Werke der Grafen F. L. und Chr. zu Stolberg. Hamburg, 1822. B. VI.) S. 47 f.

Doch mir kommt ein besseres Recht zu Statten! Ein Recht, dem zwar ebenfalls, was nur mit laufender Sitte und ihren löblichen Gebräuchen zusammenhängt, entgegen ist; das aber fest steht, als ein Götterrecht, zwischen Dir und mir.

Von heut und gestern ists nicht; ewig ist
Sein Leben, und sein Ursprung ist verhüllt.

Kraft dieses Rechts darf ich sagen:

Bruder! Hier mein liebstes Kind! Wisse nicht anders, als es sei das Deinige. Mit ihm gebe ich meine ganze Seele in Deine Hände; lege mein ganzes Herz in Deinen Busen."

Auf Schlosser's Seele lastete in jener Zeit vielfacher Kummer. Er sah mit Schmerz, wie man in Frankreich mit Worten handelte; wie man aus Furcht eine Freiheit wieder zu verlieren, die noch nicht einmal errungen war, den echten Geist der Freiheit in Worten ertränkte! Ihn verdroß der frühe Tod des Kaiser's Leopold, Dessen kluge Mäßigung, wenn sie auch auf das gewöhnliche Ziel der Regenten gedeutet haben sollte, doch alles so leitete, daß das Volk dabei immer gewinnen mußte. Und der starb, ehe er kaum auf dem Throne sich besinnen konnte und sein Volk erschien dabei so theilnahmlos, daß Schlosser im Unmuthe äußerte, es verdiene nur über lebende Regenten weinen zu müssen! Auch wurde damals auf den König von Schweden geschossen. War es doch, als ob nach Friedrich's Tode kein Mann vom ersten Range mehr auf dem Throne sitzen sollte! — Das Alles, und draußen der Sturm und Regen, welchen letztern die Indianer am Mortonsunde für Thränen ihrer Verstorbenen über das Unglück der Zurückgebliebenen halten, machte ihn übler Laune. In solcher Laune, welche den gewöhnlichen Menschen einem verstimmten Instrumente, an dem alle Saiten erschlafft sind, gleich zu machen pflegt, speculirt aber die Menschen-Classe, zu welcher Schlosser gehörte, am liebsten; denn es ersterben ihnen alsdann die Saiten der Empfindung und jeder Nerv der

Thätigkeit. Dies führte ihn zum Studium des Kant'schen Systems. Doch dünkte ihn, daß man dazumal mehr einer Critik der reinen Menschheit, als einer Critik der reinen Vernunft bedürftig war. Die reine Vernunft, ohne den thätigen Geist in uns ist ja nur, ist weniger als der halbe Mensch. Sei es nun, was Schlosser nicht einmal glaubte, aber sei es, daß Kant die ganze Denkkraft des Menschen erschöpft hätte: wie viel, fragte Schlosser, bleibt dann noch am Menschen übrig? Und wo hat jener Weise nur untersucht, ob die Denkkraft in dem Menschen isolirt werden kann?

Nachdem Schlosser im Sommer d. J. durch einen Besuch von Dohm angenehm überrascht worden, hatte er auch im Herbste die Freude, die Gebrüder Jacobi (vier Wochen hindurch) in seinem Hause verweilen zu sehen. „Es war, — schrieb Fr. H. Jacobi an Herder, — eine Versammlung einzig in ihrer Art. Hätten wir nur die Tage längen können. Wie wir auch die Eintheilungen machten, so kamen wir nicht aus. Mein Bruder war unaussprechlich selig. Schlosser, Den ich erstorben, äußerst mißmüthig über seine Lage antraf, lebte gewaltig wieder auf. Ich habe an ihm gethan, was, nach Deiner Verordnung, durch ihn an mir geschehen sollte." Herder hatte nämlich einige Zeit zuvor in einem Briefe an Jacobi die Aeußerung gethan: „Schlosser, dieser verstandreiche, rasche, thätige Mann: es ist fast nicht möglich, daß sein Feuer nicht auch Andere erwärmen sollte." — „Denkt Euch, — fährt Jacobi fort, — wie uns, Abends ruhig noch beisammen Sitzende (wir lasen eben Franklin's Leben), die plötzliche, so ganz unerwartete Nachricht treffen mußte: Achtzehntausend Franzosen sind eingedrungen; Speier steht in Flammen *)!"

Am folgenden 13. Nov. legte Schlosser das Directorium des Hof-Gerichtes nieder, mit aufrichtigem Danke erfüllt für

---

*) Fr. H. Jacobi's auserlesener Briefwechsel. B. II. S. 106 f. Vergl. Joh. Friedr. Kleuker und Briefe seiner Freunde. Herausg. von H. Ratjen Göttingen, 1842. S. 178 f.

die während der Führung desselben ihm jederzeit von den Mitgliedern jenes Collegium's erwiesene Freundschaft. Da bis heran sowohl deren, als auch sein eigener, Eifer für die schnellste und beste Verwaltung der Gerechtigkeit aus den verhandelten Acten überall zu erkennen sein werde; so wünschte er herzlich, daß das Collegium keinen Vorfall mehr erfahren möge, wie derjenige war, welcher ihn zum Austritte aus demselben bewegen mußte, sondern daß jener dem Lande so nützlichen Behörde künftig die Gerechtigkeit mit aller Unbefangenheit und Unpartheilichkeit handzuhaben verstattet sein und ihr dafür, statt einer unverdienten Ahndung, das gebührende Lob zukommen möge.

Mit jenem Jahre schloß er auch die Sammlung seiner kleinen Schriften ab, welche er aus Liebe „für jemand, dem er gern Alles zu Gefallen that," im Jahr 1779 begonnen hatte. Anfangs beabsichtigte er, nur zwei Bändchen herauszugeben; es wurden deren aber sechs. Er hat darin viele Druckfehler zu vermeiden gesucht, die oft seine kleinen Aufsätze sehr entstellten und ganz unverständlich machten; sonst hat er nichts geändert. Einige Kleinigkeiten, die bei ihrer Erscheinung Verdruß machten, ließ er weg; dagegen theilte er mehrere früher noch nicht gedruckte Uebersetzungen aus dem Griechischen mit.

In den Jahren 1791 und 1792 stand Schlosser mit Georg Forster, der in jener Zeit als Professor und Hofrath zu Mainz lebte, in einem brieflichen Verkehre, von dem einige Zeugnisse voll gediegener eigenthümlicher Lebensweisheit erhalten sind. Die beiden genannten Männer hatten sich zuerst im Herbste 1788, während Schlosser zum Besuche in Frankfurt verweilte, persönlich kennen und lieben gelernt, worauf wiederholte Besuche Forster's in Carlsruhe (im Aug. und Nov. 1791) die Freunde einander so nahe brachten. Wie in der Regel das Beste, was man von einem merkwürdigen Manne lesen ann, dessen Briefe sind und deren Sammlung jeden Biographen überholt; so würde auch keiner derselben Schlosser'n, den mannichfach Verkannten, in seiner Vortrefflichkeit darstellen

können, wie er in der Reihe seiner, an Forster gerichteten, Briefe durch sich selbst characterisirt ist. Der gehaltene männliche Ton, der überall als Schlosser's Character erscheint, das Ganze seines edlen Wesens, wie es uns hier lebendig vor das Auge tritt, giebt für jeden Theil desselben das wahre Augenmaß. Auch sind wir um so mehr überzeugt, daß die Bekanntmachung eines Auszuges dieser Briefe vor Schlosser's verklärtem Geiste verantwortlich ist, als er, — Dessen schriftstellerische Thätigkeit an jene Bäume in den Gegenden des Nil's erinnert, welche nie kahl werden, indem, so wie die alten Blätter abfallen, die frischen grünen wieder vorhanden sind, — selbst unbedenklich, was er gedacht und flüchtig geschrieben hatte, herausgab und die Sorge Anderer verachtete, die bei ihren Werken auch auf Schriftsteller-Ruhm bedacht sind. Wohl dem, der hinterläßt, was auf solche Weise für ihn zeugen kann!

J. G. Schlosser an G. Forster:

17. Mai 1791.

Ich freue mich immer, wenn Sie mir oder ich Ihnen genannt werde, denn ich liebe und schätze Sie sehr, und wünschte auch sehr, von Ihnen geliebt zu werden, hoffe es auch! Wären wir näher beisammen, dann würden wir sehr zusammen leben, zumal wenn mein Schicksal mir, wie Ihnen, erlaubte, mehr mit den Werken Gottes und der Natur, als mit den ekelhaften Menschenwerken, zu leben! Von Ihren Arbeiten kommt beinahe nichts hierher. Seit Ihren Pelew-Inseln *) habe ich nichts mehr gesehen. Ist es nicht indiscret, wenn ich Sie bitte, von Allem, was Sie schreiben und woran Sie glauben, daß ich Freude haben oder Theil nehmen könnte, durch Ihre Verleger ein Exemplar für mich an Fleischer, auf

*) Nachrichten von den Pelew-Inseln in den Westgegenden des stillen Oceans. Aus dem Tagebuch Wilson's, von G. Keate; und aus dem Engl. von Georg Forster. Hamburg, 1789.

meine Rechnung, schicken zu lassen? — So gern ich Ihnen dieses und so gern ich überhaupt an Sie schreibe; so hätte ich doch Ihr gestern angelangtes Schreiben nicht so frühe beantwortet, wenn dasselbe nicht zugleich eine Rechtssache enthielte. Um dieser willen versäume ich keine Zeit, Ihnen Folgendes zur Benachrichtigung Ihres Freundes zu melden . . .

26. Oct.

Daß Ihr glücklich nach Hause gekommen seid, liebster Forster, war uns allen sehr erwünscht. Wir haben Euch recht sehr vermißt, denn mich dünkt, Ihr waret uns und wir waren Euch wie alte Bekannte, die sich mit dem halben Worte verstehen. Drückt etwas in dem Menschenleben, so ist es das, mißverstanden zu werden und die Unduldsamkeit gegen Laune, die wir Alle haben und haben müssen; und ennuirt etwas, so ist es die Leerheit unserer Gesellschafter. Ich fange beinahe an, es den Franzosen zu vergeben, daß sie solche oberflächliche Vielwisser sind. Wenn ich berechne, was wir Alles in den drei Tagen mit einander abgemacht haben, so finde ich beinahe eine ganze Encyclopädie! Darum vergingen uns auch die Stunden wie Minuten; und gewiß, wenn wir einander näher wohnten und jeder von uns ein oder ein Paar tausend Gulden mehr jährlich zu verzehren hätte, ich glaube, wir könnten das bischen Leben so ganz artig hinschlendern. Es thut mir leid, daß meine Frau gegen D** eingenommen ist. Das wäre so recht der Ort, wo ich bleiben möchte, wenn Ihr indessen in Mainz wäret. Jede Grille zu Haus trieb uns dann auf ein Schiffchen und fort ruderten wir. Ihr müßtet wieder Eure Naturhistorie herauskramen, ich ließ den juristischen Bettel, studirte Mathesis und Physik, und behielte von der Speculation nur so viel, daß uns kein metaphysischer Tropf zu sehr zu Leibe kommen könnte, von der Geschichte und Politik aber so viel, als wir brauchten, um über die diademisirten und mitrirten Häupter zu raisonniren. Zur Poesie und was man schöne Wissenschaften nennt, ließen wir die Weiber ein

Wörtchen mitsprechen; mein Bube heirathet künftig Eure Therese, meinen Mädchen gäben wir wackere Männer und so ginge das Ding herrlich! — Also nur ein Paar Decaden von tausend Pfund Sterling her. Wie wär's, wir kauften ein Loos in der englischen Lotterie? Die Engländer sind Euch doch noch viel schuldig, es ist billig, daß sie Euch das bezahlen und wenn ich mit profitire, so könnt Ihr's ja wohl geschehen lassen! — O der Träume! Und so Träume es sind, liebster Forster, so wünschte ich doch, daß Ihr mehr träumtet. Nur das fehlt Euch! Mich haben Träume bis nun aufrecht erhalten; noch mehr, was ich Gutes an mir habe, habe ich Träumen zu danken. Als Jüngling träumte ich, nicht im Schlaf, sondern hell wachend, daß ich in meinem Alter der schönsten Ruhe genießen und unabhängig fröhlich leben würde. Diese Aussicht, wozu ich rings um mich herum nirgend als in meiner Phantasie irgend ein Datum hatte, genug diese Aussicht allein hat mich vor Ehrgeiz, Geldgeiz, Verschwendung, Ausschweifung und allen Arten von schlechten Handlungen behütet, denn immer dachte ich: das giebt Dir in der Retraite Deines Alters nichts, das kann Dir die Retraite Deines Alters verderben, das bindet Dich zu sehr an die Welt ꝛc. und seht, auf diese Art bin ich fortgerutscht, so frei als ein Mensch leben kann, und mit so heiler Seele, als man eine bis in's 52. Jahr mit sich fortschleppen kann. Nehmet es meinetwegen für eine Fortsetzung des Traumes, daß ich meine Aussichten über das Grab erstreckte. Auch diese haben mir unglaublich genutzt. Ist dort etwas, sagte ich mir, so kann das nichts sein, als was Stoff ist für die Genießungs-Fähigkeiten des Menschen, die wir nicht sterben sehen, weil wir nicht wissen, welches Organ sie giebt. Liebe, Freundschaft, Freude an der Harmonie, am Schönen, Richtigkeit des Verstandes ꝛc. muß dort die fünf Sinne ersetzen, die wir hinsterben und sich schließen sehen. Die Vorbereitung für dort muß also in der Erhaltung dieser Genießungs-Fähigkeiten bestehen und sterben sie mit, so haben sie mir hier ja schon gerade Das gegeben, was

ich auch in meiner Retraite im Alter so nöthig brauchen werde. — Seht, mein Lieber, so träumte ich, so träume ich noch. — Lernt träumen, würde ich der ganzen Welt zurufen, wenn ihr erträglich leben wollt, nur träumt nicht einen zu kurzen Traum. Die kurzen Träume taugen den Teufel nicht! Sie werden meist erfüllt, ehe man genug dazu vorbereitet ist. Auch träumt nicht zu einfach. Wird ein einfacher Traum erfüllt, so gesellen sich Dinge dazu, die man nicht berechnet hatte und dann ist oft das schöne Ideal verdorben — Wie ich schwatze! Denke ich mich doch noch an unserm kleinen Thee-Tisch zwischen Euch und Euer rastloses Liebchen, das Karten-Ketten schitzeln muß, wenn ihre Fingerchen sonst nichts thun können.

Ich stelle mir vor, wie Eure Kleinen sich über Euch gefreut haben. Mir war's immer eine Art von Rausch, wenn mich die Dinger nach einer langen Abwesenheit wieder einmal küßten. Ach! und am andern Tage; wie lag ich da auf meinem Sopha so wohl. Hättet Ihr doch auch so einen. Wenn ich in D** wohnte, ich hätte keine Ruhe, bis Ihr einen hättet und sollte ich das Stroh selbst flechten! . . .

Auf Eure Werke freue ich mich sehr; aber ich bitte auch, es bleibt bei unserer Abrede. Was Ihr kaufen müßt, müßt Ihr Euch ersetzen lassen. Glaubt mir, es wird mir wohl genug thun, wenn ich lese und denke, was Ihr schriebt und dachtet. — Nun lebt wohl. Mein Pferd ist schon gesattelt. Ich muß, wohl in den Wald, wohl in die Haide; so gern ich noch säße und Euch etwas vorradotirte.

6. Nov.

Seitdem ich Ihr Buch habe, liebster Forster, hat es mich in den angenehmsten Stunden meines Tags immer begleitet. Ihre Ansichten *) meine ich nicht, auch die Heilung der

*) Ansichten vom Niederrhein, von Brabant, Flandern, Holland, England und Frankreich. Berlin, 1791 rc.

Bäume *) nicht, die müssen warten! aber die Nord-Westamericanischen Entdeckungs-Reisen **). Ihre Einleitung habe ich durchstudirt, ich hatte aber Mühe bis ich mich in den rechten Standpunct setzen konnte. Weil ich keine gute Carte von den östlichen Küsten von Asien und auch keine von dem, was bisher schon vom Nord-Westen America's bekannt war, besitze; so mußte ich alle meine Imagination zusammen nehmen, um mich auf Ihrer schönen Carte zu orientiren und dabei hatte ich die Caprice, daß ich Ihre Erklärung über diese Carte nicht gleich zur Hand nehmen wollte. Ich kam endlich doch glücklich durch und da wurde mein Vergnügen verdoppelt. In der That nimmt es mich aber doch Wunder, wie bei so erstaunlich vielen Hülfsmitteln und solchen Fortschritten in der Kunst selbst, die Entdeckungen so gar langsam gehen und daß man bis nun noch nicht einmal in der Polhöhe, in welcher wir uns befinden, genau oder vielmehr noch gar nicht weiß, wie weit die Inseln vom festen Lande der N.W.-Küste von America liegen, ja nicht einmal gewiß weiß, ob es Inseln sind? Ich glaube, man würde eher hinter diese so wichtigen Geheimnisse kommen, wenn man anstatt blos die Meeresküsten von der See-Seite zu untersuchen, auch von der Land-Seite cooperirende Entdeckungen zu machen suchte und da ebenfalls, mit gleichen astronomischen Beobachtungen, auf einen Punct arbeitete. Wenn ich nicht irre, hat der spanische Gelehrte Ulva so etwas angefangen; er ist aber wahrscheinlich nicht weit gegen Norden vorgerückt und meiner Erinnerung nach hat er nur Alt-Mexico untersucht und etwa Chili und diese Gegenden. Ich begreife wohl, daß Spanien und Frankreich schwerlich eine solche Caravane weder ein Theil dem andern, noch beide den Engländern gestatten würden; aber

*) Wilh. Forsyth, über die Krankheiten und Schäden der Obst- und Forstbäume. Aus dem Engl. von G. Forster. Mainz, 1791.

**) Geschichte der Reisen, die seit Cook an der Nordwest- und Nordostküste von America und in dem nördlichen America selbst von Meares, Dixon, Portlock, Coxe, Long u. A. unternommen worden sind ꝛc. Aus dem Engl., ausgearbeitet von G. Forster. Berlin, 1791. 3 Bde.

eben deswegen wünschte ich, daß die Leute zuerst die Spanier züchtigten und ich habe es gar nicht gern gesehen, daß die Impertinenz derselben ihnen so wenig nach Verdienst vergolten worden ist. Sei dem indessen, wie ihm wolle; so ist schon das Dankes werth, was bisher geschehen ist und ob ich gleich glaube, daß Sie sehr richtig urtheilen, daß von der Natur keine schiffbare Durchfahrt durch Nord-America angelegt worden ist, so scheint mir doch die Lage der Dinge so zu sein, daß wenn einmal dieses Land so entdeckt und untersucht ist, wie Europa, durch die Kunst eine solche Durchfahrt möglich zu machen ist und daß mit der Zeit etwa die Hudson-Bay mehr südlich mit irgend einem americanischen mittelländischen Meere vereinigt werden kann. Sehr wunderbar ist und bleibt es indessen doch immer, daß das eigentliche Zusammen-Leben, the Intercourse der Menschen unter einander, durch die Natur selbst so große Schwierigkeiten erleidet und daß gerade diejenigen Leidenschaften des Menschen, welche sicher die schlechtesten sind, von jeher diesen Intercourse möglich gemacht und veranlaßt haben: bei der uralten See-Räuberei, nachher Eroberungs-Sucht, endlich Handel, der nun das primum mobile aller wichtigen Staats-Unternehmungen bedeutender Staaten ist. Es kann wohl sein, wie Sie schön und richtig bemerken, daß endlich aus den zwei Extremen der Politur und der Wildheit eine Mittel-Natur entsteht, wobei dem Menschen sehr wohl sein würde; aber diejenigen, welche diesen glücklicheren Zustand für die späte Nachwelt erkauft haben, haben doch wenig Vortheil davon, wenn wir nicht etwa eine menschliche Metempsychose annehmen, wodurch auch wir in anderer Gestalt Anno Chr. 3000 oder 4000 an diesem schönen Zustande Theil nehmen. Ich gestehe, daß ich aber selbst diese Mittel-Tinte nicht hoffe, wenigstens wenn ich sehe, was das polirtere Rom den gallischen und teutonischen Barbaren und das polirte Carthago den bätischen und lusitanischen, numidischen und dergleichen Barbaren gegeben hat; so fürchte ich immer, daß die Menschen durch ihre Bekanntschaft unter einander einander mehr schaden,

als nützen. — Lassen wir aber das der Vorsicht! Mir gewährt es ein herrliches Schauspiel, wenn ich Ihre Entdecker so herumfahren und der Natur ablauern sehe, wo die Lücken in der Mauer sind, mit welcher sie Menschen von Menschen trennte und wahre Ehrfurcht vor dem menschlichen Verstande wird in mir rege, wenn ich die Künste überdenke, womit sich der Mensch auf dem vasten Oceane immer wieder zurecht finden kann, und das Zutrauen zu den Künsten, mit welchem er sich diesem vasten Oceane vertraut. Ihre Einleitung zu den Reisen ist übrigens so lumineux, so schön, so klug und weise geschrieben, daß ein Schüler, wie ich, alles verstehen muß, beinahe selbst zu urtheilen wagen darf. Auch sind Sie nicht selten wahrhaft erhaben, wie z. B. S. 63., wo ich Sie im Geiste herzlich umarmte. — Ich wollte, daß ich Ihnen für die Freude, die Sie mir mit diesem Buche gemacht haben, auch etwas geben könnte, das der Mühe werth ist. Meine kleine Autorschaft ist aber, wenn ich den Eutyphron ausnehme, nur für ein gegenwärtiges Bedürfniß calculirt und kann von Ihnen nur etwa wie Zeitungs-Autorschaft angesehen werden. Mir wird es auch ziemlich gleichgültig sein, wenn der Strom der Zeit Alles, was ich geschrieben habe, dahin strömt unde negant redire quemquam; nur den Eutyphron wünschte ich retten zu können, weil ich weiß, wie viele Kunst in der Oeconomie dieses Werkchens liegt und wie wenig Kunst ich darauf verwendete: denn das beweist mir, daß ich doch einigen Genius habe! Aber das Alles wiegt denn doch nicht den tausendsten Theil Ihrer Arbeiten auf. —

Es freut mich, daß Ferguson *) Ihnen gefällt. Mir hat das erste und ein Theil des zweiten Buchs auch sehr gefallen. Aber mich dünkt, er macht von seinen guten Praemissen zu wenig Gebrauch und das ganze Buch scheint mir mehr Resultat einiger guter Gedanken, als voller Ansicht seines Gegenstandes zu sein. Den wichtigen Uebergang von den ersten

*) Ferguson history of the civil society.

natürlichen Schritten des Menschen zur bürgerlichen Gesellschaft zu den folgenden Künsteleien an derselben, hat er dünkt mich gar nicht erschöpft, am wenigsten hat er dabei die Spielereien der menschlichen Phantasieen und ihren Wachsthum je nachdem sie reicher an Ideen und Erfahrungen werden berechnet, auch sagt er mir zu wenig von dem Resultate, das aus zwei sehr contrastirenden Principien in dem Menschen, dem Principe der Trägheit und dem der Thätigkeit entspringt, aus welchem sich doch alle Ausartungen und Abartungen der bürgerlichen Gesellschaft ziemlich erläutern lassen, und beinahe auch alle unsere Laster. Denn jenes ist eine Ausartung des Genusses und dieses ist eine Folge des Mangels am Genuß. Wenn der stupide oder mit wenigen Ideen belebte Mensch in sich eine Quelle von Genuß hat, so ist er sehr glücklich, und so denke ich mir den patriarchalischen Stand, der in der Welt noch viel häufiger gefunden wird, als man glaubt; hat er aber diese Quelle nicht, so wird er träge oder zwecklos thätig. Wie seine Ideen sich vermehren, wächst Hoffnung zu neuem Genuß und dann arbeitet die Thätigkeit in ihm, diesen neuen Genuß zu erwerben. Genügt er ihm, so hat da die Thätigkeit wieder ihr Ziel und der Mensch wird wieder träge. Mich dünkt, dergleichen Reflexionen, mit Datis aus der Geschichte belegt, die sehr häufig vorkommen, gehörten in eine philosophische Geschichte der bürgerlichen Gesellschaft; denn sie sind der Schlüssel zur Geschichte der Sclaverei, des bürgerlichen Gehorsam's, der Tyrannei, der Rebellionen und sonderlich der Verderbniß der Staaten, über welches Object Freguson viel zu bornirt urtheilt. Mich dünkt, der Staat ist immer der beste, in welchem es dem Bürger, nach seinem Character, nicht zu wohl und nicht zu weh ist. In unseren modernen Staaten ist es meist einigen zu wohl und den meisten zu wehe, und das muß sie stürzen: so wurden die griechischen und römischen Staaten gestürzt; so würde England schon längst gefallen sein, wenn es keine maritime Provinz, keine Insel wäre. Von der Seite hat Elisabeth unendlich viel Gutes und Cromwell

sehr viel Gutes für sie gethan. Die englische Thätigkeit würde in dem kleinen Kreise ihrer Besitzungen und bei der ungleichen Vertheilung ihrer Glücksgüter täglich die Gräuel, die unter den Eduard's, Richard's und Heinrich's geschehen, erneuern müssen, wenn sie das Element nicht hätten, welches sie so sehr beschäftigt. — Doch ich schwatze zu viel. Daß der Ferguson und die Helvienne bei ihnen bleiben, versteht sich von selbst und daß ich den ganzen Monat in meinen eigentlichen Genießungs-Stunden nur mit Ihnen leben werde, können Sie glauben.

11. Nov.

In einem Manne, der wie Sie, mein Lieber, so oft von Menschen betrogen, noch öfter verkannt worden ist, in einem solchen Manne ist Verschlossenheit und Zurückhaltung natürlich. Zwischen uns darf sie aber nicht mehr sein; denn sie hat uns den übeln Streich gespielt, daß Sie mir nichts von Ihrem Plane der Herausgabe eines Südsee-Herbarii sagten. Hätten Sie das, so würde ich gemacht haben, daß der Markgraf und Erbprinz Sie gesehen hätten und das würde vielleicht unsere Absicht erleichtert haben. Noch aber ist nicht alle Hoffnung hin, nur müssen wir einander recht verstehen. So wie ich Sie verstehe, wollen Sie mit Hülfe Ihrer Scizzen und Ihres Herb. vivi ein Herbarium von etwa 50—60 Südsee-Pflanzen stechen lassen. Sie getrauen sich aber, wie sehr natürlich ist, nicht, den Aufwand einem Entrepreneur zuzumuthen und wünschen deshalb eine solche Unterstützung, wobei Sie weder riskiren, noch umsonst arbeiten. Ist dieses Ihre Meinung, so wünschte ich vor allen Dingen zu wissen, wie hoch die Unterstützung sein muß? Und da ich besorge, daß diese, wenn Sie den billigen Vortheil von 100 Ld. dabei erhalten, sich auf 4—500 Ld. belaufen könnte; so sorge ich, daß es schwer halten werde, die ganze Entreprise Jemandem zuzumuthen, wenn er nicht für seinen Vorschuß gedeckt ist. Für die bloße Ehre, Beförderer einer schönen Sache zu sein, giebt aber der Genius der

majorum gentium unseres Jahrhunderts nichts oder gewiß nicht viel. Doch wagen wir's, wenn Sie mir einen nähern Plan von der Sache geben wollen. — Weit leichter glaubte ich aber damit zurecht zu kommen, wenn Sie Ihr Herb. selbst, etwa mit einer Zeichnung der wichtigsten Exemplare, verkaufen wollten? Die Eitelkeit, so etwas allein zu besitzen, siegt vielleicht über den Geiz. Das alles hätte ich mündlich gern mit Ihnen beredet. Ich wollte alsdann mit Dr. Gmelin versuchen, was hier zu thun ist, auch zusehen, ob Goethe nicht in Weimar etwas thun kann. — Denn nichts soll mich abhalten, zu thun was ich kann, um Ihnen womöglich doch einmal ein erträgliches Jahr zu verschaffen! Für Ihren Körper bin ich mehr in Sorgen, als für Ihren Geist. Ich meine, ich fühle in unserm Geiste eine elastische Kraft, die sich von der physischen Elasticität dadurch unterscheidet, daß sie nicht gelähmt werden kann. Von Natur ist diese Stärke freilich nicht in dem Menschen-Geist. Aber wenn das Wesen in uns irgend einen eigenen Stoff erworben hat, an welchem es, unabhängig von außen, zehren kann, so reckt es den Kopf gleich immer wieder auf, wenn der Druck von außen nachläßt. So werden Sie und ich nicht wieder wie wir vor 15 bis 20 Jahren gewesen sind, wenigstens diesseit des Grabes nicht. Die Bilder der Phantasie, mit denen wir aufgewachsen sind, sind alle verwischt; aber aus den neuen Ideen, den neuen Erfahrungen, die wir inzwischen gemacht haben, entstehen andere und auch die sind lieblich anzuschauen, sind vielleicht die einzigen, die ein fünfzigjähriger Graukopf gern sehen mag, aber nur dann gern, wenn sein innerer Sinn in eben dem Verhältnisse gewachsen ist, in welchem sein äußerer abgenommen hat. Sie werden glauben, Sie säßen wieder in den Rosenkreuzer-Tempeln, wenn Sie mich so reden hören. Aber ich weiß, Sie fühlen die Wahrheit von Dem, was ich sage. Mein Schicksal hat es mir leichter gemacht, sie sehr zu fühlen. Eine sehr eingezogene Erziehung; mein später Eintritt in die Welt; der Zufall, der mich unter Leute führte, welche die gespanntesten

Saiten meiner Seele zu wenig rühren konnten, als daß sie die, welche meine Erziehung erschlafft hatte, hätten spannen können; eine natürliche Timidität; eine natürliche Trägheit; eine natürliche Verschämtheit und körperliche Ungelenktheit: alles das machte, daß ich mich wenig repandirte, und wenig gesucht wurde. Ich glaube, alles das zusammen genommen hat eine Stachelschweinshaut (ein selfconceited coxcomb würde es einen heiligen Schein nennen) um mich geworfen, der selbst die Verführung abschreckte, sich mir zu nahen. So bin ich alt worden, ohne mich sehr, ohne mich mehr zu beflecken, als man in dem Menschen-Getriebe sich beflecken lassen muß. Ich gehöre mit meiner Tugend unter die non rogatas, von denen Ovid sagt, daß sie deswegen nicht castae wären; und da ich schon lange von dem philosophischen Irrwahne befreit bin, daß der Kampf die Tugend würdige, so beneide ich die Tugendhelden gar nicht und bin zufrieden, daß die Vorsicht und das genie blanc, welches mir beigegeben worden ist, mich so ganz gemächlich geführt haben, daß das genie noir vielleicht Jahre lang nicht an mich dachte! Wie es mir mit meinem Herzen ging, so ging mir's mit meinem Kopfe und mit meinem Beutel. Was ich habe, alle die Gemächlichkeiten des Lebens, deren ich genieße, alles das ist mir zugetragen worden. Immer etwas weniger, als ich verlangte; aber immer mehr, als ich brauchte. Ich bin dabei mehr αὐτοδίδακτος als Sie*)... In Emmendingen zwang mich mein Amt zur reinen Mathematik und eben das Amt gab mir die ersten Ideen vom Menschen-Leben und von der Politik. Die französische Revolution hat mir letztere verekelt; nun mag ich mit dem sogenannten cultivirten Menschen nicht mehr viel zu thun haben, sondern mehr mit Sachen und mit uncultivirten. Deswegen sind Ihre Reisen mir so willkommen, deswegen sitze ich wieder Abends drei bis vier Stunden und rechne Logarithmen, deswegen ist

---

*) S. die auf der ersten Seite der vorliegenden Schrift mitgetheilten Aeußerungen Schlosser's über seine Schulbildung.

nun das non plus ultra meiner irdischen Wünsche ein Paar tausend Thaler auf ein kleines physisches Cabinet wenden zu können, und mein Alter gar auf das Studium der Sachen, an denen Menschen nichts zu verderben vermögen und auf die unverdorbenen Menschen zu wenden. Aliam mihi patriam alios Deos penates persequar, alium larem, aliam urbem, aliam civitatem, ab atticis abhorreo. — Es scheint freilich abgeschmackt, daß ich im Alter erst mit den Sach-Kenntnissen mich abgeben will, die unsere neuen realistischen Erzieher nur in die Zeiten des orbis pictus setzen; aber es ist mir gegangen, wie es Ihnen gegangen zu sein scheint. Wir haben Beide nicht studirt, um gelehrt zu werden, sind wenigstens Beide nicht so geführt worden, daß wir es werden konnten; doch mußten wir Beide uns allein mit unserm Geiste beschäftigen: da studirten wir dann, was wir eben jedesmal brauchten. Sie die Naturgeschichte, ich das verteufelte Jus. Und dennoch waren Sie in Hinsicht Ihres Studiums besser daran, als ich; denn Sie lernten Ihre Wissenschaft ganz, ich die meinige nur so weit, daß ich gerade, wie man von den chinesischen Malern sagt, daß sie eine Tulpe, eine Theestaude 2c. jedes besonders malen lernen, auch beinahe für jeden Fall besonders studiren muß quid juris. Und in der That, ich bin darüber nicht einmal sehr ärgerlich; denn ich meine gefunden zu haben, daß die Leute, welche so ganz in ihrer Wissenschaft sind, ihren Geist auch gewöhnlich nur in die eine moule ihrer Wissenschaft eingedrückt haben, daß er zwar dort alle Winkel und Einschnitte der moule annimmt, aber auch schlechterdings sich in keine andere mehr fügen kann. Meine große Mittelmäßigkeit in dem Haupt-Fache und in allen Neben-Fächern meiner Kenntnisse hat mir gerade Das erworben, was Sie an mir schätzen, daß ich mich für alles, was einigen Werth hat, interessiren kann. Caliban sagt einmal den Spaniern: Take Prospero but his books for without them he's but a sot. Mich dünkt, eben das kann man von den Erz-Gelehrten in allen Wissenschaften sagen. Hebt sie aus ihrer Wissenschaft

heraus, und sie sind mehr als Tröpfe. Dazu wurden uns aber die Wissenschaften nicht gegeben, wenigstens ist das nur für Leute, die ein souveraines entschiedenes Talent haben; und doch auch das nicht! Der Abbé Wassertreter in Neapel lebte doch auch nicht immer im Wasser und Euler hatte doch unrecht, in allem übrigen Denken so flach und nur im Rechnen so groß zu sein. — Ich rede à parte de vue; denn wenn ich das Alles verfolge, was ich noch sagen möchte, so würde ich nicht fertig und am Ende würde ich doch nur eine Apologie meiner Mediocrität zu schreiben scheinen.

Daß Sie die Alten wieder hervorsuchen wollen, daran thun Sie sehr wohl. Aber noch rathe ich Ihnen gerade nicht zu den Dichtern. Mich dünkt, die sind nur für ganz gesunde Leute. Wenn ich mich in der schönen Apathie des Uebergangs von Krankheit zum Besserbefinden fühlte, dann that mir Plato immer am besten. War es, weil er ein Mittelding vom Dichter und Philosophen ist, oder war es, weil seine Philosophie so schwebend ist, so sanfte Umrisse hat, oder war es endlich, weil er so denkend fühlt und so fühlend denkt, daß einem beides in jenem Zustande so behaglich ist? Ich weiß es nicht, aber wohl war mir bei ihm und sein Theaetet, sein Phädrus, sein zweiter Alcibiades, sein Gastmahl, haben wir immer wohl gethan; so wie Xenophon's Memorabilien mich immer etwas besser gemacht haben. Von Dichtern habe ich immer den Sophocles am liebsten gelesen, lieber als den Homer. Der sprach mir zu viel mit der Phantasie und ich habe nicht Sprache genug, um ihm da ganz zu folgen; jener spricht mehr mit dem Herzen, qui entend à demi mot. —

Nun leben Sie wohl! — Noch fällt mir bei, ob ich nicht durch die Herzogin von Giavone die Kaiserin oder die Königin von Neapel für Ihr Werk, vielleicht für Sie interessiren kann? Schreiben Sie mir Ihren Plan nur bald und lieben Sie immer Ihren Schlosser.

15. Nov.

Die Wissenschaften, liebster Forster, liegen im Staube, wo sie immer lagen, wenn der Mensch zu sinnlich wurde und wenn sich die Regierungen, wie es alsdann immer geschieht, zum Despotismus neigen . . .

Ich habe ein Paar Tage lang eine Pause in meiner Lectüre der Reisen gemacht, weil mir die Mémoires de Ninon l'Enclos in die Hand fielen. Mit welchem Eifer werde ich heute wieder in die Süd-See stechen! Die Ouvrages à sentiment scheinen mir doch seit einiger Zeit so erstaunlich fade, daß ich allein an dieser Aenderung meines Geschmacks mein Alter spüren würde, wenn ich auch sonst an meinen grauen Haaren und getrübteren Augen es nicht kommen spürte. Doch muß ich mir Gerechtigkeit widerfahren lassen zu sagen, daß ich an dem modernen Epicureismus der Ninon nie Geschmack fand und daß ich glaube, daß wie der alte in Rom die fürchterliche Revolution der Republik zur Monarchie oder vielmehr zum Despotismus veranlaßt hat; so der neue in Frankreich die Revolution vom Despotismus zur Republik verursacht zu haben scheint. Die letzte Geburt ist widernatürlich, aber sie wird sich deshalb auch nicht erhalten können. Der Epicureismus hat sonderlich den Fehler qu'il ne veut vivre que du jour à la journée. Und das ist kindisch! Wie auf Ihren See-Reisen, müssen wir immer mit der Sonde in der Hand fortschreiten und keinen Tritt wagen, bis wir sichern Boden unter uns finden. Ich glaube auch, der Mensch wäre nie auf diese Kinderei gefallen, wenn nicht die Pedanterie vorausgegangen wäre, daß man entweder seinen Boden zu sicher haben oder daß man ihn durch bloße Phantasieen stützen wollte. Die Platoniker thaten wohl oft das letztere und die späteren Academieen das erste. Eben so ging's zu Ninon's Zeiten, wo die Aristoteliker und die Precieusen auch den Predigern des Epicureismus vorausgingen . . .

Ich habe über das Speculations-Wesen und die Ejaculation an Sokrates vergessen, Ihnen zu sagen, daß ich Ihre

schöne Dedication an die Göttinger Societät gelesen habe. Ich hätte gewünscht, daß Sie sich über die wichtige und, wenn ich so sagen darf, verwegene Frage, wodurch die neuen Länder besaamt werden, mehr heraus gelassen hätten. Ich habe Linnaei praefat. von der Entstehung der Species nicht gelesen, finde auch da so viele Schwierigkeiten nicht, weil, wenn einmal ein Ding existirt, dessen Veränderungen eher begreiflich sind. Aber über die Genera selbst, deren Verschiedenheit und Entstehung in neuen Erden, ist es schwerer, etwas zu sagen. So viel hat mir von jeher natürlich, begreiflich und mit Erfahrung beweislich geschienen, daß in den ersten principiis der Dinge ein Gesetz ihrer Formation liegt, wie in den Salzen u. dergl. Aber den Unterschied zwischen dem principio und dem vehiculo dieses principii zu finden: das ist die Schwierigkeit, und hier, dünkt mich, fehlen unsere Experimental-Philosophen darin sehr oft, daß sie zu weit gehen und das vehiculum, das freilich für uns unzertrennlich von seinem principio ist, mit diesem verwechseln. Ich gebe gern zu, daß ohne Saamen keine Pflanze möglich ist; aber ich glaube, daß der Saame nicht nothwendig aus der Pflanze kommen muß, sondern daß gewisse, wo nicht alle principia vegetationis, durch Erde und Luft zerstreut sind, und die Mäuse aus dem Nil-Schlamme kommen mir eben so sehr absurd nicht vor. Auch schreckt mich die Seltenheit solcher Beispiele nicht sehr; denn außer dem, daß sie so gar selten vielleicht nicht sind, scheint mir auch, daß, wenn irgend wo schon Vegetabilien und Thiere sind, gar wohl von diesen der Stoff angezogen werden kann, den die principia neuer Entstehungen brauchen. Die Milben im Käse, die Fliegen im Miste und unzählige Infusionsthierchen können vielleicht ungleich leichter auf diesen Wegen enstehen, als eine Maus und ein Moos leichter, als eine Eiche — so löse ich das große Problem an ovum prius galina, und radotire so gut, als Der, der dieses Problem aufgeworfen hat. Ich brauche dergleichen nun sehr nöthig, damit ich nicht zu mathematisch werde. Doch bin ich noch weit von

dem Wartthurme entfernt, auf welchem ich die Mathesis übersehen möchte! —

8. Dec. — Am zweiten Tage meiner LIII.

Ueber meinen Tod, liebster Forster, will ich mit jedermann mit Wohlgefallen philosophiren; aber über den Tod meiner Kinder und Derjenigen, die ich liebe, habe ich's nicht so weit gebracht, will's auch nicht so weit bringen. Ich habe nicht Ursache mit meiner Lage in der Welt unzufrieden zu sein; aber nach meinen Erwartungen, nach meinem Ideale von der Zukunft, wo ich reizbareres Gefühl für das Schöne und Gute und vollern, ungetrübteren Genuß vorahne, kann ich sicher auch vor dem Tode mich nicht scheuen. Das aber fürchte ich, leben zu müssen und der wenigen Menschen noch zu entbehren, die mich, was ich hier Gutes fühle, am lebhaftesten und wärmsten fühlen machen. Der Tod Ihres Kindes ist mir deshalb um Ihrer willen schwer auf gefallen. So wenig es Ihnen noch war, so viel konnte es sein und werden. Und dann, solch ein Geschöpfchen so leiden zu sehen! Man kann das Andenken lange nicht aus der Phantasie, lange nicht das Gefühl aus dem Herzen bannen. Es ist eine so nahe an das Physische gränzende Trennung, oder Abreisen, daß wirklich bei reizbaren Körpern körperliche oder doch physische Schmerzen bei dem Anblicke der Schmerzen entstehen, die andere uns interessirende Wesen leiden. Ich gestehe, daß selbst dadurch die Liste unserer Leiden vergrößert wird und in meinem, in allem Betracht verwegenem, Anti-Pope habe ich darüber nicht wenig gelärmt; aber dennoch wollte ich diesen innigen Zusammenhang mit anderen Wesen, der mir einen unwiderleglichen Anspruch an die Schöpfung und, ich weiß nicht welche, Wichtigkeit in dem Systeme derselben giebt, den wollte ich dennoch um Alles nicht hingeben. Ich baue auf denselben eines der wichtigsten Argumente für die Unsterblichkeit und, abgerechnet was dieses Band auch Gutes und Liebes in uns erweckt, ist es an sich schon für mich die größte Beruhigung, wenn mein Auge sich

zu weit in dem gränzlosen Prospecte der Wesen verliert und ich mich selbst darin für so gar nichts achte. Noch mehr! ich beweise mir damit, daß die egoistische Philosophie der Stoa und die organische der Helvetius'e ꝛc. a mere pretence ist, den unser Gefühl immer und immer widerlegen würde, wenn ihn auch unsere Vernunft im Ernste machte; daß wir nicht Centrum sind, sondern höchstens Centrum wie eine Sonne in einem Welt-Systeme, die doch den unzähligen andern Systemen dient, und daß wir endlich so um unsere Axe uns drehen müssen, daß wir weder uns selbst in unserer Bahn irre machen, noch andere durch Eingreifen in ihre Bahn oder durch Versagung unserer Einwirkung, veranlassen, uns irre zu machen. Unsere Theilnahme an Andern ist zu innig, als daß sie gelernt oder durch Erziehung, Art, Menschenwerk könnte erzeugt worden sein, zu wahr, als daß man sie leugnen könne und zu gebieterisch, als daß man sie mit Axiomen der Philosophie, mit dem stolzen τὰ μὲν ἐστὶν ἐφ ἡμῖν τὰ δὲ οὐκ ἐφ ἡμῖν verscheuchen könnte! — Also, mein Lieber, lassen Sie uns weiser sein, als die Weisen! Ich liebe Sie um der Schmerzen willen, welche Sie um Ihr Kind gelitten haben und würde mich hassen, wenn ich nur den Gedanken mir einfallen ließe, daß ich weiser sein würde, wenn ich mich für einen solchen Schmerz unzugänglich machte.

. . . Daß Sie nicht mit Ihrer gewöhnlichen Munterkeit arbeiten können, schreckt mich nicht. Das kommt wieder! Wenn wir nur in der Welt machen könnten, daß Sie einmal ein Paar Jahre ohne Arbeit, die Sie anstrengte, blieben! Mit Ihrem Projecte hoffe ich hier nur schwach! Aber ich hoffe doch. Nur muß ich den rechten Zeitpunct abwarten . . .

Ich demüthige mich nicht leicht vor Fleisch von meinem Fleische und Bein von meinem Beine; aber daß Sie mein Portrait unter Cook, überhaupt in Cook's Nachbarschaft, gehängt haben: das hat mich doch sehr gedemüthigt. Der Mensch war wirklich ein großer Mensch! Um Ihre Reisen in der Süd-See an der americanischen Nordküste besser zu verstehen,

habe ich nach dem ersten Theile Cook's drei Reisen im La Harpe wieder gelesen und bin über die Gefahren, die Er und Sie ausgestanden haben, über Seinen und Ihren Muth, über die ganze Führung der Reisen, über Cook's edles, weises und schönes Verfahren mit den Wilden, überall, wo ich ihn hin begleitete, mit Ehrfurcht durchdrungen worden. Ich will meine Bewunderung des Mannes nicht durch den trivialen Vergleich mit den Cortes und Pizarros unterstützen, noch auch kann ich's mir abgewinnen, den Werth des Mannes durch Calculirung der mercantilischen Absichten seiner Nation zu vermindern. Ich finde nihil humani a me alienum bei ihm in einem so weiten Umfange, daß ich in ihm die reinste Idee von Möglichkeit eines wahren Cosmopolitismus realisirt gefunden habe. Ich fühle zwar, daß ich in der Hinsicht gehandelt haben würde, wie er und mich dünkt, eine gut geschaffene Seele kann nicht anders handeln; denn in der That, die Namen Politur und Wildheit auf die Seite gesetzt und die Europäer und Neu-Seeländer nur als zwei Extreme betrachtet, hatten jene Wilden so weit zu den Europäern, als diese zu ihnen und da sich jene so traulich näherten, war es eben kein Exceß von Politur, sich ihnen wieder zu nähern. Aber der Wilde hatte und konnte nach seinen Begriffen die Geringschätzung gegen die Europäer nicht haben, welche diese nach ihren Begriffen gegen die Wilden haben mußten. Das scheint mir also der Triumph des Herzens ihres ehemaligen Capitain's, daß er das europäische Aquis ganz vergaß und nur Mensch zu Menschen sahe. Darum lieb ich ihn und darum mag ich gern mein Portrait in seiner Atmosphäre sehen. Aber in allem übrigen Betracht! — Doch lassen Sie uns Beide Ihnen nahe sein. Ich weiß nicht, ob er Sie geliebt hat; aber wenn er Sie kannte, mußte er Sie lieben, und daß er nicht wenigstens gehindert hat, daß Sie nicht betrogen wurden, daß er Sie nicht auch zur dritten Reise anwarb: das erhebt mich wider ihn. Denn wahrlich am Anderson hatte er weder Ihren Vater noch Sie! Ich bin kein Naturgeschichts-Mann, aber den unendlichen Abstand

zwischen Anderson's Bemerkungen und den Ihrigen und Ihres Vaters: wer den nicht merkt, dem muß es an mehr fehlen, als an Kenntniß der Natur-Geschichte!

Ihre Bücher, für die ich Ihnen herzlichst danke, sind an einem für mich omineusen und guten Tage und zu einer der besten Stunden meines Tages angekommen, nämlich an meinem Geburts-Tage, der, wie alle Geburts-Tage in meinem Hause, mit einem kleinen Familien-Feste gefeiert wird, und kamen in der Stunde, in welcher ich Abends bei meiner Argeantischen Lampe sitze und, frei und sicher von Geschäften und Besuchen, die Mathematik studire, die ich so lang vernachlässigt habe und nun mit wahrer jugendlicher Freude und Wißbegierde hervor suche. An dem Tage pflegen wir uns auch Geschenke zu geben . . . Was mir meine zwei jüngsten Kinder gegeben haben, das rathen Sie wohl nimmermehr. Sie erinnern sich vielleicht noch, daß als wir in dem Naturalien-Cabinet waren, ich meine vorzügliche Liebe für die Eulen gestand. Da haben mir Jene nun, auf Anrathen meiner Frau, zwei Eulen ausstopfen lassen und mich damit beschenkt. Die eine sieht einem wahren Geschäfts-Manne, in ihrer hagern klugen Miene, gleich, die andere einem scharfen Algebraisten, der eben einer Gleichung nachdenkt. Nun standen die beiden lächerlichen Figuren vor mir, als ich Ihr Packet erhielt und sahen mich's öffnen. Ich werde die beiden Vögel in Glaskästchen setzen. Der Procurator soll in mein Arbeits-Zimmer, in eine Ecke; der Algebraist in mein Cabinet und beide werden mich immer sehr amüsiren und belehren. Es ist in der That in dem Gesicht dieses Vogels so etwas pedantisch Altkluges, daß ichs den Alten nicht verdenke, ihn zum Symbol der Weisheit gemacht zu haben. Mich soll er abhalten, Miene mit dem Geiste zu verwechseln.

Am letzten Tage im Jahr 1791.

Es ist mir dieser Tage beinahe gegangen wie Ihnen, träge und unthätig konnte ich mich zu nichts entschließen und was ich that, machte mir Langeweile. Ich hätte den ganzen

Tag da sitzen mögen, wie meine Eulen in ihren Glaskästchen... Die Ursache davon war, daß ich wegen des beständigen Windes und Regens zehn bis zwölf Tage lang nicht reiten konnte. Erst gestern ritt ich wieder zum erstenmal aus und schon fühle ich etwas mehr Muth und Seele. St. Paulus war wohl ein kluger Mann, daß ihm der Fleischklumpen, der uns so hinunter wiegt, beschwerlich wurde! Doch lassen Sie uns ihn forttragen, bis er von selbst herab fällt! Gott verzeih's wenn er dann nichts weiter mit uns vor hat. Ich liebe den Vater der Wesen zu sehr und zu kindlich, als daß ich ihm so etwas zutrauen könnte. Ahnen doch Ihre Südsee-Wilden selbst ein anderes

Umbrae
Non tacitas Erebi sedes, ditisque profundi
Pallida regna petunt: regit idem spiritus artus
Orbe alio: longae — — vitae
Mors media est. —

Und sublime, ganz inconsequent mit ihrer Denkart, ist bei diesen Südsee-Philosophen der Gedanke, daß die Seelen der Menschen erst wieder in die Gottheit resorbirt, und wenn sie da gereinigt worden, in bessere Welten gesetzt werden müßten. Hätten die Tröpfe nicht die Tutur auch dort von ihren Arreckes unterschieden, so wäre ihre Geschichte der Unsterblichkeit wirklich ehrwürdig, aber das verdirbt wieder alles! —

Nun sei es übrigens mit diesem Fleischklumpen wie's will, so hat er mich in den vergangenen Tagen allein gehindert, an Sie zu schreiben und für Sie zu thun, das wenige was ich kann. So gern ich mich vom Hofe entfernt halte, denn der entschiedenste Hofmann kann nicht ängstlicher fragen, ob sein Hof ihn rufen will, als ich, ob meiner mich fortschicke; so hat doch des Prinzen Friedrich's Vermählung mich genöthigt, dem Markgrafen einen Gratulations-Besuch abzustatten. Dabei nahm ich Gelegenheit, ihm Ihr Südsee-Pflanzen-Project zu empfehlen und er hat mir zwanzig Ld. dazu versprochen, wenn Sie die übrigen achtzig finden. Ich habe ihn

zugleich mit Ihrer Uebersetzung der Reisen nach Cook und der Einleitung dazu bekannt gemacht und sie ihm zum lesen zugeschickt. Nach diesem habe ich der Herzogin von Giavone geschrieben. Dr. Gmelin schaffte mir die Adresse dazu. Ich zweifle nicht, daß das geht. Wo nicht, so sehen wir weiter. Wenn es sein muß, schreibe ich an den Herzog von Weimar. Es geht mir mit meiner Thätigkeit in solchen Sachen, wie dem Stein des Sisyphus. Es kostet Mühe, bis man mich in den Gang bringt. Bin ich aber einmal darin, so rolle ich auch fort mit Sinn und Unsinn so weit es geht.

Ihr Project, die Professur der Botanik in M. zu suchen, hat meinen ganzen Beifall. Ich wollte, Sie hätten sie schon. Das Autor-Wesen wollte ich wäre bei Ihnen ganz Nebensache und besonders wünschte ich, Sie müßten nicht mit dem mühseligen Uebersetzen geplagt werden. Wahr ist's, Sie haben ein Talent auch in dem Fache, was wunderbar ist. Ich glaube, es würde einem Engländer so schwer werden, Ihre Uebersetzungen wieder zu vertiren, als wenn er ein Original vor sich hätte. Aber die Arbeit erschöpft und ermüdet einen selbstdenkenden Kopf doch über die Maßen!

Neulich hätten Ihre „Ansichten" mich bald der Süd-See untreu gemacht. Ich blätterte darin und fand so viele mir homogene oder lassen Sie uns lieber sagen convergente Gedanken, daß nichts als mein tenax propositum mich in der Süd-See halten kann. Aber bald bin ich da heraus. Nachdem ich Ihren ersten Theil gelesen hatte, las ich die fünf letzten vom La Harpe. Nun bin ich mit dem letzten Bande fertig. So gehe ich denn an Ihren zweiten Theil und nach dem dritten an Robertson *)!

Daß Eutyphron Ihnen nicht mißfällt, freut mich. Ich bin in dem Werkchen am wenigsten Dichter und doch schein

*) Wilh. Robertson, historische Untersuchung über die Kenntniß der Alten in Indien, und die Fortschritte des Handels mit diesem Lande 2c. Aus dem Engl. von Georg Forster. Berlin, 1791.

ich's wohl am meisten. Mich dünkt es in dem strengsten Sinne wahr, daß im Physischen und Moralischen die Action aller Kräfte in ihrem Verhältnisse zu dem Wesen, welches sie hat, seine Vollkommenheit, und bei einem Wesen, das Bewußtsein hat, seine Glückseligkeit, seinen Genuß ausmacht und daß das Höchste der Weisheit sei, dieses Verhältniß so zu erhalten, daß keine Kraft zum Nachtheile der andern mächtiger werde. Dies nenne ich die Harmonie und ich sehe es für unmöglich an, daß die untergeordneten Harmonieen der freien Wesen von irgend einem solchen Wesen erhalten werden können ohne Sympathie mit der Harmonie des Ganzen und ohne Liebe zu dem, der diese ganze Harmonie hinstellte und dessen Wesen selbst die lauterste Harmonie ist. Ihnen kann, trotz der mehr Platonischen als Sokratischen Methode, die ich aus Laune nicht wählte, sondern ergriff, dieser Haupt-Gedanke nicht entwischt sein. Aber den Fehler hat der Platonische Dialog, daß jener gewöhnlichen Lesern sehr leicht entgeht. Im Seuthes hat er der Materie weniger geschadet, aber unendlich mehr im Xenokrates, welcher das physiokratische System widerlegen soll und den beinahe Niemand verstanden hat. — Uebrigens würde mich nicht einmal meine Autor-Bescheidenheit oder Verschämtheit abgehalten haben, Ihnen schon längst alle meine Kleinigkeiten zu schenken! Aber die Verleger in Basel lassen mich stecken . . . Kaufen Sie also inzwischen nichts von mir, sondern warten Sie, bis ich Ihnen mein, wie Magister Stifelius sagt: Cuprum pro Tuo argento schicke. Ich sage das nicht weder aus Bescheidenheit, noch aus Gaucherie, sondern weil ich im ganzen Ernst das Verhältniß zwischen den Sachen, die Sie behandeln, zum Raisonnement, mit dem ich mich abgebe, etwa so setze wie Cuprum : argento.

Daß Freund Jacobi (in Freiburg) sich verheirathet hat, soll Ihnen anliegender Hochzeit-Strauß sagen. Er nahm ein armes Mädchen aus dem Schwarzwalde, ein liebenswürdiges Geschöpf, voll edeln Gefühls und seiner sehr werth. — In meinen alten Tagen würde ich schwerlich mehr Verse haben

drucken lassen, wenn ich nicht bei einer solchen Gelegenheit mein vidi, meine öffentliche Beistimmung zu einer solchen Sache hätte geben müssen und wenn sich das ohne Affectation auf eine andere Art hätte thun lassen *).

15. Febr. 1792.

Drei Dinge, liebster Forster, sind Schuld daran, daß ich Ihnen so lange nicht geschrieben habe. Ich wollte der Herzogin Antwort abwarten; aber ihretwegen soll Forster nicht glauben, daß ich ihn vergessen hätte. Ich wollte ferner Ihnen zugleich meine Kleinigkeiten schicken; aber mein langweiliger Buchbinder, der in dieser Zeit die ganze Alexandrinische Bibliothek hätte binden können, hält mich noch auf. Endlich wollte ich Ihnen den Ausgang meiner hiesigen Farce erzählen.... Mir fehlt jetzt nichts, als ein Paar Augen, die dauerhafter sähen und ein Magen, der schneller verdaute, um täglich über meine sechszehn Stunden Herr zu sein. Diese beiden Dinge sind mir aber immer noch im Wege und wenn ich sechs Stunden arbeite, wovon ich drei dem Dienste und drei mir gebe, dann bin ich sehr glücklich. Meine schöne Frühstücks-Stunde, in welcher mich immer sonst die edelsten Menschen, Griechen, Römer, Engländer und Deutsche, begleiteten und besuchten, die muß ich nun, mit Augenwasser unter dem Schirme, mit ge-

*) Jene Verse waren überschrieben und lauteten:

„An seinen Freund und Bruder J. G. Jacobi. Bei seiner Trauung, den 26. December 1791.

Was fromme Dichter sich vom Glück erbitten:
Im Friedens-Thal, an dem verborgnen Bach,
Beim stillen Völkchen reingefühlter Sitten,
In Liebe, zu durchleben ihren Tag;

Das bitten sie, ach allzuoft, vergebens!
Nur selten stimmt ihr Loos mit ihrer Wahl.
O glücklich, wem, durch's Labyrinth des Lebens,
Ein Mädchen folget, aus dem Friedens-Thal!

J. G. Schlosser.“

schlossenen Augen zubringen. Dann folgen drei Arbeitsstunden im Dienste. Darauf reite ich. Nach Tische kann ich von zwei Uhr bis fünf kaum unterbrochen etwas zur baaren Unterhaltung lesen. Von fünf bis sechs unterrichte ich meine Mädchen und erst von sechs bis neun kann ich für mich studiren und auch da muß ich, der Augen und des ennuiänten Magens wegen, oft aufstehen und peripathetisiren. Doch lebe ich mit allem dem ganz behaglich fort und mein Leben ist, was ich mir immer wünschte, so ziemlich von einem Stück. Es stoßen mir freilich keine crystallenen Paläste und keine Gärten mit goldenen Aepfeln auf, aber dagegen auch keine Riesen und keine Drachen und die Harpyen, die mir hier und da mit ihrer foeta ventris proluvie das Mittags-Essen verderben wollten, die habe ich glücklich verscheucht. Also bin ich wohl zufrieden und warte sehr geduldig auf mein Exit. Wohl mir, wenn's Ihnen auch so ist.

Als Sie mir neulich schrieben, waren Sie nicht ganz in der Laune. Sie haben dem armen Montesquieu sehr unrecht gethan. Seine Lettres persannes, welche Sie von sich werfen, sind sicherlich nicht für die Ewigkeit geschrieben. Aber lassen Sie uns die Bücher nicht darnach beurtheilen. Freilich ihr Herren, die ihr mit euern Schriften die Wissenschaften anbaut und erweitert, ihr müßt anders über das Wesen denken. Aber wir, die wir nur unser Zeitalter vor Augen haben, die wir nur seine travers entblößen und gleichsam wie ein Rathsherr im Senate, nur eine Stimme für die jedesmalige Directorial-Proposition geben wollen, wir müssen anders beurtheilt werden. Mit dem Schlusse des Protocoll's hört bei uns Alles auf. Wenn die Thorheit, welche wir bekämpfen, abgelegt worden, und entweder Weisheit oder eine andere Thorheit an die Stelle getreten ist, dann hört der Werth unserer Arbeit auf fühlbar zu werden; aber für den Moment kann sie dennoch vortrefflich gewesen sein! So sehe ich die Lettres persannes an; so viele, beinahe die meisten, Stücke in einem Buche, das ich immer lieb haben werde, in dem Spectator; so ist

gewiß zwei Drittel vom Plato und vielleicht mehr im Lucian anzusehen. Was jener gegen die Sophisten kämpft, was geht das uns an? Die Göttergespräche von diesem, sein Pseudo Alexander, seine wahren Geschichten ꝛc. das war auch nur Momentanes. Was bleibt uns noch vom Quinctilian, was von Cicero's Orator und selbst von seinen Tusculanis und seinen finibus bonorum und seiner natura deorum, selbst von seinen Officiis übrig, das wir brauchen können? Hätten diese Alten nicht das Glück gehabt, daß die meisten ihrer gleichzeitigen oder älteren Schriftsteller verloren wären, so würden wir weniger Werth auf sie setzen, als wir nun noch oft wegen der Lücken in der Historie damaliger Zeiten thun müssen. Und soll ich sagen, was ich denke, so muß ich gestehen, daß ich den Schriftsteller, der auf sein Zeitalter, in den individuellsten Umständen, wirkt, für nützlicher halte, als den, der für die Ewigkeit schreibt. Sei's, daß er vergessen, vielleicht in einem andern Jahrhundert weggeworfen wird, so ist er's doch oft allein gewesen, dem die folgenden Zeiten ihre Fortschritte zu danken haben. So denkt z. B. beinahe Niemand mehr unter uns an einen der größten Deutschen, dem wir unendlich viel zu danken haben, an Chr. Thomasius. Und ihm allein haben wirs doch zu danken, daß wir Fähigkeiten erhielten über die Toleranz, die Hexereien, die Scholastik und über hundert andere Dinge freier zu denken, als ehemals. — Doch Sie werden glauben, ich rede pro domo! Und zum Theil ist's wahr. In der That zähle ich mich nicht einmal unter Diejenigen, welche irgend so viel gethan haben. Ich habe beinahe in allem, was ich schrieb, mehr nicht gethan, noch thun wollen oder können, als wenn dieser oder jener auftrat und eine Fläche an dem Gebäude der Wahrheit für das ganze Gebäude ausgab, gleich dem Leiermann mit dem schönen Raritäten-Kasten, ein: Sehen Sie auch die andre Seite! zu rufen. Und solch ein Verdienst ist sehr gering. Also was ich sagte, ist trotz des absurden wir, mit dem ich anfing, nicht auf mich, noch für mich gesagt, sondern für Montesquieu, den Mann,

um dessen willen ich's noch nicht über mich gewinnen kann, die französische Nation für ein großes Narren-Haus zu halten. Daß seine Lettres persannes mir diese Ehrfurcht gegen ihn eingegeben hätten, kann ich nicht sagen. Aber sein Espril des loix ist wirklich, meinem Geschmacke nach, ein Schatz von politischer Philosophie!

Erst vor einigen Tagen bin ich wieder in die Süd-See gestochen. Ihr Portlock und Dixon hat angefangen mich zu langweilen. Der Verfasser dieser Reise ist ein sehr gleichgültiger Mensch und bei ihm habe ich, in Ihrem ganzen Buch zuerst, angefangen zu überschlagen. Ich dachte anfangs, es schade ihr, daß ich so lang an einer Idee hinge und da fiel mir ein, wie ich eine kleine Pause machen wollte, die mich aber doch nicht so weit von der Materie weg würfe. In dieser Absicht nahm ich die Odyssee in die Hand, um etliche Tage damit eine Diversion zu machen. Aber ich konnte, als ich einmal angefangen hatte, nicht abbrechen, bis alle die Freier todt und begraben und alle die bösen Mädchen in des Ulysses Hause aufgehängt waren. Ich kann kaum begreifen, wie man das Ding unter die Helden-Gedichte setzen konnte und noch weniger, wie man es nicht als bloßes Volks-Mährchen übersetzte. Ich war zwar weit entfernt, die Odyssee in einer Uebersetzung zu lesen; aber ich erinnere mich doch Bodmer's und selbst Pope's Uebersetzung manchmal stückweise gelesen zu haben und ich meinte überall zu finden, daß sich die Leute durch das Vorurtheil, das Gedicht sei ein Helden-Gedicht und durch das Gefühl, daß es ein excellentes Volks-Mährchen ist, sehr mühsam durchschleppten. Die Vermischung des erzählenden und des dramatischen Tones ist, wie mich dünkt, keinem so geglückt wie dem Homer, noch mehr aber erfreut mich der liebenswürdige Mann der Männer durch die Ruhe, mit welcher er auf seinen Gegenständen beharrt. Ich fühle dies an unsern neuern Dichtern und selbst an den Lateinern so selten. Man meint immer, die Zeit würde ihnen über dem Erzählen zu lang und die Aengstlichkeit, das Ding fertig zu bringen,

sieht man ihnen überall an. Nur Wieland ist manchmal so glücklich, in der Behaglichkeit zu beharren und an den Stellen habe ich ihn am liebsten. Sein Oberon ist mir deswegen ein gar liebes Product; auch die ersten Bücher seines Agathon's habe ich deswegen so gern gelesen. Ist's Ihnen nicht auch so? Mich dünkt, der Zustand fordert im Dichter einen sehr ruhigen Chylos oder vielmehr ein ganz frei und tactmäßig rinnendes Blut. Unzweifelhaft ist das Blut der Menschen immer schärfer geworden und keiner von uns ist mehr in dem behaglichen Zustande früherer Generationen. Wenn uns nun so ein Dichter wieder da hinein versetzen kann, so wird's einem sehr wohl. Unsere Politik, Religion, unser häusliches, gesellschaftliches, selbst wissenschaftliches Leben ist alles wie im Rausch! —

7. März —

In der vergangenen Woche habe ich endlich die Südsee verlassen und bin mit Ihnen den Rhein hinunter gefahren, mein liebster Forster. Es war mir oft, als wenn ich mit Ihnen zu Schiffe säße und mich dünkt, wenn ich wirklich bei Ihnen gesessen hätte, würden wir viel und vielerlei mit einander zu verkehren gehabt haben; vieles hätte ich anders gesehen, als ich es bei einer ähnlichen Reise auf jenem Wege sah, und manches würde uns für mehrere Jahre zur Unterhaltung gedient haben. Wir, die wir nie gereist sind, um zu reisen, sondern immer nur, um an einen Ort hin zu gelangen, wir sehen fast nichts und was wir sehen, sehen wir selten recht. Wie oft würden Sie mir dann die Schuppen von den Augen genommen haben! Daß auch Ihnen die Idee wahrscheinlich vorkommt, daß bei Bingen der Rhein ehemals aufgehalten worden ist und wie in einem See stagnirt habe, war mir lieb zu sehen. Ich habe das da, und nicht allein da, sondern auch bei dem Laufener Rheinfall schon öfter gedacht und mich dünkt, ich hätte diese Ansicht schon mehrmals gehört. Mir hat sie sehr viel einleuchtendes. Die Geschichte des Rhein's würde vielleicht selbst in der politischen Geschichte

manches aufklären und wenn wir sie nur von etwa sechs bis sieben hundert Jahren vor Christi Geburt wüßten; so würden wir vielleicht finden, daß die meisten Völker, welche die Römer unter Cäsar bezwungen haben, sehr neu in den Gegenden gewesen sind und daß die Beschreibung der deutschen Sitten, die wir uns anmaßen für Sitten unsrer Voreltern zu halten, ganz andern als inländischen Ursprunges gewesen sind. Schon am obern Rheine habe ich die Veränderung gefunden, daß z. B. der Breisacher Berg, der nun diesseits liegt, zu Cäsar's Zeiten jenseits lag und mich dünkt, daß ein großer Theil des Breisgau's ebenfalls von dem Flusse zu Deutschland geschnitten worden ist, der gar nicht dahin gehörte. —

Ihre antivulcanischen Ideen leuchten mir weniger ein. Ich bin ein großer Laie in den Dingen und gebe gerne zu, daß die Vulcanisten zu apodiktisch in ihren Hypothesen sein mögen. Aber viel haben sie doch für sich, und da die Wirkung des Feuers viel lebhafter ist, als die des Wassers, da jene eher zusammensetzend und umformend ist, als diese, welche wohl größten Theils auflösend scheint; so ist das vulcanistische System dem gemeinen unterrichteten Menschen-Sinne annehmlicher . . .

In der Menschen-Philosophie glaube ich, würden wir uns mitunter gestritten haben. Ich kann mich an den Gedanken, der Ihnen so lieb zu sein scheint, nicht gewöhnen, daß wie die Entwickelung der Seelen- und Leibes-Kräfte Einzelnen allerdings zum einzigen Mittel des gemeinen Zweckes der Glückseligkeit gesetzt ist, dies auch vom ganzen Menschen-Geschlecht wahr sei. Ich werde Ihnen Unsinn zu sagen scheinen und wirklich sage ich ihn, wenn ich auf die ganze Laufbahn sehe, welche jeder Einzelne zu durchlaufen haben wird. Aber hier in diesem Leben glaube ich, daß das ganze Menschen-Geschlecht bei einer solchen Entwickelung immer verlieren würde, daß sie nicht allein in sich unmöglich ist, sondern daß sie auch alles auflösen würde, wenn sie möglich wäre. Die Bedürfnisse unseres Lebens machen dem Gros der Menschen eine gewisse

Bornirtheit nothwendig, und so abgeschmackt Voltaire's Wort: 'j'ai vû un Etre raisonable couper un bois, als Plaisanterie ist, so wahr scheint es mir, daß tandis que nous ne nous pouvons passer de couper du bois, unsere Vernunft und unzählige unserer Fähigkeiten nothwendig in uns ungebaut bleiben müssen. Sie verstehen mich sicher nicht so falsch, als ob ich sagen wollte, daß wir die Menschen, wenn wir sie aufklären könnten, doch stupide lassen sollten, damit es uns nicht an Holzhauern fehle. Ich will nur das sagen, daß wir, oder vielmehr, daß diejenigen, welche sich für aufgeklärt halten, sparsamer mit ihrem Lichte sein oder daß sie wenigstens dessen Strahlen nur dahin fallen lassen sollen, wo wirklich die Aufklärung nützlich ist. Wenn ich machen könnte, daß jeder Weisheit genug hätte, um sich in seinem Kreise, in welchen er hier auf der Erde gebannt ist, wohl sein zu lassen, so wollte ich mich wohl hüten, Kräfte seines Geistes zu entwickeln, die ihn weiter sehen ließen, als der Umfang seines Geistes geht. Ich, der ich, wie Sie wissen, der Providenz Gottes mehr zu schaffen gebe, als viele neue Philosophen es erlauben wollen, ich erkläre mir dadurch unzählige Phänomene, die mich sonst sehr verwirren würden. Unser Schicksal, die Falte, in welche unser Geist und unser Herz sich schlägt, wird meist von den Umständen bestimmt, in denen wir uns von Jugend auf befunden haben und wenn wir Männer werden, so fühlen wir so oft, daß manche Fähigkeit bei uns schlummert, weil sie nie erweckt worden ist, und dann fehlt es uns immer bald an der Kraft, bald an Zeit und Gelegenheit, das wieder nachzuholen. Das Alles halte ich für Plan in dem Menschen-Geschlecht und seinem Gange. In der Natur ist jedes, was es ist und wird gebraucht nach dem, was es ist und aus der Verschiedenheit der Theile entsteht das harmonische Ganze, welches ohne die Verschiedenheit nicht möglich wäre. Im Menschen ist alles einander im Grunde gleich. Eben die Fähigkeit in dem einen, wie in dem andern. Aber auch hier mußte Verschiedenheit zur Harmonie des Ganzen sein. Diese entsteht nun dadurch, daß so

viele tausend Neben-Umstände uns abhalten zu werden, was wir werden können. Lassen Sie also die Kenntnisse des Menschen fortschreiten wie sie wollen; so wird doch das ganze Menschen-Geschlecht dadurch nicht weiter kommen, sondern nur sich auf eine andere Art herumtreiben, bis vielleicht wieder eine Vandalen, Alanen, Gothen oder Heruler-Revolution kommt und das Geschlecht auf Jahrtausende zurück wirft. — Ich weiß nicht mehr recht, durch welche Stelle Ihrer Schrift ich auf diese Critik geleitet worden bin, aber irgendwo haben Sie mich darauf geführt.

Auch da hätten wir uns gestritten, um uns zu versöhnen, wo Sie von den ewigen Gefängnissen reden. Sie sind da billig genug, den Richter zu entschuldigen, der aus Menschlichkeit, zwischen Tod und ewiger Gefangenschaft, diese, wohl nicht nach seinem Geschmacke, doch nach dem Geschmacke des Uebelthäters wählt. Aber Sie scheinen mir überhaupt weder die Todes- noch die ewigen Gefängniß-Strafen zu billigen, und glauben, daß wenn ein Verurtheilter sich gebessert habe, man ihn heraus lassen solle. Sie haben aber, wie selbst Beccaria und seine Freunde öfter zu thun pflegen, den Haupt-Endzweck der genannten Strafen übersehen, welchen ich in der Vertheidigung des Staates suche. Es ist sehr leicht, sich in diesen Materien zu verirren, wenn man das nackte Menschen-Recht des isolirten Menschen allein vor Augen hat. Mich dünkt aber, was man auch über die Inalienabilität gewisser Menschen-Rechte sagt, so existirt ein Punct, wo das Recht des isolirten Menschen auch ohne Alienation von der bürgerlichen Gesellschaft beschränkt werden kann, und das ist die Sicherheit einer Staats-Gesellschaft. Wollten Sie rathen, diese den trügerischen Merkmalen der Besserung eines Gefangenen aufzuopfern? Und wollten Sie den Richter entschuldigen, der einen Räuber oder einen Dieb los läßt, weil er Ursache hatte, seine Besserung zu hoffen und der dadurch Anlaß giebt, daß noch zwanzig andere Familien durch denselben Bösewicht beraubt und bestohlen werden? Ich gestehe Ihnen, daß ich

glaube, wenn ein solcher Mensch sich wirklich gebessert hat, daß er alsdann mitten in seinem Kerker nicht unglücklich ist! —

Ihre Critik über die Düsseldorfer Gallerie ist ein wahres Gemählde von dem, was ich eben da fühlte und nicht zu sagen wagte. Ich wünschte, Sie in gleicher Weise über den Bethlemitischen Kindermord des Titian, den ich in München gesehen, zu hören! Aber ganz kann ich in Ihre Idee, daß bei dem Anschauen eines Kunstwerkes die Darstellung des Geistes des Künstlers das höchste Vergnügen gewähre, nicht eingehen. Ich habe unzählige mal das empfunden, unzählige mal mir nur für einen Augenblick den Genuß der Stimmung gewünscht, in welcher Homer oder Sophokles schrieb, Correggio oder Raphael mahlte. Aber das geschah immer, wenn der erste Eindruck vorüber war; selbst an Gott dachte ich meist erst, wenn sein Werk mich ergriffen hatte. Mir scheint es, daß Mahlerei und Dichtkunst nur darin ihre Stärke haben, daß sie uns in jedem Augenblicke dahin stellen, wo wir wirklich gestanden hätten, wenn die Dinge, welche sie uns vorzaubern, in der That da wären. Dies hat die Theoretiker auf die Idee von Nachahmung gebracht und bis auf einen gewissen Grad ist das wahr. Aber wehe dem, der mit diesen Künsten zufrieden ist, wenn sie nur nachahmen, um nachzuahmen. Bei der Schilderung des Johannes hätte ich Sie an mein Herz drücken mögen. Ich habe dabei alles, alles empfunden, was Sie sagen und über den einzigen Johannes die ganze Gallerie vergessen, vergessen wollen, vergessen müssen. Dreimal war ich da und dreimal suchte ich nur den, brachte nur den zurück und noch sehe ich ihn, sehe ihn wieder mit Ihnen und kann mich nicht satt an ihm sehen!

Mit einer solchen Theilnahme habe ich Ihre Ansichten gelesen; aber ist's mein Fehler oder Ihrer, der Styl dieser Briefe schien mir oft zu kothurnenmäßig. Ich merke jedoch an, daß meiner gewöhnlich zu pedester ist und darum wage ich nicht, Sie zu tadeln, aber den Eindruck muß ich Ihnen sagen, den der Ihrige in diesem Werkchen auf mich gemacht hat.

14

Ihren Anburey habe ich auch gelesen *). Die Mühe, die Sie sich gegeben haben, den guten Jungen zu übersetzen, habe ich bedauert. Man lernt doch wenig aus dem Dinge und ein junger Fähnrich, der erst mit der Armee und nachher als Gefangener reist, kann einen auch wenig lehren. Sehr gut ist, daß Sie den Menschen in Ihren Noten zurecht weisen. Aber, laßt Euch rathen, mein Lieber: athmet nicht so viel nach Freiheit. Ich bin mit den Großen wahrlich sehr unzufrieden, aber doch mit den Kleinen auch. Ehe ich Stoff genug im Volke sehe, sich selbst zu regieren, wollte ich's immer in der alten Brühe lassen. Doch ich bin Citoyen de Frankfort und 53 Jahre alt. Dort also ohne Despoten, und in dem Alter, wo man anfängt, nach Ruhe sich zu sehnen. Sie sind jünger, sind nicht Citoyen de Frankfort, — aber vergessen Sie nicht, daß ein Mann, der die Erde umsegelt hat, der Professor in Wilna war, der oft den Magenkrampf hat und dem es nicht gleichgültig ist, ob er in seiner Studirstube sitzt und sein junges Weibchen um sich hat oder ob er saxa facesque um sich her schleudern sieht; vergessen Sie nicht, daß ein solcher Mann wohl auch ein Paar Züge an seinem Ideale von Freiheit und ein Paar Paragraphen in seinem Menschen-Rechts-Codex hingiebt, um sicher unter seinem Feigen-Baume zu liegen.

Noch muß ich Ihnen sagen, daß der Colonisten-Krieg für mich in eine Zeit gefallen ist, in der ich mich zu viel mit Europa beschäftigte, als daß ich mich um America hätte bekümmern können. Jetzt ist mir die Geschichte der dortigen Fisch-Ottern lieber, als die von allen acht Curfürsten des Heiligen Römischen Reichs . . .

4. Mai —

Mitten unter einer langweiligen, mühsamen und vergeblichen Arbeit, liebster Forster, die mich sechs Wochen lang

*) Th. Anburey, Reisen im Innern von Nordamerica. Aus dem Engl. mit Anmerkungen von G. Forster. Berlin, 1792.

nicht sowohl unterhielt, als im strengsten Sinne beschäftigte, hatte ich oft Versuchungen, ein Stündchen wegzustehlen, um mit Ihnen zu plaudern. Aber die Zeit drängte mich zu sehr und mein Kopf war zu absorbirt; was das aber ist, absorbirt sein, in Dingen, die einem weder gefallen, noch einen besser machen: davon haben Sie wenig Idee! Wir arme, zu Geschäften verdammte, Leute desto mehr! . . . O ich bin des Dinges herzlich überdrüssig . . . ich will aber keinen einseitigen Entschluß nehmen, der bei mir schon lange reif wäre. Vielleicht helfen uns die Franzosen dazu. Auch sehe ich ihren Drohungen getrost entgegen, für mich getrost. Aber unser armes Volk! Zwei Jahre habe ich hier gewarnt, gerathen, gebeten! Wenn man mir gefolgt wäre, hätten wir eine schöne Rolle gespielt, nicht schön, weil sie glänzend gewesen; sondern schön, weil sie uns proportionirt gewesen wäre und Land und Leute gesichert hätte. Die Aristokraten kämpften aber dagegen . . . Jetzt haben wir den Wolf an den Ohren! . . .

Seit etlichen Tagen reise ich wieder mit Ihnen, mit Vaillant *), mit Bruce **) und nun mit Ihrer denkenden Commere Piozzi ***). In dem Weibe steckt wirklich Geist. Aber dennoch kann ich sie nicht lieb haben. Ich las vor ihr Robert's Schweiz †). Der genügte mir auch sehr wenig. Wenn ich Piozzi durch habe, laufe ich geraden Weges nach Africa. Denn ich lebe jetzt am liebsten unter Leuten, die ihre Existenz mehr auf sich gezogen haben. Ich finde, daß die sogenannten ungebildeten Völker mehr Philosophen sind, als wir. Sie haben das Ego omnia mea mecum porto wahrer, als der eingebildete

---

*) Le Vaillant, Reisen in das Innere von Africa ꝛc. Berlin, 1790 f.

**) Jam. Bruce, Beschreibung von Abyssinien ꝛc. Ebend.

***) Mistreß Esther Lynch Piozzi, Bemerkungen auf der Reise durch Frankreich, Italien und Deutschland. Aus dem Engl. mit einer Vorrede und Anmerkungen von G. Forster. Frankfurt a. M., 1790. 2 Bde.

†) Robert, Reise in die Schweizerkantone ꝛc. Aus dem Franz. Berlin, 1790 f. 2 Thle.

griechische Philosoph, in ihr ganzes Leben gebracht. Sei es, daß Dummheit und Unwissenheit sie so gesetzt hat. Ich habe schon lang geglaubt, daß Unwissenheit eine bessere Philosophie giebt, als unser Vielwissen. Hundert mal habe ich Ihre Südsee-Schwimmer, die sich zum Zeitvertreibe in das Meer stürzen, um sich von den Wellen an's Ufer schlagen zu lassen, beneidet. Wie sorgsam mußte der weise Ulysses beinahe halb Phönizien umschwimmen, um nicht durch solch einen Stoß zertrümmert zu werden! Und wahrlich, es geht uns im Leben oft eben so, wenn wir nur à droit genug wären, den rechten Augenblick zu haschen, in dem wir uns der Fluth anvertrauen sollten! Aber das Gepäck, mit dem wir hier herum reisen! Auf Stelzen und mit einem Pannier an den Hüften läßt sich auf dem holperichten Wege wenig fortkommen! Ich hätte Lust, zwei Drittel von Allem, was ich habe, über Bord zu werfen und dann glaube ich, würde ich erst wieder ein Zehntel Mensch werden.

Eben schreibt mir Ewald und will mich wieder zu seinem Journal auffordern. Der kommt mir gerade recht mit seiner Autorschaft. Da muß ich in gar anderer Laune sein. Kohlköpfe möchte ich irgendwo pflanzen, nicht Bücher schreiben. Auch Sie sollen ihm helfen und ich soll Sie dazu auffordern. Er liebt Sie, schätzt Sie, hat Ihre Ansichten gelesen und geizt nach Ihren Arbeiten. Mir muß man aber jetzt nicht mit so etwas kommen. Nie ist mir die Welt närrischer vorgekommen als nun. Ich sehe Alles in seinen Logen sitzen und grinzen, und die Ketten beißen, und lachen ohne Freude und weinen ohne Kummer, und irre reden und wachend träumen. Zum Glück sehe ich auch die Loge, in welcher ich sitze und das habe ich vor unsern Narren zum Voraus, daß ich weiß, in welch' einem Palaste ich wohne. Ich hoffe, daß dies der Anfang der Cur ist.

20. Juni —

Schon seit drei Wochen, mein Lieber, bin ich von dem Fieber befreit, das mich arg plagte. Aber die Zeit wird mir

seit dem so kurz, daß ich kaum an das Briefschreiben denken mag. Ich stehe zwar vor sechs Uhr auf; aber das Brunnentrinken frißt mir den halben Morgen. Am Abend drechsle ich, d. h. ich pfusche in der Drechselei. Da bleibt dann wenig Zeit übrig. In dieser denke ich so oft an Sie! Und Ihre Ansichten erinnerten mich auch, wenn ich Sie nicht ohne das so lieb hätte. Aber nicht zu wissen, was Sie inzwischen machen, was Sie machten, als die augustissimi, invictissimi u. s. w. bei Ihnen waren: das ist mir doch verdrießlich. Wir haben bei uns nichts als Emigranten aller Art zu sehen, mögen auch mehr nicht sehen. Nur mein Junge hatte so lange gewünscht, den Kaiser und den König zu sehen, als er glaubte, daß beide mit der Krone auf dem Kopfe reisten: denn er hatte noch keine gesehen, als die, welche wir einmal auf die Gruppe der drei heiligen Könige setzten. Nun, da er weiß, daß sie nicht so reisen, mag er sie auch nicht mehr sehen. Mit allem dem sieht's in die Zukunft hinein so toll aus, daß ich mich um die Angelegenheiten der Menschen gar nicht mehr kümmern mag. Alles was ich noch davon lesen mag, ist theils Das, wozu ich von Amts wegen genöthigt werde, theils die Geschichte des ersten und der folgenden zehn Jahre nach Christi Geburt. Mich dünkt, die Tollheit dieser Zeiten verhalte sich gegen die unsere, wie sich der Körper gegen die Seele verhält. Die letzten mag ich immer noch lieber um mich herum sehen, als die ersten, aber langweilig sind sie im höchsten Grade. Wehe dem Geschichtsschreiber, der die Geschichte unserer Zeit pragmatisch schreiben will! Ich wüßte nicht, wie man diese Sachen nur erträglich hinstellen sollte. Wahrscheinlich wird aber das Resultat des Ganzen sein, daß Niemand mehr eine Geschichte schreiben wird! Also Despotismus? Und wie bereitet man sich, den zu ertragen? Wie bereitet man unsere Kinder, ihn zu ertragen? —

Ich glaube bemerkt zu haben, daß körperliche Stärke nicht durch Raisonnement erworben wird, d. h. daß noch keine Nation existirt hat, die sich durch Raisonnement in den Stand

gesetzt hätte, körperlicher Gewalt Männlichkeit entgegen zu setzen. Mir scheint also, daß wenn unsere Nachkommen wieder männlich werden sollen, sie durch den Stand der Barbarei dazu kommen müssen, in welchem die Seele so weit in den Hintergrund getrieben wird, daß sie beinahe null ist. Durch diesen Stand, meine ich, müssen unsere Nachkommen gehen. Ist es möglich, daß bei diesem schrecklichen Uebergange noch etwas Bildung übrig bleibe; so kann eine sanguinische Hoffnung erwachen, daß künftig einmal eine Generation entstehen werde, welche den Körper und den Geist so im Verhältniß cultivirt, daß das Wunder aufhört, Wunder zu sein, eine zugleich gebildete, weise und tapfere Nation zu sehen. Amen.

3. Aug. —

Meinen letzten Brief habe ich in der Hof-Gerichts-Session geschrieben; diesen schreibe ich auf meinem Sessel solo.

Ihr Gefühl bei dem Verlust und, wie Sie richtig sagen, bei dem Schmerz der Leiden Ihres Kleinen kann ich mir denken und ich theile es mit Ihnen. Ich habe noch kein Kind verloren und sollte ich ein herangewachsenes verlieren, ein Kind, mit dem ich schon leben kann, von dem ich bald diese, bald jene Erinnerung, dieses und jenes Bild von den verschiedenen Eindrücken der Freude, Betrübniß, Liebe, Eifer, Kraft und Schwäche in mir hätte, es würde mich empfindlich schmerzen, obgleich jetzt nicht mehr so, wie in den Zeiten meiner ersten Mannheit. Denn damals hatte ich noch rosenfarbige Aussichten in die Zukunft diesseits des Grabes. Ich weiß nicht, was ich jetzt so Trübes in der Zukunft des menschlichen Erdenlebens sehe; aber mir ist nicht wohl um der Lage unserer Kinder willen. Das progeniem vitiosiorem fürchte ich nicht. Es konnte so etwas nur von einem Römer oder einem Griechen zu einer Zeit gesagt werden, in welcher der Menschen Werth nur in einem Gesichts-Puncte oder in wenigen beurtheilt und fixirt wurde. Zu unsern Zeiten und unter uns sind die Kinder nur anders gut oder schlimm als ihre Väter

waren, genere, non gradu differunt. Also das schreckt mich so sehr nicht. Aber der gloomy prospect of Barbarism will mir nicht aus dem Auge. Ihre Druckerpresse und dergleichen trösten mich nicht. Die Barbarei des Kopfes fürchte ich nicht, aber die Barbarei des Herzens. Das Stocken des Gefühls der edleren Seelen, das Oede der Seelen, der kalte Egoism, der Vorbote und die Folge der Sclaverei, die Eingeschränktheit, Eingeschnürtheit des Herzens: Das, mein Lieber, ist mir der gefährlichste Barbarismus, in welchem weder Tugend, noch Mannheit, noch Genie, noch Religion, noch Menschen-Genuß empor streben kann. Dem arbeiten die Wissenschaften und Kenntnisse, welche wir besitzen, nicht entgegen. Sie bereiten ihm vielmehr den Weg, wenn sie zu allgemein werden. Man spotte über den Baum der Erkenntniß im Eden, so viel man will: wer diese Allegorie erfand, hat einen tiefen Blick in das menschliche Herz gethan. Wie dem mikroscopischen Auge die jugendlichste Blüthe der schönsten Leda ekelhaft vorkommen wird; so kommt dem Vielwisser und Vielraisonnirer die Moral und die Religion vor und nur Der wird sie noch lieben können, der mit Leidenschaft an ihr hängt, der umgewandt sagt: video pejora proboque, sed meliora sequor. Das starke moralische Gefühl ist aber bei weitem nicht jedermann's Sache. Shaftsbury sage, was er wolle, wer anfängt, sich beweisen zu wollen, daß das Gute gut ist, wer sich angewöhnt hat, nur nach Beweisen zu handeln, der wird bald eher das Schlechte als das Gute für gut halten. Eben lese ich im Gibbon, daß die Schurken-Consuln zu Constantin's Zeiten sich bewiesen, daß ihr Consulat, welches sie aus des Kaisers Händen und nach seiner Willkühr empfingen, mehr werth sei, als das, welches Camillus, Fabricius, Scipio u. A. von Rom's Pöbel erhielten. Ich fühle an mir, daß die menschliche Tugend immer halb Instinct sein muß! —

Aber wäre auch, was wir Aufklärung nennen, dem Menschen so gut, wollen Sie hoffen, daß der große Haufen der Menschen bis zu dem Grade aufgeklärt werde, wie er's sein

müßte, um den Kreis der Wahrheit ganz zu übersehen? Stark genug, um an dem Abgrunde her zu gehen, auf welchen die Lücken des Kreises hinweisen, an dem die Straße der Wahrheit her läuft? Man sagt, die Nachtwandler könnten so lange sie schlafen auf Dächern und Dachrinnen laufen, aber sie stürzten herab, wenn man sie wecke. Wer kann dem Menschen neben der Aufklärung auch die schwindellose Stärke geben, die er haben muß, wenn er den Felsen am Abgrunde sieht, auf dem er steht? Vielleicht steht er aber an keinem Abgrunde? Mich dünkt doch! Ich rede nicht von dem, welchen die Moralisten und die Prediger uns vormahlen, ob ich gleich auch den, nach meiner Weise, vor und hinter uns sehe. Aber lassen Sie uns von dem wegsehen und nur den betrachten, den die trivalste Aussicht auf das Menschenleben uns darstellt. Ich sehe nämlich nicht, was einen Menschen, der keine große, edle Seele hat und der sich alles beweisen will, vor dem widerwärtigsten Egoismus retten kann. Nicht nur theoretisch sehe ich dies, denn das ist leicht zu sehen, weil das Ego sich so leicht zum medius terminus eines jeden Syllogismus darbietet, aber ich sehe es auch practisch. Und sehen Sie sich um, ob Sie es nicht überall auch sehen. Das aber ist eben die Barbarei, die ich fürchte. Der Egoismus wird erst den Despotismus auf den Thron setzen, dann wird er ihn da erhalten und unsere armen Kinder werden entweder auch, mit Aufopferung aller guten Gefühle, Egoisten werden oder nur sehr selten den Handdruck der Liebe fühlen, das Beispiel der edeln That sehen und vielleicht nie verstanden werden, wenn sie die Sprache ihres Herzens sprechen, die einzige, welche ich sie lehren möchte! —

Aber, dem Despotismus wird es nicht gelingen, sagen Sie, die Energie der Verzweiflung werde ihm mächtig widerstehen. Ich glaube das nicht. Ja, wenn männliche Weisheit den wahren Pariotismus ihm entgegen stellte. Aber nur zu wahr ist von den Leuten, die jetzt die Menschen-Rechte, ohne sie zu kennen, so bübisch vertheidigen, zu sagen, was Livius

den König Philipp von den Thessaloniern bei einem ähnlichen Anlasse sagen läßt: Insolenter et immodice, velut ex diuturna siti, nimis avide meram haurientes libertatem, servorum more, praeter spem manumissorum, licentiam vocis et linguae experiuntur, et jactant sese, insolentia et conviciis dominorum. Darauf concentrirt sich Alles, was unsere benachbarten Thessalier bisher gethan haben. Ich will selbst glauben, daß wenn diese Leute auch anfangs der strengen Disciplin und der Tactik weichen müssen, daß doch nach einigen blutigen Erfahrungen ihre Energie der Verzweiflung ihnen Kräfte geben würde, die selbst dieser Tactik und dieser Disciplin spotteten. Allein, zuerst wissen Sie, daß die Leute Gallier sind, die in Beidem unmäßig sind, in der Gefahr bis zur Feigheit schlecht, im Glück bis zur Grausamkeit insolent. Zum andern sehen Sie einmal an, für was die Leute streiten? für eine gedankenlose Constitution, für einen unter sich uneinigen Senat, der noch keinen einzigen weisen und edeln Schritt gethan hat. Zum dritten, wie sind die Leute verleitet? Das Geschrei eines Wort-Patriotismus blendet mich so wenig, als das Opfer von ein Paar Tausend Schuhschnallen. Der erste Schritt der Nation mußte Aufopferung ihres Vermögens zur Schuldenzahlung sein; das Mittel, sie zur Revolution zu bewegen, war gerade das, daß man sie keine Aufopferung mehr wolle machen lassen. Der zweite Schritt sollte sein: Festhaltung am Gesetze; und er war gerade Anarchie. Der Geist des Ganzen sollte sein: männliche Weisheit, Gerechtigkeit, Billigkeit, Ehrfurcht vor Eigenthum, dessen Besitz nicht innigst mit der Staats-Verwaltung verknüpft war; und er war Trotz, Prahlerei, Grausamkeit, Räuberei. Sagen Sie nicht, große Revolutionen müssen mit manchen solchen Ausschweifungen verbunden sein. Frankreich braucht keine große Revolution, kann keine ertragen. Als die Etats zusammen kamen, wäre der Haupt-Schaden leicht zu heben gewesen. Der König war mehr populär, als bigott oder Aristocrat! Einige Schritte damals; einiges in den Finanzen, in der Bestellung der Inten-

danten, in der Reform des Militair's und der Geistlichkeit, und die retour périodique des Etats: das meine ich, wäre in den ersten Jahren genug gewesen; in den folgenden würde das Volk unmerklich das Uebergewicht erhalten haben und die neue Ordnung der Dinge würde ihm nach und nach geläufig worden sein. Nun springen die Leute auf einmal wie Milton's Teufel aus der Eisgrube in siedendes Wasser! — Nicht, sagt der Dichter, zur Erleichterung, sondern zur Vermehrung ihrer Qualen.

So sehe ich das Wesen an und so wie alle Länder und Völker nun liegen, das einzige, arme, ehrwürdige Polen ausgenommen, werden alle Revolutionen ein gleiches Schicksal haben, bis die Menschen, damit mein Lied aufhöre, wo es anfing, durch den Despotismus in eine so tiefe Seelen-Barbarei fallen, daß sie selbst sich nicht mehr ausstehen können und wenn sich einige tausend Millionen einander umgebracht haben, endlich wieder in Chaldaea oder Arabien ꝛc. sich Patriarchen-Familien sammeln; und wer wollte nicht, daß seine Seele, wenn sie ewig mit Körpern wandern muß, in einen von diesen migrirte.

Hier Träume gegen Träume! Aber in meinem ist, dünkt mich, a glimpse of reason. In Ihrem, lieber Forster, von Ihrer Wanderung in einen Prinzen-Hofmeister ist, verzeihen Sie, keiner! Alles lieber, werden Sie lieber Elephant oder Auster, als so etwas! Glauben Sie denn, Sie würden aus dem kleinen durchlauchtigen Stockfisch machen können, was Sie wollen? Glauben Sie denn, die alten durchlauchtigen Stockfische würden Sie anders ansehen, als einen Domestique sans livrée? Glauben Sie denn, man würde Ihnen Muße, Erholung, Ruhe lassen? Glauben Sie, man würde Ihr Wissen, Ihren Geist, Ihr Herz achten? O sicher nicht. Der Page hinter dem Stuhle Ihres Eleven würde Sie verachten — Bleiben Sie weg von der heutigen Fürsten-Gruppe. Genießen Sie Ihrer Ruhe und Muse. Es bleibt uns nichts anderes übrig, als alles aus unserer Seele

zu schöpfen — aus der meinigen schöpfe ich meine Liebe zu Ihnen.

2. Dec. —

Es war mir sehr angenehm, liebster Forster, wieder einmal ein Lebens-Zeichen von Ihnen zu sehen. Hr. Kröber hat mir Ihren Brief und Ihr Buch gebracht. Für Beides danke ich. Die Kupfer zu Ihrem Buche sind meist recht schön, Ihre Commentare darüber, so viel ich davon gelesen habe, — darüber wollen wir sprechen, wenn unsere Ansichten von der Welt sich mehr nähern. Sie kennen die Welt von der physischen Seite unendlich besser, als ich; von der moralischen und politischen kenne ich sie — ich bin weit entfernt zu sagen, besser, aber anders! In summa, ich bin unendlich lieber Citoyen de Frankfort, als einer von Paris oder Mainz. Ihnen wünsche ich, daß Gott Sie bald den Wissenschaften und Ihren Freunden wieder schenken und Ihrer Seele die Ruhe geben möge, nach welcher ich strebe, deren ich zum größten Theile genieße und ohne welche weder Glück, noch Weisheit, noch Tugend dem Menschen gegeben ist! Leben Sie wohl!

Schon hatte ich den Brief geschlossen, als Hr. K. mir einige Mainzer Papiere und Pamphlet's schickte. Da ich schon lange nichts mehr lese, was den Parthei-Geist athmet; so hätte ich sie ungelesen zurückgeschickt, wenn mir nicht auf einem Ihr Name in's Auge gefallen wäre. Und der mußte darauf stehen, um es mir nur als möglich darzustellen, daß Sie, Forster, qui tot mores hominum multorum vidit et urbes, so etwas schreiben konnte! Auch will man mir sagen: Sie hätten schon, ich weiß nicht was alles, gegen meine Vaterstadt von Ihrer Volks-Tribüne declamirt; aber das glaube ich nicht, wenn Sie mir's selbst sagen; denn ein so virulenter Parthei-Geist kann nicht Ihr eigener Geist sein. Wer ist mit mehr Weisheit frei, als Frankfurt? Wer ist, hinsichtlich der Politik, glücklicher und wer kennt sein politisches Glück besser, als wir? Wer ist harmloser, als unser kleiner Staat? Lassen Sie, ich beschwöre Sie bei meiner Freundschaft zu Ihnen, lassen Sie Andern das niedrige, teuf-

lische Geschäft, schön geflochtene bürgerliche Bande zu zerreißen und sind sie auch nicht schön geflochten, so lassen Sie sie auch da, bis sie von selbst brechen. Die erste Kette, welche Griechenland trug, warf nicht Philipp, nicht Alexander, nicht Demetrius und seine Gesellen und Mit-Aristocraten um den Nacken dieses trefflichen Volkes, welches sie durch alles, was sie thaten, zu ihrem Sclaven machen wollten: Flaminius warf sie ihm um den Hals, als das räuberische Rom es frei machen wollte; und Rom selbst stürzte jähen Falls, als Marius die Rechte der Menschheit predigte. — Sie glauben eine Vorsehung, sagen Sie? Ich auch! Und darum laß ich sie gewähren! — Nochmal leben Sie wohl.

Hiermit endigten Schlosser's, aus den Tiefen der Persönlichkeit seines reichen Geistes genommene, Mittheilungen an Forster. Der reine Mensch steht da, verklärt allein durch die innere Wahrheit seines Wesens, mit seinem kräftigen, glühenden Herzen und durchdringenden Verstande überall im gleichen Maße ehrenwerth. Wurde Forster, bei der damaligen Erschütterung seiner Seele, gleich unwillig, daß sein treuer Freund ihn zu solchem Rückblicke auf die Geschichte aufforderte; so stimmte er diesem dennoch bald darauf hierin bei, obwohl er in andern Puncten sich immer weiter von ihm trennte, bis zu Paris am 12. Januar 1794 sein Tod erfolgte.

VII.

Aeußerungen nach der Hinrichtung Ludwig XVI. — Flucht nach Pforzheim. — Reise nach der Schweiz. — Entschluß nach Holstein auszuwandern. — Entlassung aus dem Markgräflich Baden'schen Dienste; von 1793 bis zum Sommer 1794.

„Seit dem Jahr 1793 — sagt Itner in seiner Beschreibung von J. G. Jacobi's Leben — war in des feurigen Schlosser's Gemüthsstimmung eine mächtige Veränderung ausgebrochen. Denn in diesem verhängnißvollen Jahre ward der gerechte König von Frankreich Ludwig XVI. öffentlich vor den Augen eines empörten Volkes enthauptet, und büßte unschuldig mit seinem Blute aufgebürdete Verbrechen, die er nie gegen Staat und Volk begangen hatte. Schlosser ward von dieser Nachricht innigst erschüttert. Die Unfälle, die darauf auch in Deutschland erfolgten, neben den mißlungenen Hoffnungen, welche dieser für das Beste der Welt glühende Philosoph, getäuscht durch die ersten Elemente der französischen Revolution, vielleicht geträumt hatte, dann jener unheilbare Riß in das Band der Menschheit, der sich bald darauf zeigte, drückten seinen Geist zur tiefen Schwermuth darnieder *)." Bei dieser Stimmung ergoß er sein Herz in den Busen Jacobi's durch folgendes Schreiben:

„Es ist niederschlagend, wenn man in ein Zeitalter, wie das unsrige, gefallen ist! Es weht, dünkt mich, eine pestartige

---

*) Leben Joh. Georg Jacobi's. Zürich, 1822. S. 118. f.

Luft um uns, die jede aufkeimende Blume der bessern Gefühle, jede Anstrengung für etwas, das zum Menschenleben gehört, welken und erschlaffen macht. Auch verfolgen mich überall die Höllen-Gestalten, die nun so ungebändigt zu wüthen Erlaubniß haben. Wenn ich Geschichte lese, so wird mir das alte Laster noch abscheulicher, weil ich die Umrisse, die uns die Geschichte davon geben kann, immer mit den Zügen der neuen Laster ausfülle, die ich jetzt vor mir sehe. Lese ich Gedichte, in welchen edlere, reinere Gefühle leben, so setzt immer mein Geist die Scene in eine andere Welt und er läßt sich nicht überzeugen, daß so etwas auf dieser empfunden worden wäre. Am ekelhaftesten wird mir das Studium des Menschen selbst und der Sittenlehre, in welchem ich sonst so gern lebte; denn ich erschrecke überall vor dem fürchterlichen Contrast zwischen dem, was der Mensch werden kann, und was er ist. Und greif' ich endlich selbst in mein Herz und denk ich an den Werth meiner Freunde, meiner Lieben, so ist mir's, als ob wir alle in einen Sumpf gestürzt worden wären, in welchem alle ersticken müssen und keiner dem andern helfen kann! Ich begreif's, wie die Stoiker sagen konnten, daß ihren Weisen die Ruinen der Welt treffen, aber nicht schrecken könnten; aber so weit hat, dünkt mich, selbst diese Schule die Ansprüche an Standhaftigkeit nicht getrieben, daß ihre Schüler auch, umringt von lauter Scheusalen des Lasters, noch heiter und zufrieden sein sollten. In der Lage, worin wir jetzt sind, ist es die Zuversicht auf die Vorsehung allein, wahrlich keine Philosophie ist's, die uns noch etwas freien Athem erhalten kann. Von ihr verspreche ich mir, daß sie uns wegnehmen wird, wenn sie beschlossen hat, daß das noch lange dauern soll, wie es jetzt ist. Und wenn wir alle, die wir uns mit Ernst bestreben, reines Herzens zu sein, so nach und nach abtreten und hinsterben, so laßt uns das für ein Zeichen annehmen, daß dem Laster noch keine Gränzen gesetzt sind; und weint dann einer von uns über den andern, so laßt uns nur einander nicht wieder zurück wünschen!"

Jacobi sprach darauf in einem salbungsvollen Gedichte die Gewißheit aus, daß, wenn auch des Tages Licht sich trübte, der Unschuld Hütten sänken, Altar und Tempel wankten, dennoch das Laster nicht siegen werde*).

Schlosser erwiederte: „Ich danke Dir herzlich, lieber Bruder, für Dein Lied, womit Du meine Prosa beantwortet hast. Es hat mir viele Freude gemacht und ich habe es in Einem Athem zwei Mal gelesen und ganz gefühlt. So schön Deine Poesie indessen ist, so ist sie doch nicht wahrer als meine Prosa. Gottlob, daß die Welt so viele Seiten hat! Wenn einem eine nicht gefällt, so kann man sie wie eine magische Laterne herumdrehen und sich eine andere suchen. O gewiß, wenn nicht die eine Seite da wäre, wo Deine Verse hindeuten: wer würde nicht dem unterliegen, was meine Prosa sagte? Da ich Dir das gestehe, so wirst Du auch mir nicht leugnen, daß der große Riß in das Band der Menschheit, den wir erlebt haben, ein großer Riß in unsere Herzen ist. Für mich hatte der Zusammenhang mit der Menschheit immer etwas vorzüglich segnendes. Das Zutrauen, das ich noch immer zu dem Gros der Menschen hatte, daß unter den tausend und tausend Schiefheiten und Schlechtheiten, die ich täglich in den Individuen sah, noch etwas vom Ebenbild der Gottheit läge, das nur hier und da Einzelne, nie aber ganze Städte, Dörfer, nicht einmal ganze Häuser verleugnen könnten — das Zutrauen habe ich nun verloren. Noch mehr aber kränkt mich das, zu sehen, daß, wenn das Volk einmal seine angeborenen Rechte wieder gelten macht, daß auch das Volk nicht im Stande ist, sie mit einiger Weisheit und Mäßigkeit zu gebrauchen. Was kündigt das alles uns und unsern Kindern an, als ewige Sclaverei oder noch drückendere Anarchie? Vielleicht, wenn ich von Jugend auf blos mit den Werken der Natur, die bleibend sind, oder, wie Du, mit den goldnen Bildern der Phantasie gelebt hätte: vielleicht würde ich das anders,

*) J. G. Jacobi's sämmtliche Werke. Zürich, 1810. B. IV. S. 231 f.

wenigstens minder fühlen. Aber ich, der ich verdammt war, blos mit den Menschenwerken zu leben und der ich auch da, unter dem papiernen Gebäude der Rechte, der Regierungen, der Staatskunst noch etwas zu sehen ahnete, das aus lebendigem Felsen gehauen war; der ich die tausend Ungerechtigkeiten, die ich täglich sah, nur für Verkleidungen hielt und unter ihnen noch einmal das Silber-Gewand der Gerechtigkeit zu entdecken hoffte; der ich die Thorheiten, Schiefheiten und Schwachheiten nur für Träume eines langen Schlafes hielt, und der ich nun so sehr überzeugt werde, daß alles, bis auf das Fundament, papiern, und, was mir Traum schien, wirkliches Menschenleben ist! — Alle meine Aussicht muß mir dunkel und ekelhaft scheinen und ich glaube nie, daß mein Geist seinen Genuß wieder findet, bis ich alle das Menschenwerk von mir stoßen und allein mit der Natur und den Menschen leben kann, die sich eben so losgemacht und eben da ihren Hafen gefunden haben. Bis dahin lebe ich in einer Art von Kerker, zugemauert, bis auf einige Fenster, in die mir denn noch leuchtet, was Dein Lied mir vorzaubert und die noch die Stimme der Freundschaft und der Liebe bis zu mir gelangen lassen. Auch strahlt mir bis dahinein noch die Hoffnung, daß ich noch hier einmal frei sein werde, wo nicht, die Gewißheit, daß dort eine Stelle auf uns wartet, wo das Menschenwerk uns nicht mehr einflechteu kann. Und diese Hoffnung und diese Gewißheit erhält noch die Energie meines Herzens — die Energie meines Geistes wird dann auch wieder aufwachen, wenn die Hoffnung erfüllt wird."

Nach der Belagerung von Mainz, dem siegreichen Heere weiter folgend, begegnete Goethe in Heidelberg seinem Schwager und Jugendfreunde Schlosser, der sich mit seiner Familie auf der Heimkehr von einer Rheinreise befand, welche ihm das Wiedersehen mit den Gebrüdern Jacobi, Dohm, Frau Aja und andern Freunden gewährt hatte. „Er hatte, — sagt Goethe, — als Mensch, Geschäftsmann, Schriftsteller gar vieles erlebt und gelitten, daher denn sein ernster Character

sich in sich selbst verschloß und jeder heitern, glücklichen, oft hülfreichen Täuschung mißmuthig entsagte." Goethe legte Schlosser'n damals einen auf die Farbenlehre bezüglichen Aufsatz vor. „Ich ward aber, — äußert er, — gar unangenehm überrascht, als dieser alte Practicus mich herzlich auslachte, und versicherte: In der Welt überhaupt, besonders aber in dem lieben deutschen Vaterlande, sei an eine reine, gemeinsame Behandlung irgend einer wissenschaftlichen Aufgabe nicht zu denken. Ich dagegen, obgleich auch nicht mehr jung, widersprach als ein Gläubiger, wogegen er mir manches umständlich voraussagte, welches ich damals verwarf, in der Folge aber, mehr als billig, probat gefunden."

In jener Zeit vertraute Schlosser die Erziehung seines Sohnes dem kurz vorher von der Universität zu Göttingen zum Doctor der Philosophie promovirten Carl Philipp Kayser aus Franken an. Der Doctorschrift Desselben, welche eine Sammlung und Beurtheilung der Fragmente des Philetas von Koos *) enthält, schickte Heyne ein lateinisches Sendschreiben an Schlosser voran, aus dem der Freund Schlosser's mit Vergnügen die hohe Meinung erkennt, welche der berühmte Göttinger Philologe von dem Wissen und dem Character Schlosser's hegte und öffentlich aussprach. Heyne zählt Schlosser'n darin unter die summos viros seines Zeitalters und bezeichnet ihn als einen Mann, der das classische Alterthum nicht nur genau kenne, sondern auch als einen solchen, in dem die Weisheit und die Humanität der Alten wohne.

Als im Januar 1794 die österreichische Armee, sehr unerwartet, die mit so vielem Muthe eroberten Linien wieder den Franzosen überlassen hatte und diese abermals bis Speier und Worms vorrückten, war zwar das rechte Rheinufer noch mit einiger Mannschaft gedeckt und der Rhein gewährte auch zum

---

*) Philetae Coi fragmenta quae reperiuntur. Collegit et notis illustravit Car. Phil. Kayser, Enzhemio Palatinus. Praefixa est Epistola Chr. G. Heynii ad Jo. Geo. Schlosserum. 1793.

Theil Schutz; indessen waren die Anstalten im Baden'schen keineswegs von der Art, daß die Einwohner volles Vertrauen auf dieselben hätten setzen können. Unter diesen Umständen hielt Schlosser es für räthlich, sich so weit in Sicherheit zu bringen, daß er, sobald die Franzosen den Rhein überschreiten würden, gleich tiefer in Schwaben seine Zuflucht suchen könne.

Demnach begab er sich nach (dem zehn Stunden von Stuttgart gelegenen) Pforzheim, wo er zu bleiben gedachte, bis entweder ein glücklicher Fall ihn außer Sorgen setzen oder das neue General-Commando bessere Anstalten zur Sicherheit treffen, oder endlich, bis ein Unglück ihn weiter treiben würde. Ihm war diese Erfahrung in seinem Alter, wie er selbst betheuerte, sehr nützlich. Auch außer dem Vortheile, den jede Erfahrung des Ungemachs mit sich bringt, welches, wie Shakespear sagt, bears like the Toad a precious jewel on its head, war ihm, wie er äußerte, jene übele Zeit besonders deshalb nützlich, weil sie ihm die Rheinufer verekelte und ihn bestimmte, so bald wieder einige Windstille eintreten würde, nach dem Norden zu ziehen, um dort in irgend einem stillen Winkel sein Leben hinzulegen. Es war weder Geldgewinn, noch äußere Ehre im Stande, diesen seinen Entschluß zu ändern, sondern nur ein Fall möglich, wiewohl höchst unwahrscheinlich, ihn im Süden zu fesseln: nämlich der, wenn er dem Lande, dem er während zwei Decennien diente, auf eine wesentliche Art hätte nützlich sein können. Wäre Schlosser damals im Stande gewesen, sogleich seinen Entschluß auszuführen; so würde er zweifelsohne seinem Herzen Folge geleistet und seine letzte Freistätte in Wandsbeck bei Claudius gesucht haben, Dessen glanzloser Werth ihn auf das innigste anzog. Auch Fr. L. Stolberg, Der in dem benachbarten Eutin lebte, war ein schöner, lieber Zug in dem Ideale, welches sich Schlosser von seinem und seiner Familie künftigem Leben bildete. Ein Lieblingswunsch war es ihm imgleichen, Fr. H. Jacobi dorthin zu ziehen und er lebte gern in einer solchen Aussicht, die ihm auch viel ertragen half. Er glaubte, daß er nun das Recht

erworben habe, zu ruhen oder vielmehr, daß die Vorsicht Gottes, die ihn bis heran beständig, wie an der Hand, geleitet hatte, dadurch, daß sie ihn unthätig machte, ihn zwang, wenigstens ihm dahin zu gehen deutete, wohin sie wollte, daß er gehen sollte.

Auf seiner, in jenem Frühjahre unternommenen, Reise nach der Schweiz, berührte Schlosser auch sein liebes Emmendingen, dessen Einwohner über das Wiedersehen die herzlichste Freude an den Tag legten. Als er mit den Seinigen durch die Straßen ging, gerieth er unter die eben aus der Kirche kommenden Bauern, welche mit freudestrahlenden Gesichtern truppweise auf ihn zu kamen und ihm die Hände darreichten. Alle Fenster waren voll Bürger und Bürgerinnen und vor den Hausthüren hatten sich viele versammelt, um mit ihm zu reden, sobald er vorbei kommen werde. Vielen entrollten Freudenthränen, als Schlosser mit ihnen sprach und er selbst fühlte sich über diese Begegnungen so bewegt, daß er Tages darauf mit der innigsten Wehmuth den geliebten Ort verließ.

Wie in Freiburg an Jacobi's Seite, so erfreute sich Schlosser in Schaffhausen an dem Umgange mit Johannes Müller's würdigem Bruder und zu Zürich, in Lavater's Nähe, an dem Reichthume des bessern Lebens.

Sein Entschluß, nach dem Holstein'schen auszuwandern, war nicht ein nur von den Besorgnissen, welche die derzeitigen Umstände einflößten, veranlaßter Einfall, sondern im Stillen schon lange fest in seiner Seele gelegen. Jene Besorgnisse hatten demselben nunmehr aber sowohl einen Stoß gegeben, als auch die Richtung nach Norden. Denn auf den drei Seiten des deutschen Reiches, im Westen, Süden und Osten, so wie in dessen Mitte, konnte ein Mann, welcher den Frieden liebte und in Frieden dahin fahren wollte, nicht wohl bleiben. Es war also der Norden allein übrig.

Goethe's Mutter, welche die Aeußerung that, daß wenn es bei ihr in Frankfurt unruhig würde, sie auch nach Holstein zu Schlosser ziehen wolle, schrieb Diesem: „Lieber Sohn!

alle Eure Pläne und Vorhaben kann ich mit vollem Zutrauen unterschreiben und eben so, was Ihr für Eure Kinder beschließet: denn wo hatten je Kinder einen bessern Vater, als die Euren?"

Im März d. J. vollendete Schlosser ein Werk, welches er unter dem Titel: „Das Gastmahl" bekannt machte und seinem künftigen Schwiegersohne, G. H. Ludwig Nicolovius *), widmete, „weil er hoffte, daß Dieser einer mit von denen sein werde, welche die nächste Generation würden besser machen helfen, als die damalige war." Nicolovius hatte sich Schlosser'n mit reiner, edler, unschuldiger Liebe hingegeben; mit der nämlichen Liebe ward er von Diesem aufgenommen. Eine Verbindung, die ihren Anfang in einer solchen Weise nimmt, kann nicht anders als gesegnet sein. In der That

*) Ueber sein Leben, Wirken und Wollen giebt die von mir verfaßte: „Denkschrift auf Georg Heinrich Ludwig Nicolovius. Bonn, 1841." nähere Kunde. Die Aufgabe war nicht leicht für einen Sohn und es gehörte das ganze, tadellose Leben eines so ausgezeichneten Mannes dazu, um mir das volle Recht, seine Geschichte zu schreiben, zuzugestehen. Ich habe ihn und seine Freunde so oft als möglich selbst sprechen lassen, und, indem ich damit den Schein der, hier so natürlichen, Befangenheit vermied, meinen Lesern zugleich das treueste Bild der Personen gegeben. Auch hoffte ich meist ohne Gefahr an den Klippen vorbei gesegelt zu sein, die in einer Arbeit nicht fehlen können, welche die großen Leistungen eines Ministeriums, das von dem Partheigeiste so oft angefochten worden ist, im Angesichte der Zeitgenossen wesentlich zu berühren hatte.

Schlosser's geschieht in derselben vorzüglich Erwähnung: S. 26. 58. 67. 80. 85. 87. 110. 118.

Sowohl in der ersten, wie in der folgenden Ehe wurden Schlosser'n zwei Kinder geboren. In der ersten Ehe: Luise Schlosser *), verehelichte Nicolovius, (gest. am 28. Sept. 1811) und Julia Schlosser, (gest. am 5. Juli 1793). In der zweiten Ehe: Henriette Schlosser, verehelichte Hasenclever, Die zu Ehringhausen, unweit Remscheid, den Mittelpunct eines glücklichen Familienlebens bildet, und Eduard Schlosser **), (gest. am 26. März 1807).

*) S. die bezeichnete Denkschrift S. 58 f. 198 ff. 222 f.

**) Ebend. S. 159 f.

leitete auch die Vorsehung, welche Beide bisher mit allen ihren Führungen so oft hatten für sich wirken sehen und deren Hand sie Beide stets da gefunden, wo sich ihre Wege von selbst geebnet oder wo sie mit Gewalt auf dieselben getrieben worden, in jenem Zeitpuncte Alles darauf, daß die Verbindung Schlosser's mit Nicolovius immer enger, fester, glücklicher für sie werden mußte.

Schlosser erzählt in der bezeichneten Schrift die Geschichte eines Gastmahls weiser Männer. Das Geburtsfest eines siebenzigjährigen Greises, Eugenius, eines Freundes und Rathes des vorigen Königs, der unter der neuen Regierung in Ruhe gesetzt worden und sich in seinem Garten aufhält, den er selbst baut, ist die Veranlassung der Handlung. Eugenius' Kinder, seine Frau und eine erlesene Anzahl von Freunden aus verschiedenen Ständen, aber durch das gemeinschaftliche Band der Liebe zur Tugend und Natur vereinigt, versammeln sich bei ihm und feiern sein Fest. Die schöne Harmonie dieser Gesellschaft wird aber durch die Gegenwart eines jungen Hofmannes gestört, welcher zufälliger Weise hier eingeführt wird und auf die schlichten Sitten seines edeln Wirthes mit Verachtung herabsieht. Eine Bemerkung, die ihm entfällt, veranlaßt das Gespräch, welches den größten Theil dieses Buches füllt und einen Gegenstand betrifft, welcher den Menschen zu allen Zeiten wichtig gewesen ist. Die Beschaffenheit des bürgerlichen Lebens in jenen Zeiten, wo sich Alles immer mehr von der öffentlichen Thätigkeit in das Innerste des Studirzimmers zurück zog, hatte es bald dahin gebracht, daß die daraus entspringende Trägheit des Körpers, unter dem Namen der Verfeinerung, gleichsam zum Grundsatze der Erziehung erhoben und auf alle Weise begünstigt wurde. Man schmeichelte sich, zwischen einem reizbaren und schwächlichen Körper und einem verfeinerten ausgebildetem Geiste irgend eine Harmonie wahrzunehmen. Welcher Sorge nun, bei einer vernünftigen Lebensart, der Körper und welcher der Geist bedürfe, ist der hauptsächlichste Gegenstand dieses Gespräches. Jedermann sagt seine

Meinung und da hier Menschen aus verschiedenen Ständen sprechen und auch die Frauen veranlaßt werden, ihre Gedanken vorzutragen, so wird die Materie von allen Seiten beleuchtet.

„Mir scheint, — sagt Schlosser, — nur jene Seele meiner Sorgfalt werth, die, immer das Gute im Auge, nur gerade auf dieses geht. Diesen kühnen Gang wird aber die Seele selten haben können, wenn sie einen kraftlosen, schwächlichen Körper bewohnt, der, immer abhängig von anderer Hülfe, sie so leicht überreden kann, diese Hülfe um jeden Preis zu kaufen. Und giebt es dergleichen Körper viele in einem Volke, so ist sein Sturz vor der Thüre. Deswegen fielen auch Athen und Rom, sobald die Weisesten und Gelehrtesten unter dem Volke nur in ihren Schulen saßen und lehrten oder auf ihren Landgütern Bücher schrieben; und so wird jede Nation immer tiefer und tiefer sinken bis zum letzten Sturz, wenn ihre Gelehrten von Kindheit auf nur in den Schulen und in den Studirstuben sitzen und ihre Vornehmen und Gewaltigen sich so entmannen, daß sie weder Wahrheit noch Mannheit um sich leiden mögen."

Ueber das Maß aber, welches bei der Sorge für den Geist und für den Körper zu beobachten ist, äußert Schlosser: „Habe ich recht geurtheilt, so ist, dünkt mich, die vorgelegte Frage nicht allgemein zu beantworten, sondern jeder muß sie, nach seiner Lage und Bestimmung in der Welt, nach der Organisation seines Geistes, nach der Beschaffenheit seines Körpers, nach einer Menge anderer Bestimmungen entscheiden, die eben deswegen, weil sie so selten von uns abhängen, alle von Gottes Vorsehung nach den Zwecken, die ein jeder in diesem Leben ausführen soll, veranstaltet worden sind. Welche Bestimmung aber immer einem Menschen gegeben worden ist, so wird sie ihm zwar immer seine Seele rein zu bewahren und sie zur höchsten Vollkommenheit, die ihr möglich ist, zu erheben erlauben; aber sie wird dennoch nie einen Theil seines Wesens, weder den Körper allein noch allein die Seele, fordern,

sondern sie wird nur das Mehr oder Weniger der Sorgfalt angeben, die wir auf das eine oder auf das andere zu verwenden haben."

Nachdem dieser Gegenstand durchgesprochen ist, kommt das Gespräch auf die Grundsätze der Regierungskunst. Das Bild einer stillen, friedlichen und gerechten Regierung ohne Glanz wird mit dem Bilde einer geräuschvollen, kriegerischen, despotischen und eben darum glänzenden Regierung zusammen gehalten. Gelegentlich werden die Anmaßungen der verschiedenen Stände, des Adels, der Geistlichkeit, der Reichen, des Soldatenstandes und des unbemittelten Volkes unter einander verglichen und mehrere Maximen der neuern Staatskunst, welche mehr Hang zum Despotismus als zur Aufklärung zeigen, nach ihren Folgen kürzlich geprüft.

Das Interesse des Inhalts dieser Schrift wird durch die schöne und edle Form noch bedeutend erhöht. Denn außer dem Leben, welches der Dialog schon an sich dem Vortrage giebt, erfüllen die aufgestellten Charactere, die kleinen häuslichen Scenen, welche episodisch eingewebt sind und der Geist hoher Einfalt und Weisheit, welcher durch das Ganze strömt, das Gemüth mit einem Gefühle von Erhabenheit, das oft, und vorzüglich am Schlusse, bis zu einer innigen Rührung steigt. Schlosser hat sich, wie in seinen übrigen Schriften, so auch hier, dem Geiste des Alterthums so weit als möglich zu nähern gesucht, nicht nur in den Wendungen der Sprache, sondern noch mehr in der stillen Ruhe seines Gemäldes, der Mäßigung seiner Farben und der sanften, harmonischen Haltung des Colorit's. Dieses hat aber, wie mancher Leser eingestanden, einen solchen Zauber, daß man den Widerspruch, in welchem die Zeit der Begebenheit mit den alten Namen der Personen und ihrer einfachen Ausdrucksweise steht, kaum bemerkt. „Man hat, — äußerte ein Verehrer Schlosser's, — von Epiktet's Handbuche gesagt, daß man es nicht lesen könne, ohne sich besser zu fühlen; ich glaube, daß dieses von jeder Schrift gilt, in welcher sich ein so lebendiger Sinn für das

Güte, mit so vieler Mäßigung und Weisheit gepaart zeigt, als in Schlosser's Gastmahle."

Lange Zeit schwankte Schlosser in der Wahl des Ortes, den er im Holstein'schen Lande zum Wohnsitze erwählen wollte. Eutin war ihm in vielem Betrachte sehr lieb, nur fürchtete er die kleinen Residenzen und sollte er dort in Ansehung der Nebenumstände Alles gut finden, so mußten ihm wenigstens seine Freunde bürgen, daß er von keiner, wie sie in Italien richtig sagen, „soggezione" etwas zu befürchten habe; denn wenn er sich zurück zog, so sollte dies auch aus dem Grunde geschehen und sein Haus, so viel es ohne Sonderbarkeiten zu affectiren möglich war, das Ideal du bon vieux tems darstellen, welches er und die Seinigen so sehr liebten, dessen Bilder ihn so herzlich rührten und dem in der Wirklichkeit nach zu leben immer Wenigere den Muth haben. Sollte nun so etwas nicht in Eutin möglich sein und er, wie ihm berichtet worden, in Wandsbeck weder zur Erziehung seiner Kinder, noch zu den täglichen Bedürfnissen des Lebens Gelegenheit finden, so sah er nur Altona vor sich. Schlosser bat demnach seine Freunde, einen festen Punct für ihn auszufinden. Nicht allein die Aussicht in diese Zukunft, sondern auch die Zuversicht, daß er Jenen dadurch bleibend näher kommen werde, setzte ihn über die vielen Unannehmlichkeiten hinaus, welche mit einer derartigen Versetzung unzertrennlich verbunden sind. Ist es je erlaubt, mehr in der Zukunft, als in der Gegenwart zu leben, so ist es wohl bei einer solchen Gelegenheit.

Schlosser hatte sich die größte Zeit seines Lebens unter gleichgültigen Menschen befunden und war deswegen des menschlichen Wesens, so weit es nicht in seine Familie gehörte, nicht selten herzlich überdrüssig gewesen. Desto mehr war er nun offen für Alles, was gute Menschen ihm darboten und er wünschte, daß ihm von Gott beschieden sei, in seinem Alter, im Gegensatze zu früheren Erlebnissen, recht viele Erfahrungen von der Vortrefflichkeit der Menschen zu gewinnen, indem er zugleich hoffte, daß diese die Art von Kruste

zerbrechen helfen würden, welche sich nach und nach um sein Herz geschlungen und seine besten Gefühle auf einen sehr kleinen Kreis zusammen gezogen hatte.

Sobald er sich, auf den Rath seiner Freunde, für Eutin bestimmt hatte, wozu die dortige Schule, welche damals unter der Leitung von Voß stand, Dessen Talente Schlosser sehr schätzte und dem er seinen Sohn anzuvertrauen gedachte, nicht wenig beitrug, bat Schlosser, „weil verschiedene Verhältnisse ihm riethen, sich den öffentlichen Geschäften gänzlich zu entziehen," um seine Entlassung aus den Markgräflich Baden'schen Diensten, welche er zwanzig Jahre hindurch getragen hatte. Diese Jahre wurden ihm, da seine Männerkraft ihn unterstützte, nicht schwer. Er hatte in ihnen einen Schatz von Erfahrungen gesammelt, den er aber, wie Alles, was er je las und lernte, sogleich zu seinem eigenen Gebrauche in sich aufnahm. Nun war er dem Alter näher; nun bedurfte er Freunde, in deren Kreise er das zurecht legen konnte, was er bisher in sich aufgenommen. Und weshalb zurecht legen? O wahrlich nicht für diese Welt! Das Resultat seines Weltstudiums war — der Blick nach dem Jenseits. Seinem Dafürhalten nach können zwei Menschen hienieden, auch der Besten zwei, ihres Lebens und ihrer Liebe nicht genießen, wenn sie glauben oder fürchten, daß dieselbe mit dem letzten Pulsschlage aufhöre. Alles Gefühl, das hier den ganzen Menschen füllen kann, auf das alle Wünsche seiner Seele, alle Triebe seines Herzens sich beziehen: alles Das ist ewig. Solcher Weise ist es reine Liebe und reiner Genuß der Wahrheit. Und so dachte der ganze Kreis, in den er sich künftig einschließen, dem er das Depot seiner Seele anvertrauen wollte. Ein untergeordnetes Resultat seines Studium's und seiner Thätigkeit in Menschenwerken war, daß er dem Gros der Menschen nichts nützen könne; deshalb sollte auch fortan seine beste Thätigkeit sich nur auf das Detail einlassen. Er beabsichtigte, sich fernerhin nur auf die classische Literatur des Alterthums, alte Geschichte, Physik und Botanik zu beschränken und von der

Philosophie nicht mehr mit zu nehmen, als was nöthig ist, daß ὁ νοῦς τε ὑγιαίνει καὶ ἐῤῥῶται ἡ φρήν. Wie früher, so wollte er auch dann hauptsächlich für den Hausgebrauch schreiben und es seinen Freunden Stolberg und Jacobi überlassen, für die Tempel und Paläste zu arbeiten. Fern von irgend einem Hange zu leerem Glanze und eitlen Ansprüchen auf Das, was man Ehre, Rang und dergleichen mehr zu nennen pflegt, suchte Schlosser den schönsten Wunsch seines Lebens zu erfüllen, indem er sich täglich mehr jener patriarchalischen Einfalt zuwendete, welche jederzeit sein Ideal gewesen war, an deren Gränzen er bisher zu leben getrachtet hatte.

Zur Characterisirung der lautern Einfalt und des Wehens der Liebe, welches in Schlosser's Familienkreise herrschte, in dem die sanften Freuden den rauschenden vorgezogen wurden, die Musik aber, deren göttlicher Einfluß uns in der Heilung Saul's durch David versinnlicht wird, nicht ausgeschlossen war, mögen hier einige von Schlosser's Liedern folgen, welche bei häuslichen Festen, während der bekränzte Pokal aus einer Hand in die andere überging, von sämmtlichen Anwesenden angestimmt zu werden pflegten.

Geburtstagslied.

Reicht mir frische Myrthenkränze,
Denn die Jugend währt nicht lang;
Bald verfließt die Zeit der Tänze
Und verstummet der Gesang.
Ach zum Grab ists nicht so weit,
Eh' sie flieht genießt der Zeit.

Freunde, wenn auf eurem Scheitel
Einst der Tage Winter liegt,
O so nennt nicht alles eitel,
Unsre Jugend war es nicht;
Jeder frohe Jugendtag
Mindert uns des Alters Plag'.

Nur die reine Seel' ist heiter,
Nur die offne Stirne lacht;
Güt' ists, die die Herzen weiter
Und der Freude fähig macht.
Thoren nennen Freude Sünd',
Freude ist der Tugend Kind.

Freud' ist auch der Lohn der Tugend,
Ihren Freunden nur gewährt.
Jüngling, nur Alcidens Tugend
War Alcidens Freuden werth.
Noch von edeln Thaten warm
Fand er sie in Hebens Arm.

Reicht mir jetzt die Myrthenkränze,
Jetzt und an dem letzten Schritt:
Bis an meines Lebens Gränze
Geh' die reine Freude mit.
Dort versammeln wir uns froh
All und All einst wieder so.

Neujahrslied.

Schnelle fliehen Jahr' um Jahre
Bei des Jünglings Tanz und Kuß,
Schnelle führen sie zur Bahre
Des gebückten Alters Fuß;
Schnelle rauschen sie dahin
Und kein Auge sieht sie fliehn.

Alle, wie sie fliehen, gießen
Freud' und Leid aus einer Schal',
Wenig geben sie von diesen,
Aber Freuden ohne Zahl.
Denn Gott selber mischte sie,
Gott der Gute mischte sie.

Bruder, Freundin, selbst vom Hügel
Ueber eurem stillen Grab,
Wehen seiner Engel Flügel
Himmelstrost auf uns herab.
Gottes Hand zog euer Loos;
Ruhet sanft in Gottes Schoos.

Lieblich ist der Thau der Thränen,
Der vom Aug' des Guten fällt,
Schön und lieblich ist das Sehnen
Nach dem Tag der bessern Welt.
Ach bei unsrer Freunde Grab
Dankt, daß Gott uns Thränen gab.

Durch die Thränen strahlt hernieder
Gottes Sonn' vom bessern Land
Und die Sehnsucht bindet wieder
Das vom Tod zerrißne Band;
Treue, fromme Sehnsucht macht
Schön und hell des Todes Nacht.

Kindersinn und Vaterliebe
Knüpft den Himmel an die Welt,
Gottes Aug' macht hell das Trübe,
Und das Wort, das schuf, erhält.
Und das Wort schallt hell und laut
Dem, der Gott, dem Guten, traut.

Darum gehn wir mit Vertrauen
In das neue Jahr hinein,
Das Zerstören, das Erbauen
Steht bei Gott, bei Gott allein.
Ueber uns hält unverwandt
Unser Vater Aug' und Hand.

Jahre flieht dann, hell und trübe,
Wie's der Vater euch gebot.
Kindertreu' und Vaterliebe
Hält uns immer fest an Gott.
Gottes ist das neue Jahr,
Wie das alte Gottes war

Ruhe, Verborgenheit, Genuß seiner Freunde, Umgang mit den schöneren Musen, Erziehung seines Sohnes und Thätigkeit für das Wohl einzelner Menschen, einzelner Familien: das war es, was Schlosser's künftiges Leben, was sein Greisen-Alter, wenn sein Leben so lange reichen würde, ausfüllen und ihm den Weg zum Grabe ebnen sollte. Nicht seinen Leib,

seine Habseligkeiten, seine Familie allein, selbst seinen Geist wollte er verpflanzen. Die beste Diät, sagen die Aerzte, hat keinen Nutzen, wenn nicht der Körper vorher dazu bereitet worden ist. Schlosser's geschäftsvolles Leben war diese Vorbereitung. Das erkannte er aber nicht, wie durch eigene Weisheit; sondern Gottes Vorsehung, welcher er jederzeit blind vertraute, mußte, vermittelst der innern und äußern Unruhe, in welche er ihn gerathen ließ, jene Erkenntniß in ihm erwecken.

Noch im Sommer hoffte er abgehen zu können und so stand ihm ein herrliches Spätjahr bevor, es mochte dann die französische Raserei und die deutsche Trägheit anfangen, was sie wollte. So lebte er bereits dem Geiste nach in Stolberg's Kreise und der Blick auf denselben erleichterte ihm die Mühe, sich in Carlsruhe loszureißen. Zu seinem Glücke hatte er dort nicht viele Bande an Menschen zu durchschneiden, so daß er von dieser Seite wenig verlor. Aber es ahnete ihn, daß die letzten Scenen seines Lebens Manches der ersteren verherrlichen würden.

Obwohl der Markgraf wiederholt den persönlichen Wunsch aussprach, Schlosser's, des talent- und geistvollen Geschäftsmannes, Dienste und Rathschläge sich auch fernerhin bedienen zu können; so glaubte er dennoch, Demselben die im März j. J. erbetene Dienstentlassung nicht vorenthalten zu können. Demnach wurde Schlosser, unter Bezeugung der vollkommensten Zufriedenheit mit seinen geleisteten Diensten und der Versicherung des fernern Wohlwollens seines Fürsten, der ihm von demselben übertragenen Aemter, vom 23. Juli (1794) an, in Gnaden entlassen.

Die mannichfaltige Huld, welche der Markgraf Schlosser'n während Dessen vieljähriger Dienstzeit erwiesen hatte, blieb diesem immerdar ein kostbares Andenken, wie er überhaupt die innigsten Wünsche für das Wohl jenes Fürsten, so wie für dessen Familie, Lande und Unterthanen, bis zum letzten Athemzuge in seinem treuen Herzen bewahrte.

Wenn gleich die Regierung, welche Schlosser nunmehr verließ, zu einer Zeit, in der beinahe alle Regierungen durch die französische Revolution auf eine oder die andere Weise an sich irre geworden waren, kleinlichen Rücksichten das Recht und den redlichen Mann, der es nicht beugen lassen wollte, preis gab; so hatte sie jedoch dadurch sich selbst und Schlosser'n geehrt, daß sie ihn, einen Ausländer, schnell in wichtige Aemter setzte und immer mit der Auszeichnung behandelte, die sein Geist, sein Talent und sein Character verdienten.

VIII.

Abreise aus Carlsruhe. — Aufenthalt in Ansbach; vom Sommer 1794 bis zum Frühjahre 1796.

Schlosser hatte bereits die Reiseroute bestimmt und einen Theil seiner Habe nach Holstein abgesendet, als ihm mancherlei Nachrichten über das dortige Clima, in Hinsicht auf seine Frau, so große Besorgnisse erregten, daß sie ihn von jenem Entschlusse ableiteten. Er verlangte niemals, daß die Vorsicht, welche so viel über seine Erwartung für ihn gethan hatte, sein Schicksal auf allen Seiten gleich ausglätte und vergülde, am wenigsten aber, daß wegen seiner ephemerischen Behaglichkeit Andere, sei's Frau, Kind oder Freund, in ihren Ansprüchen auf Glück und Wohlsein beschränkt würden. Deshalb schämte er sich nicht, jenes feste Vorhaben aufzugeben, da die Hauptgründe, welche ihn dazu bewogen, von ihrem Gewichte verloren, indem Diejenigen, deren Schicksal zum Theil von ihm abhing, auf die andere Seite neigten. Aber jede Störung eines Planes thut wehe, die eines so schönen in doppeltem Maße. Dies würde Schlosser auch damals dauernd empfunden haben, wenn ihn nicht Fr. H. Jacobi, Der ihn als Freund und Bruder im Herzen trug, bestimmt hätte, die Zwischenzeit, bis sich aufklären würde, was noch dunkel erschien, in seinem Hause zu Pempelfort zuzubringen. Bei den damaligen Krieges-Constellationen stand allerdings zu erwarten, daß Schlosser's Aussicht auf den Norden gänzlich verschwinden werde; er freute sich indessen einstweilen auf jenen Winter,

der, wenn die öffentliche Sicherheit nicht gestört würde, einer der besten seines Lebens sein sollte. Gleich ihm, sah Schlosser, wie er der leitenden Vorsehung dankte, dem ganzen Sonnenuntergange seines Lebens, fröhlich, heiter und ruhig entgegen.

Im Begriffe, sich nach Düsseldorf zu begeben, wurde Schlosser auch an der Ausführung dieses Planes gehindert, weil sich das Kriegstheater der untern Rheingegend näherte. Die vielen sich durchkreuzenden Nachrichten über die Fortschritte der Feinde Deutschland's stellten einen sehnlichst herbei gewünschten Friedensabschluß in weite Aussicht. Dies veranlaßte Schlosser'n, statt nach Düsseldorf, seine Zuflucht nach Ansbach zu nehmen.

Wenige Tage nach seiner Abreise aus Carlsruhe enthielten die öffentlichen Blätter folgendes Schreiben:

„Sonntag den dritten August verlor Baden seinen Johann Georg Schlosser, Der nach Ansbach ging, um dort zu privatisiren. Seine Titel ließ er zurück; aber die Achtung aller Redlichen nahm er mit sich. Die Stadt Durlach, um welche er sich besondere Verdienste erworben hat, setzte ihm folgendes Denkmal, welches Baden's Bürger wohl alle — oder wenigstens der größte Theil derselben — unterschreiben würden, und ich daher einer besondern Bekanntmachung werth halte. Es wurde auf Atlas gedruckt und Schlosser'n beim Abschiede überreicht. Seine Thränen träufelten darauf und heiligten es.

An J. G. Schlosser.

Bei dem Hinwegzuge dieses großen Mannes aus dem Baden'schen. Von der Bürgerschaft der Stadt Durlach.

Vermöchten wir Dir ein Denkmal zu errichten, groß und unsterblich, wie der Dank, der für Dich in unsren Herzen glüht: dann sollte der Enkel nicht mehr der tadellosen Pharaonen stolze Obelisken und Trajanus besser verdiente Säule anstaunen. Aber die Tugend selbst ist genug, sie bedarf fremder Verzierung nicht, und tief empfundener Dankbarkeit einfachster Laut ist dem Weisen mehr, als eines Pindar's

Päane. Dir folgen unsere Verehrung, unsere Bewunderung, unsere Klage. Wir segnen — und neiden das Land, welches Dich besitzen soll, Dich mit dem hell- und weitsehenden Blicke, mit dem felsenfesten Sinne für Recht; der Wahrheit tiefen Forscher und kühnen Sprecher; furchtbar dem Prahler auf Vorzüge, die vermodertes Pergament, nicht eigenes Verdienst giebt; dem Halbgelehrten, der Journale nur, nicht Hellas und der sieben Hügel unsterbliche Quelle kennt: furchtbarer noch dem Bösewicht, welches Ranges er sei; dem Feilen, dem Gerechtigkeit nur Waare ist; dem kalten Egoisten, der sich im Dienste des Vaterlands nur zu füttern sucht. Aber der gekränkten Unschuld, der niedergedrückten Armuth, dem Rechte, von der Schlange Chikane umstrickt, Retter, Rächer, Dir, dem Bürgerfreunde, danken wir unseres zerrütteten Gemeinwesens, durch hundert Schwierigkeiten hindurch, schnelle, muthige, weise Umformung. Nach Jahrzehnden noch wird beim Namen Schlosser stolzer, freudiger unsere Brust sich heben: Dein Lob, obgleich nicht golden vom Marmor strahlend, wird, von Munde zu Munde fortgepflanzt, unserer spätesten Enkel liebstes Thema sein. So zeuch denn, von allen Segnungen des Himmels und unseren heißesten Wünschen begleitet, zeuch hin in das Land, das beneidete Land, welches Dich besitzen soll. Dein Glück wird unseres Verlustes einziger, süßester Trost sein."

In Ansbach, dessen Lage ihm täglich mehr gefiel und wo er zunächst bei dem Archidiaconus Roth, einem seiner Universitäts-Freunde, einem frommen und höchst achtbaren Manne, freundliche Aufnahme fand, fühlte sich Schlosser, abgesehen von der Unsicherheit der Zeit, bald heiter und zufrieden. Die Tage vergingen ihm schnell. Ohne öffentliche Geschäfte hatte er weniger Zeit zu sparen, als mit jenen; beinahe ohne Bücher, las er mehr, als im Ueberflusse von denselben. Denn er hatte sich, sobald er seine Aemter niederlegte, ein bestimmtes Geschäft auferlegt, welches er mit Interesse treiben konnte, so daß er selbst Gesetz und Strafe in seiner Neigung besaß. Insbesondere beschäftigte er sich einen großen Theil des Tages

mit dem Studium der Algebra. Er war sehr stufenweise in jenes Wesen hinein gekommen. Schon früher ging er damit um, sich mit der Natur theils auf historischem, theils auf philosophischem Wege bekannter zu machen. Bald merkte er indeß, daß ohne stärkere Einsichten in die Mathematik sein Studium der Natur nichts als matte Oberfläche sein würde; deshalb wendete er sich nun zu dieser. Aber auch hier fand er bald, daß wenn er nicht die weitläuftigen Wege des Euclid gehen und nur die neuern Physiker und Mathematiker in ihren gemeinsten Ideen verstehen wollte, er auch irgend eine Provinz in der Algebra besitzen müßte. Also griff er nun zu dieser und da er derselben, so lange er sich in Fürstlichen Diensten befand, nur sehr unterbrochen folgen konnte; so mußte er jetzt noch, unter Anleitung eines Professors der Mathematik, deren Studium viele Zeit widmen. Darüber vergaß er aber nicht, mit dem Geiste und der Sprache der Griechen vertraut zu bleiben. In den letzten Monaten, während seines Aufenthaltes in Carlsruhe, hatte er den Herodot wieder einmal durchgelesen. In Ansbach begann er, neben dem Epictet, in dem er täglich zu lesen gewohnt war, vorzugsweise die Lectüre des Aristoteles. Schlosser machte in der That nie den Anspruch auf Gelehrsamkeit in irgend einem Fache und trachtete nie, berechtigt zu werden, ihn zu machen. Er las nur, weil er fühlte, daß er, wie vom Himmel herunter, bis weit hinein in sein Leben, unter Wesen gefallen war, an welche seine Seele sich nicht schließen, die sie nicht nähren, nicht einmal nothdürftig erhalten konnten. Er suchte also andere Wesen. Gebunden durch Umstände an Ort und Menschen, mußte er sie unter den Todten suchen. Sein Studirzimmer war ihm also mehr eine Art von Club, in dem man eben so gern mit dem See-Capitaine, wie mit dem Schulmeister spricht und mit beiden sich, selten ohne Nutzen, unterhalten mag.

So entschlüpfte Schlosser'n in Ansbach die Zeit weit mehr, als ehedem, da er noch mit Staats-Geschäften belastet war. Die großen Kreise, in denen Sterne, Ordensbänder,

Ritter, Gelehrte, Dichter und Alles, was man groß und vortrefflich nennt, zusammenströmt, waren seine Sache nicht; aber in den kleinen Kreisen, wo Alles guter Laune sein kann, ohne immer in ganzer oder halber Faction zu stehen, befand er sich jederzeit recht wohl. Sein Aufenthalt in Ansbach behagte ihm immer mehr. Dennoch störten ihn nicht selten allerlei Kriegesgerüchte. Im Grunde fügte er sich jedoch schnell in den Gedanken, weiter getrieben zu werden, wenn er sich nur ein wenig anwurzeln konnte und nicht zu weit von seiner Heimath geführt wurde. Da das trauliche Eutin nun so fern von ihm lag, richteten sich seine Gedanken immer wieder auf's Neue nach dem Niederrheine. Zwar war ihm unbekannt, ob nicht Jacobi gerade damals mit ihm zürne; aber that er es, woldemarisirte er ein wenig mit Schlosser'n, so hob sich dies bald, und was sonst zwischen Beiden inne lag — Jacobi, der stets gespannte, stets glänzende, stets polirte Bogen: Schlosser, der Zeughaus-Bogen, der sich nur spannte und polirte, wenn es sein mußte; Jacobi, Der so gern mit Armen umspannte, während Schlosser an einer Hand voll genug hatte — das würde sich gewiß Alles gegeben haben.

Die Zeitumstände mußten bei Schlosser'n bestimmen und er wartete deren Entscheidung nicht ohne reinen Genuß des Guten ab, welches ihm täglich zu Theil wurde. Er hielt dies für den — Lohn mochte er es nicht nennen — für die Folge seiner entschiedenen Liebe für das Familienleben. Zwei Dinge hatten ihm sehr durch das Leben geholfen. Beschränkung des S e i n 's und unermeßliche Ausdehnung seiner Einsicht in das W e r d e n. Dadurch hatte er es möglich gemacht, daß er frohsinnig sein konnte, nach seiner Art, und daß er in Ansbach, auch ohne große Wurzelarme zu schlagen, doch Festigkeit genug besaß, nicht leicht verweht zu werden.

Von Schlosser's damaligem Befinden zeugt ein kleiner Aufsatz, welchen er für ein Taschenbuch seines Freundes J. G. Jacobi abfaßte und mit dem Worte Virgil's: „Genialis hiems“ bezeichnete. Er sagt in demselben: „Auch tausend

Freuden des Lebens lehrte der geniale Winter; denn er war's, der die Menschen aus Feldern und Wäldern zusammen rief zum wärmenden Heerde und der in seinen langen Abenden den Becher mit gesellschaftlichen Scherzen und fröhlichen Liedern würzte, weil er nicht mit jungen Blumen ihn kränzen konnte.

Am freundlichsten bietet er seine Hand dem stillen einsamen Weisen, den lange Erfahrung gelehrt hat, daß nur selbstständige Tugend, unabhängig von anderer Menschen Hülfe, innig und dauerhaft glücklich macht.

Heiter sieht dieser die Sonne sich nach einer kurzen Bahn verbergen und die Nacht früh ihren Mantel ausbreiten, hinter welchem er, verborgen vor dem langweiligen Schwätzer und losgesprochen von den leeren Geschäften des Lebens, ungestört, entweder mit seiner Freundin Seele oder mit den großen Todten reden kann, deren Geist in ihren Werken unter uns blieb.

Auch sieht er gern am Tage den entblätterten Baum und das gestorbene Erndte-Jahr. Müde, wie die Erde, sehnt auch er sich nach Ruhe, hinter welcher er einen schöneren Frühling ahnet.

Wahrlich, mit Recht wurde der Winter die Jahreszeit der Greise genannt; denn manches muß Der gelitten, manches gearbeitet, viel muß er erfahren, lange mit sich selbst gelebt haben, der, wenn die Natur, mit der Vorbereitung zur künftigen Auferstehung beschäftigt, ihre wohlthätige Hand von uns abzieht und uns ihren duftenden Hauch, ihre lieblichen Spaziergänge, ihre rieselnden Bäche, ihre Fruchtwälder versagt, sich selbst genügen soll. Aber, wer es kann, der sieht auch dem Winter entgegen, wie der Wanderer der gastfreien Hütte, wo er sein Haupt niederlegen, auf dem ruhigen Lager seine zurückgelegte Reise übersehen und für die Wanderung des andern Morgens sich neue Kräfte sammeln soll." —

In einem andern Aufsatze, den Schlosser einige Monate später niederschrieb und in dem er, mit dem Homer'schen Motto: „Denn so gebührt es den Alten," einige Betrach-

tungen über die Heiterkeit anstellt, äußert er: „Da ich als Mann in die Welt trat, war diese Stirn, auf welcher Du nun die Heiterkeit des ruhigen Alters siehst, selten von Wolken frei. Ich glaubte an die Menschheit, hoffte viel von ihr. Wo ich einen Irrthum, wo ich ein Laster sah, da glaubte ich mich berufen, es zu bekämpfen. Lebendig schwebten vor meiner Seele die Bilder der schönen gesellschaftlichen Tugenden und ich glaubte, ich dürfte nur den Pinsel nehmen und sie auf die Leinwand werfen, um jeden mit ihrer himmlischen Gestalt so zu bezaubern, wie von ihr meine Seele gefesselt war. Glaubst Du, daß die Stunden mir heiter waren, in welchen ich meinen Irrthum entdeckte — und ach! ich entdeckte ihn so bald! — in welchen ich das, was mir so heilig war, das, was ich mit aller Lebhaftigkeit meines Gefühls laut gepredigt hatte, von dem einen verspotten, von dem andern mit Füßen treten, von dem dritten so tief unter den Geldgewinn oder den Glanz der Titel oder den Beifall der gedankenlosen Menge oder den freundlichen Blick der Großen und ihrer Günstlinge und Vertrauten hinunter gesetzt sah? Oder meinst Du, daß meine Lippe gelächelt habe, wenn ich sah, wie sie sich muthwillig taub stellten, weil sie nicht hören wollten; wie sie die Gemählde der Dummheit, der Ungerechtigkeit, des Lasters, neben meine Bilder zu stellen sich erkühnten und wie jene diesen vorgezogen wurden, weil der Pinsel, mit welchen sie waren gemalt worden, seine Farben aus den Leidenschaften der Zuschauer genommen hatte?

Wahrlich, meine Freunde! Erst da meine Kräfte zu sinken anfingen, erst da ich fürchtete, daß ich die Bande, die sie um meine Hände legten, vielleicht bald nicht mehr würde zerreißen können; erst da, als mein Maß von Erfahrungen voll war; erst da, als der Gott, dem ich diene, mich abtreten hieß und mich unter die Zuschauer stellte; erst da fing meine Seele an, sich zu erheben und mit Ruhe alle die Scenen, die ich durchlaufen hatte, anzuschauen und selbst den Gang des Menschenlebens, wie er vor meinen Augen daher zog, als ein

uneigennütziger Zuschauer anzusehen; und erst da war es, wo ich die Heiterkeit in mir aufdämmern fühlte, die mich nun, wie ich hoffe, bis zu meinem Grabe begleiten wird.

Man pflegt das Alter immer mit dem Winter zu vergleichen. Es mag sein, daß es ihm ähnlich ist, wenn man blos auf das Erdenleben sieht; aber wenn ich ansehe das Leben der Unsterblichen, das keinen Winter mehr hat, so scheint mir das Alter des Menschen der Frühling, Jugend und Mannheit der Winter des Himmelslebens zu sein. Alle die Erden-Sorgen, Arbeiten und Mühseligkeiten liegen auf dem, was in unserer Seele göttlich und himmlisch ist, wie der Frost, wie der dichte Schnee. Wenn nun das Alter herankommt, so schmilzt eines nach dem andern. Unsere Leidenschaften verlieren ihre Stärke, unsere Ansprüche werden mäßiger, unsere Aussichten auf die Welt begränzter; unsere Kinder sind entweder gestorben und die Wunde, die ihr Tod uns schlug, ist vernarbt oder sie sind herangewachsen, sich selbst zu leiten; unsere Bedürfnisse werden geringer, also die Sorgen der Nahrung kleiner; die Welt vergißt uns und wir brauchen uns nicht mehr um sie zu bekümmern. Das volle Maß der Erfahrungen, die wir gesammelt haben, macht uns demüthig und duldend; wir rechten nicht mehr mit der Vorsehung, wenn wir den Bösen glücklich und den gerechten Mann im Elend sehen; denn wir sahen so oft, wie dieser getröstet, wie jener vom Gipfel seiner Höhe herunter gestürzt wurde; so oft, wie jener durch sein Herz so elend, dieser so glücklich war durch das seine; wir breiten uns nicht mehr aus, um auf Andere zu wirken, weil wir gelernt haben, wie viel an uns noch zu bessern ist; wir hängen keinen eiteln Hoffnungen mehr nach, machen keine Pläne mehr für ein Leben, das so nahe an seinem Ende ist. Aber desto offenerwird uns die Aussicht in ein anderes, an dessen Pforten wir stehen, und desto sicherer unsere Zuversicht auf Gott, der uns hinüber winkt und der uns so oft gelehrt hat, wie viel weiser seine Leitung ist, als unsere Wünsche; der uns so oft durch Versagen und Gewähren Vater gewesen ist.

Meint ihr nicht, meine Freunde, daß wenn so wegschmilzt die Welt um uns; wenn sich so nähert die Sonne der Welt über uns; daß dann jedes Gefühl für das bessere Leben, das schönere, das reinere, lebendiger aufkeimen, sich immer mehr seiner Blüthe nähern müsse, und daß die Seele, die in den früheren Jahren, wie einer der alten Weisen sagte, gleich wie eine Stampfmühle dem Körper Knechtsdienste leisten mußte*), daß diese nun, gleich einer Freigelassenen, fröhlich und heiter ihrer Freiheit genießen müsse?

Diese Freilassung von Erden-Sorgen, Arbeiten und Mühseligkeiten, meine Freunde, diese ist es allein, welche uns heiter und ruhig machen kann und diese kann uns nur das Alter gewähren . . .

Wer als Jüngling, als Mann, reines Herzens war; wer kein unnützes Leben geführt hat, wer sich nicht zu scheuen braucht, auf sein vergangenes Leben zurück zu sehen und wem bei dem allen, die Welt wenig und Gott und Religion Alles war: dem wird in seinem Alter der Frühling des Himmels-Lebens, die Heiterkeit des Geistes niemals fehlen. Und was ich Dir hier sage, das werden die wenigen meiner Freunde, die mit mir grau geworden sind, Dir alle eben so sagen. Findest Du aber einen alten Mann, der nicht heiter und in sich zufrieden ist, so kannst Du sicher sein, daß es ihm an einem dieser Dinge gefehlt hat. Und ist es wahr, daß die Thorheit dieser Zeiten der Religion spottet, so wirst Du wenige heitere Greise in Deinen letzten Lebens-Jahren finden; denn es ist nicht möglich, daß der heitere Freude empfinden sollte, dem in diesem Leben die Sonne untergeht und in jenem noch keine aufgegangen ist.

Du also, Sohn meines Freundes, wenn Du Deiner Seele Heiterkeit wünschest, gehe nicht ihre Wege, sondern lebe so, daß Du Dich auch Deiner grauen Haare freuen kannst."

---

*) Plutarch, im Gastmahle der sieben Weisen.

Seitdem Schlosser den Geist reiner Sittlichkeit, die Achtung für die Würde des bessern Theiles der menschlichen Natur und das Hinstreben nach höheren Gesetzen, wovon Plato's Schriften durchdrungen sind, kennen gelernt hatte, war beständig der Wunsch in ihm rege, jenen dichterischen Denker, der in seinem Zeitalter einzeln da steht, in unserm Vaterlande zu nationalisiren. Dessen wurde er auch eingedenk, als ihm in der Epoche, in welcher die Staatsveränderung von Frankreich auf viele Deutsche einen lebhaft angenehmen Eindruck hervorbrachte, Plato's Briefe Wahrheiten vor die Seele führten, welche in Beziehung auf jene großen Zeitereignisse Beherzigung verdienten und ihn veranlaßten, dieselben in die deutsche Sprache zu übertragen. Nicht undeutlich giebt er er zu verstehen, daß die in diesen Briefen geäußerten Grundsätze über das Verhalten des Weisen bei großen Bedrückungen, welche er von den Staatsobern erfährt, die nämlichen sind, die ihn selbst unter den damaligen Zeitumständen bestimmten, sich in eine politische Apathie zurück zu ziehen.

Die Zuschrift an Claudius, welche Schlosser dem Werke voranstellte, lautet folgendermaßen:

„Du bist in Deiner populären Laune immer so edel und oft so erhaben, daß es ein Wunder sein müßte, wenn Du kein Freund des Plato wärest. Ich widme Dir also hier eine Uebersetzung seiner Briefe. Ich weiß, daß Du sie auch griechisch lesen kannst; aber das Deutsche pflegt uns doch geläufiger zu sein. Auch wird Dich's freuen, daß unsere Landsleute, zumal jetzt, diese Briefe lesen können. Denn, da der weise Grieche uns räth, mit unsern Obern, wenn sie sich durchaus nicht rathen lassen wollen, zufrieden zu sein, wie Gott sie giebt, und da es auch nicht so leicht abgeht, wenn man mit ihnen nicht zufrieden ist, wie er sagt, und wie uns täglich die Zeitungen aus Westen berichten; so ist zu hoffen, daß unsere guten Landsleute, wenn sie diese Briefe lesen, den Freiheits-Predigern ihren Abschied zu geben geneigt sein werden; und hoffentlich werden doch diese nicht wie die Spanier in America

gethan haben, ihren Glauben mit Feuer und Schwerdt ausbreiten wollen. Wir können also wohl bald wieder unter unserm Traubenstock sitzen und hoffen, daß wir den Sitz, den wir uns da, so gut wir konnten, angerichtet haben, auch unsern Kindern hinterlassen können. Giebt dann Gott denen einen Freund dazu, wie ich an Dir und andern wenigen einige habe, so wollen wir den Himmel weiter nicht mit Wünschen bemühen, sondern zufrieden sein, wenn seine Bewohner dann und wann in der Stunde der Andacht mit uns zu reden, sich herablassen."

Schlosser hatte diese Uebersetzung schon größtentheils im Jahr 1793 in einem „Philosophischen Journale," welches Schmid und Snell zu Gießen herauszugeben anfingen, abdrucken lassen. Da jenes Journal aber bereits im Laufe des ersten Jahrganges zu erscheinen aufhörte; hielt Schlosser seine Arbeit, nachdem er sie im Jahr 1795 verbessert und vermehrt hatte, eines besonderen Abdruckes nicht unwerth.

In der neuen Vorrede erörtert er die politische Frage von dem leidenden Gehorsame gegen die Regenten, mit Beziehung auf Plato. Ein Volk, wie die Syrakusaner damals waren, das in Schwelgerei versunken, weder Sclaverei noch Freiheit ertragen konnte, schien Diesem zu der Staatsverbesserung, welche sein Freund Dion beabsichtigte, ungeschickt. Deshalb rieth er von einer solchen Unternehmung ab. Keineswegs aber war seine Absicht, dem leidenden Gehorsame das Wort zu reden. Er wollte vielmehr nur die Schranken bezeichnen, in denen sich der Weise halten muß, wenn entweder lärmende Dämagogen, um (wie Tacitus sagt) die Regierung zu stürzen, die Freiheit vorschützen und dann diese selbst unterdrücken, sobald sie jene in den Staub getreten haben; oder wenn zu kühne Philosophen ihr Ideal von einer Regierung des goldenen Zeitalters auf das spröde eiserne anwenden wollen; oder wenn die Sitten des Volkes so tief gesunken sind, daß es keine Kraft mehr hat, sich selbst zu halten.

Die Erklärungen des athenienſiſchen Weiſen, der nach ſeinen Grundſätzen handelte und an der Regierung ſeines Vaterlandes keinen Antheil nahm, weil er in die Anſichten und die Denkungsart ſeiner Mitbürger nicht einſtimmen konnte, ſind beſtimmt genug für Diejenigen, welche ſeinen Sinn faſſen wollen. „Ein rechtſchaffener Mann, — ſagt Plato unter Anderm, — muß, wenn ihm die Regierung mißfällt, reden und rathen, ſo lange er Hoffnung hat, daß er nicht vergebens rede; aber mit Gewalt muß er die Verfaſſung des Staates nicht umſtürzen wollen; und da, wo dieſe anders nicht, als mit Bürgerblut, Tod und Vertreibung der Bürger gebeſſert werden kann, da muß er ſchweigen und die Götter bitten um Gnade, für ihn und den Staat.“ An einer andern Stelle ſagt er: „Wenn ein Staat den ordentlichen, guten Weg geht und ihm zu ſeinem Beſten zu rathen iſt: ſo muß ein Mann von Kopf ihm ſeinen Rath nicht verſagen. Geht aber der Staat einen andern Weg und die Leute wollen den Grundſätzen der echten Regierungsweisheit kein Gehör geben; drohen ſie ſogar ihren Räthen mit Tod und Strafe, wenn ſie eine Aenderung in der Verfaſſung nöthig finden; oder befehlen ſie ihnen überdies etwa noch ſelbſt Sclaven ihrer Lüſte und ihrer Begierden und Abſichten zu werden und nur ſolche Rathſchläge zu geben, wodurch ſie dieſe am leichteſten erreichen und befriedigen können: dann iſt der, welcher noch in ſolchen Rechtsverſammlungen ſitzen mag, ein Weib; ein Mann muß heraus gehen.“

Wegen der Beziehung dieſer Briefe auf die Geſchichte von Syrakus, hat Schloſſer eine hiſtoriſche Einleitung vorausgeſchickt, in welcher er, mit Einſtreuung politiſcher Winke, deren Wahrheit die Geſchichte alter und neuer Zeiten bewährt, die Geſchichte der ſyrakuſaniſchen Staats-Verfaſſung, von ihrem Urſprunge an bis auf den Umſturz der Herrſchaft des Dionys durch Timoleon, kurz aber zweckmäßig, erzählt, indem er nur bei d e n Begebenheiten ausführlicher iſt, mit denen dieſe Briefe in näherem Zuſammenhange ſtehen.

Nachdem Schlosser gesagt hat, es sei nicht unwahrscheinlich, daß Dion die reine demokratische Verfassung so weit habe mäßigen wollen, daß das gemeine Volk nur einen entfernten Einfluß in die Staats-Verwaltung erhielte, fügt er hinzu: „Man sage von den Rechten der Menschen, was man will; so ist doch, wie mich dünkt, eine solche Regierungsform auch die einzige, welche sich einige Dauer versprechen kann. Auch verlangt in der That das Volk, das nicht verführt oder übel regiert oder gedrückt wird, mehr nicht, als Sicherheit bei seinem Eigenthume, Mittel zum Erwerbe, Möglichkeit, sich die zum erträglichen Leben nothwendigen Bedürfnisse anzuschaffen; und wird ihm dieses und lassen ihm die höheren Stände nur die Achtung widerfahren, die jeder Bürger von seinem Mitbürger fordern kann, und lassen sie nur dem persönlichen Verdienste, das sich in der Volksclasse dann und wann durch ein Geschenk der Natur oder durch Zufall bildet, den Zutritt zu den obern Classen; so überläßt das Volk gerne diesen die Regierung des Ganzen. Da wo aber etwas von diesem allen versäumt wird, ist es natürlich, daß das Volk weiter greift, und hat es sich einmal der höchsten Gewalt angemaßt; so ist in der Philosophie kein Mittel mehr, sie ihm aus der Hand zu winden, sondern alsdann bleibt nichts übrig als Gewalt oder Betrug oder der Ueberdruß der Anarchie, um sie ihm zu entreißen."

Diese Grundsätze, in denen sich die Forderungen beider Partheien vereinigen, herrschen auch in den erläuternden Anmerkungen, welche Schlosser der Uebersetzung hin und wieder beigefügt hat; sie sind dem Geiste des Originals gemäß und nicht sowohl auf ein Ideal der vollkommensten Verfassung bezogen, als aus dem, was wirklich und unter gewissen gegebenen Umständen möglich ist, abgeleitet.

Schlosser war der erste Deutsche, der eine Uebersetzung von Plato's Briefen unternahm. Im Widerspruche mit mehreren Gelehrten, behauptet er deren Echtheit. Seine Uebersetzung selbst ist in dem edeln und würdigen Tone des Griechen

abgefaßt, einfach und treu, wenn gleich sie sich bisweilen ohne Noth der Umschreibung nähert.

Als Schlosser Baden verließ, empfand auch jener schöne Kreis in Emmendingen, der Zeuge war von Schlosser's Wirksamkeit in der glücklichsten Zeit seines thätigen Lebens, diesen Verlust auf das Tiefste. Jacobi ergoß noch am 2. Febr. 1796 seine Klagen darüber in einem Gedichte an den Freiherrn von Zinck, in welchem er sagt:

— — Bevor aus seiner Hülle
Das erste Laub der Birke dringt,
Wenn kaum hernieder in das stille
Verlassne Thal die Lerche singt,
Dann ebnet schon die Sehnsucht mir
Den kurzen Weg, o Freund, zu Dir;
Den Weg der Wonne, den vor Zeiten
Für mich die schönsten Götter weihten,
Als mancher hergeflogne Brief
Zu manches Festes holder Feier
Mich noch in Schlosser's Arme rief.
O meinem Herzen wie so theuer
War Deine Flur, Dein Städtchen da! — —
Aber ach!
Die bange Stunde schlug; ich drückte
Des Freundes Hand, die mich beglückte,
Zum letzten Mal: da tönte schwach
Mir am verstummten Mühlenbach
Des Finken Lied; da regte sich
Die hohe Pappel schauerlich;
Die Blümchen flüsterten den Weiden
Ihr Lebewohl und wollten scheiden. — —
Dir war des Freundes Klage werth;
Du winktest mich an Deinen Heerd,
Als hätte Schlosser's Brudersegen
Ein Plätzchen da für mich erfleht —
Und o, er that's! Zum öftern geht
Er noch, in der Erinn'rung Träumen,
Wehmüthig unter jenen Bäumen,

Von ihm geliebt, von ihm gepflanzt,
Von seinen Kindern froh umtanzt,
Wo Gottes Luft ihm sanfter wehte
Und lispelnd sein Gefühl erhöhte,
Zu ahnen, was den reinen Geist
Beseligt, Wahn den Thoren heißt;
Dort geht in grünen Dämmerungen
Still sinnend, Arm in Arm geschlungen,
Mit seiner Gattin er, und zeigt
Dahin, wo lustig zwischen Reben,
Von buntem Wiesenplan umgeben,
Empor Dein Gartenhügel steigt;
Und Beide lächeln dann und senden
Dir leisen Gruß im Abendglanz,
Weil Du mit nimmer lassen Händen,
Sobald die Rosen mir im Kranz
Der Freude welken, neue findest;
Wenn aber alle Dir verblüh'n,
Um meine Leier Wintergrün
Nebst ewig frischer Myrthe windest.
Und hat Dein eigner Saitenklang
Durch ungekünstelten Gesang
Nicht oft die Muse mir versöhnet,
Nicht jede Sorge weggetönet? — —

Der edle, treue Freund stimmte in diese laute Sehnsucht nach Schlosser'n ein und erwiederte:

Könnt' ich zur Hälfte nur das Glück Dir wieder geben,
Das ferner keines Freundes Heerd
Auf diesen Fluren Dir gewährt!
Denn ach! wie dürftig muß Dir unser Städtchen scheinen,
Wo Dich mit Schlosser und den Seinen
Der Liebe festgeknüpftes Band
Vereinte, wo ein Druck der Hand,
Ein Blick, ein Wort aus treuem Munde
In mancher leidenvollen Stunde
Dir Balsam in die Seele goß!
Da ward, in sorgenlosen Tagen,
An Schlosser's Arm, Dir süßes Wohlbehagen,
Wenn trauliches Gespräch von seinen Lippen floß;

Da ging, wie Frühlingsglanz, aus ihrer Dunkelheit
Die Wahrheit leicht hervor, und tiefer Gründlichkeit
Gab frohe Laune das Geleit.
Genug, o Freund, um andres zu entbehren!
Ein Geist, den Deinigen zu nähren,
So überreich! Sein Haus, ein Sammelplatz
Für Deutschland's Edle, wo entkleidet
Von jenem Prunk, den echte Größe meidet,
Die besten Fürsten einen Schatz
Erprobter Weisheitslehren fanden,
Am kleinen häuslichen Altar
Die Hoheit sich vergaß, die Vorurtheile schwanden,
Und nur der Mensch daheim bei guten Menschen war!
Noch oft besuch' ich jene Bäume,
„Von ihm geliebt, von ihm gepflanzt,
Von seinen Kindern einst umtanzt,"
Wo durch der Blätter enge Zwischenräume,
Kommt erst der Mai zurück, die Morgensonne dringt,
Und einsam Philomele singt.
Mit ihr stimm' ich der Sehnsucht Klagen an,
Und fühl' um Stirn und Wange dann
Von Schlosser's Geist das sanftre Wehen."

Um dem Schauplatze des Revolutionskrieges vollends zu entgehen, wendete Schlosser wiederum seine Blicke auf das friedliche Holstein. In seinen früheren Verhältnissen hatte ihn fortwährend eine wohlthuende Bewegung mit einigen Männern, welche ihm Interesse einflößten, beglückt. Dies ward ihm nun mehr und mehr ein eigentliches Bedürfniß. Nicolovius, Der inzwischen mit seiner ältesten Tochter, erster Ehe, vermählt war und in Eutin lebte, kannte keinen Ort, in dem man sich so ganz und gar heimisch fühlen könne, als jenen. Schlosser durfte hoffen, dort sein Ideal zu verwirklichen. Auch zog ihn jener edlere Zirkel gewaltig an. Insbesondere aber wünschte Nicolovius und seine Frau durch ihre Liebe Schlosser's und seiner innig verehrten Gattin Alter zu verschönern und Diese erkannten Beide in jenem Verlangen einen Vorboten von dem glücklichen Leben, welches sie sich neben und bei Jenen ver-

sprechen konnten. Schlosser's Freude über die ihm gewordene Würde eines Großvaters mochte nichts gleichen, als sein Dank gegen Gott und der Segen, den er auf den Enkel legte. Doppelt wichtig ward es ihm nun, daß sein Plan, in Eutin den Rest seines Lebens zu beschließen, sich so schön entwickelte.

Als bereits für Schlosser in Eutin ein Haus angekauft war, zeigte sich dort eine feurige Kugel am Himmel, welche sich über die Stadt senkte und bei Stolberg's Fenstern vorbei, wo viele es zusahen, in Schlosser's Hofe mit herrlichem Glanze sich niederließ und schwand. Jedermann sprach davon und Ernestine Voß äußerte: Dies sei die sichtbare Einsegnung des Schlosser'schen Hauses durch den Himmel.

Sich so nahe an einem festen Puncte auf der Erde zu wissen und dann wieder davon in's Ungewisse getrieben zu werden, mußte Schlosser'n allerdings wehe thun, ihm, der wie Noah's Täubchen nichts mehr suchte, als einen Zweig, auf den er sich niederlassen konnte. Doch gestaltete sich Alles schön und gut und er nahm das Zeichen der feurigen Kugel mit Dank an, auch mit Dank für Ernestine — Cassandra, deren Wahrsagung er um so mehr Glauben schenkte, als sein Herz und alle seine Gedanken mit ihrer Auslegung übereinstimmend waren. Wer eine Stadt und ein Haus in der weiten Welt sucht, um mit seiner Bettelherrlichkeit zu glänzen oder aus ihm den Schlund zu machen, in den sich der Erde Gold und Silber verkriechen soll oder von daher Fürsten, Weise, Narren, Schurken und ehrliche Leute am Seile herum zu führen: dem ist es zweifelhaft, ob seine Gottheit, wer sie auch sei, Beifall in seine Wünsche nickt; wer aber nur ein Häuschen sucht, um dort in der Stille mit seiner Familie, seinen Freunden und den Musen, welche sich seiner annehmen wollen, des bessern Lebens zu genießen: der hängt an einer Gottheit, die nicht eigensinnig giebt und nimmt, sondern die das rein Gute auch rein gut gedeihen läßt und selbst dessen wartet. Also zog Schlosser mit festem frohem Zutrauen zu der Gottheit und mit voller

Liebe und vertraulicher Treue zu seinen Kindern und seinen und ihren Freunden.

Die letzte literarische Arbeit, welche Schlosser während seines Aufenthaltes in Ansbach vollendete, war seine „Fortsetzung des Platonischen Gesprächs von der Liebe," in der Schlosser, mit Sokratischer Feinheit, Milde und Ruhe, ein neues Zeugniß von seiner ausgezeichneten Kenntniß der Denk- und Sinnesart Plato's ablegte.

Er widmete dieselbe — unterm 25. Januar 1796 — dem Grafen Fr. L. zu Stolberg mit den Worten:

„Die frohe Aussicht, die ich vor mir habe, den Ueberrest meines Lebens mit Ihnen zuzubringen, hat in mir den Gedanken erweckt, diese Blätter Ihnen zu widmen.

Sie haben durch Ihre vortrefflichen Uebersetzungen aus Plato's Schriften unsere Deutschen mit Plato's Geist so bekannt gemacht, daß die Hülle, in welcher ich meine Idee von der Liebe darstelle, wohl Niemand betrügen, noch ich, wenn ich meine Gedanken an seine anschließe, in den Verdacht kommen kann, als ob ich mich eines Platzes auf gleicher Linie mit ihm anmaßen wollte.

Mir ist es genug, wenn ich würdig scheine, für einen nicht ganz unnützen Schüler dieses Meisters der höhern, gefühlten Philosophie gehalten und von Ihnen, Freund meines spätern Alters, und von Denen die denken und fühlen wie Sie, geliebt zu werden."

Die Behauptung der weisen Seherin Diotima, deren Meinungen über die Natur der Liebe Sokrates den Gästen des Agathon vorträgt, daß der Eros, den sie aus der Gesellschaft der Götter in die Classe der Dämonen verweist, nur nach Dem strebe, was er nicht habe, oder, daß man nur Das liebe, was man nicht besitze, giebt dem Freunde des Apollodorus, nachdem dieser seine Erzählung geendigt, zu den Aeußerungen Veranlassung, welche den Inhalt dieser Fortsetzung bilden. Indem er nämlich behauptet, daß Diotima zwei ganz verschiedene Dinge mit einander verwechsle, die Begierde nach Dem, was

man liebt, mit der Liebe selbst, stellt er die mystische Meinung auf, die Liebe sei nichts als der Genuß; das Streben nach diesem aber und Das, was zu ihm verhelfe, sei nicht die Liebe, sondern nur ein Streben nach ihr. Nicht Das, was den Genuß unmittelbar gebe, sei ihr eigentlicher Gegenstand, sondern sie sei sich selbst Gegenstand und alle Dinge, die man sonst dafür ansehe und das Geliebte nenne, wären nur Erhalter der Liebe und führten ihr Nahrung zu. Weit entfernt also, daß man nur Das lieben könne, was man schon habe, könne man vielmehr nichts anders lieben und ohne Besitz könne wohl Begierde zur Liebe, aber keine Liebe gedacht werden. Die reine Liebe wohne nur in der Gottheit, als in dem vollkommensten Wesen, in welchem Alles harmonisch und ganz ohne Mangel sei; in dem Menschen wohne sie nur stückweise und sei, auch in ihrer größten Reinheit, doch noch mangelhaft. In der Gottheit sei die Liebe, wie die Vollkommenheit, ewig; in dem Menschen aber sei sie veränderlich, indem ihm bald in diesem, bald in jenem Verhältnisse etwas von Vollkommenheit in oder außer sich fühlbar werde. Die Ursache der Liebe müsse also nicht, wie Diotima meine, in dem Durste nach Unsterblichkeit, sondern in ihr selbst, d. h. in dem von dem Besitze der Vollkommenheit unzertrennlichen Genusse gesucht werden.

Demnach ist Schlosser's Haupt-Idee jene, freilich etwas anders verstandene, des Apostels Paulus: ἡ ἀγάπη ἐστὶ σύνδεσμος τῆς τελειότητος. Seine Schrift gab Fr. H. Jacobi Veranlassung, „ihm seines Herzens Gedanken darüber zu sagen, ohne Heuchelei und Schminke, wie es sich geziemt von Freund zu Freund *).“ Schiller, als Dichter der Xenien, rief Schlosser'n zu:

„Recht gesagt, Schlosser! man liebt, was man hat;
man begehrt, was man nicht hat;
Denn nur das reiche Gemüth liebt, nur das
arme begehrt.“

*) Fr. H. Jacobi's Werke. B. VI. S. 63. f. (Leipzig, 1825.)

IX.

Aufenthalt in Eutin. — Ehrenvoller Ruf nach der Vaterstadt. — Reise nach Frankfurt. — Kurze Thätigkeit daselbst. — Tod; vom Frühjahre 1796 bis 1799 (den 17. Oct.).

Im Mai 1796 verließ Schlosser Ansbach und begab sich, begleitet von seiner Familie, über Frankfurt, wo er sich zum letzten Male hienieden des Umganges mit seinem geliebten Bruder erfreute, nach Eutin, wo ihn Kinder empfingen, denen sein Leben sichtbarer Segen war. Es schien der Wink eines freundlichen Dämon's zu sein, daß sich seit einiger Zeit Schlosser's und Stolberg's Herzen wiederum mit der früheren Traulichkeit geöffnet hatten und daß der Wunsch, mit einander zu leben, in ihnen neu angefacht war. Denn außer Nicolovius und Jacobi — so lange Dieser in jener Gegend verweilte — war es vorzugsweise Stolberg, mit Dem Schlosser in freundlicher Nachbarschaft und Gartengemeinschaft lebte und Dem er offene Einsicht gewährte in den großen und freien Geist seiner Liebe, stillen Tugend, Kraft, glücklichen Genügsamkeit und weisen Einschränkung.

Schlosser wußte wohl, daß sehr ehrwürdige und scharfsinnige Männer in der von Kant gestifteten Schule aufgetreten waren; aber er vermeinte, in ihnen überall auf algebraische Formeln zu stoßen, die, wenn man irgend eine einzige mangelhafte Gleichung hat durchschlüpfen lassen, uns in Labyrinthe von Irrthümern führen, in denen es einem vielleicht ganz behaglich sein mag, wenn man, wie Bradamonte in den bezau-

berten Schlössern der Atalante schwärmt. Wenn man aber in dem Irrgarten sich seiner selbst noch bewußt bleibt; immer noch die innere Stimme hört: Du irrst, und doch wo man hinaus will Alles vermauert ist: dies erschien Schlosser'n ein so peinlicher Zustand, daß er ihm allerdings lieber ein wenig Schärfe der Beweise, ein wenig abschneidende Präcision aufopfern, lieber, wenn denn doch geirrt werden muß, mit wohlthuenden Paralogismen, Antinomien und Ideen sich behelfen, als so gar sicher wohnen und darüber an Geist und Herz zu Grunde gehen wollte. Demnach mochte er sich nicht in die magischen Kreise der Terminologien verweisen lassen. Er wünschte, daß die Menschen über ihre Angelegenheit wie Menschen reden und sich unter den Worten den Geist nicht entfliehen lassen möchten. Er sah, wie sie gerade damals in Frankreich mit Worten handelten, wie sie aus Furcht, ihre Freiheit wieder zu verlieren, den echten Geist der Freiheit in Worten ertränkten, und ihn dünkte, eben so werde es jedem einzelnen gehen, wenn er um Paralogismen zu entfliehen, den ganzen λογισμόν daran wagt.

Einige Anmerkungen, welche Schlosser seiner Uebersetzung der Platonischen Briefe beizufügen für nöthig hielt und welche sich auf seine Ansicht von der critischen Philosophie bezogen, hatten den Stifter dieser Schule veranlaßt, in der Berliner Monatsschrift vom Mai jenes Jahres, ihn der Anmaßung eines vornehmen Tones in der Philosophie zu beschuldigen und ihn darüber züchtigen zu wollen, „daß er sich über die Zunftgenossen erhöbe und deren unveräußerliches Recht der Freiheit und Gleichheit, in Sachen der bloßen Vernunft, verletzte *)."

Schlosser sah diese Beschuldigung als eine Aufforderung an, Das, was er in jenen Anmerkungen sagte, weiter auszu-

---

*) Ueber jenen Aufsatz schrieb Baggesen (Kopenhagen, den 8. Oct. 1796) an Reinhold: „Es ist ein bitterer Ton dem vornehmen entgegen gesetzt, und man sollte jedem falschen Tone einen richtigen, d. h. einen reinen, hellen, sanften, durchaus humanen, wo nicht einen christlichen und

führen und es mit Gründen zu unterstützen. So enstanden seine beiden „Schreiben an einen jungen Mann, der die critische Philosophie studiren wollte“ und späterhin die Pieçe: „Homer und die Homeriden. Eine Erzählung vom Parnaß.“ Fassen wir Schlosser's Ansichten über diesen Gegenstand zusammen, so müssen wir sagen: Kant's System kam ihm vor wie ein Palast in einer dürren Wüste, wo kein Tropfen Wasser quillt und nie ein Hauch des Lebens wehte. Der Architect hat seine Kunst erschöpft, um dem Gebäude Festigkeit und Dauer zu geben; aber er dachte dabei an nichts, als an Dauer und Festigkeit. Es sieht aus, wie eine Menschen-Wohnung und ist nur eine Herberge für Eulen, und der Wanderer, den sein Unglück dahin verirrt, hat in ihm nicht mehr, als den Trost unter einem sichern Obdache zu verhungern.

Schlosser's erstes Schreiben hatte unter andern auch eine kleine, von Kant verfaßte, Schrift zur Folge, in welcher ihm mit Recht, sowohl manches Mißverständniß der critischen, als auch einseitige Schätzung der Platonischen Philosophie, dagegen mit schreiendem Unrechte eine unredliche Absicht vorgeworfen wird. Zugleich behauptet der Verfasser derselben, das Philosophiren, und namentlich das Studium der critischen Philosophie, sei auch der körperlichen Gesundheit vortheilhaft, weshalb die Polizei darauf zu achten habe, daß zunftgerechte Aerzte und nicht bloße Liebhaber, sich anmaßen anzurathen, welche Philosophie man studiren solle. Vergebens äußerten Freunde von Schlosser den Wunsch, daß er, nach dem Beispiele eines großen Mannes, der ihn durch Verschwägerung berührte, tolerant jenes Phänomen auch nicht unbeschaut mit freundli-

---

liebenden, entgegen setzen. Ich möchte darüber Blut weinen, daß der größte Mann unserer großen kleinlichen Zeit eine Blöße gegeben hat.“

Auf dieselbe Abhandlung, welche übrigens als ein Muster feiner Ironie gepriesen zu werden pflegt, bezieht sich die Xenie:

„Vornehm nennst Du den Ton der neuen Propheten? Ganz richtig;
Vornehm philosophirt heißt wie Rotüre gedacht.“

chem Blicke an sich möchte vorbei gehen lassen, um Andern und sich selbst den Verdruß von gelehrten Angriffen und Erwiderungen zu ersparen.

Goethe schrieb am 14. Sept. 1797 an Schiller: „Sonderbar hat mich hier (in Tübingen) eine kleine Schrift von Kant überrascht, die Sie gewiß auch kennen werden: Verkündigung des nahen Abschlusses eines Tractat's zum ewigen Frieden in der Philosophie; ein sehr schätzbares Product seiner bekannten Denkart . . . Indessen thut er doch, wie mir scheint, Schlosser'n unrecht, daß er ihn einer Unredlichkeit, wenigstens indirect, beschuldigen will. Wenn Schlosser fehlt, so ist es wohl darin, daß er seiner innern Ueberzeugung eine Realität nach außen zuschreibt und kraft seines Characters und seiner Denkweise zuschreiben muß; und wer ist in Theorie und Praxis ganz frei von dieser Anmaßung?"

In einem, unterm 1. Dec. d. J. an Jacobi gerichteten Briefe, äußerte Herder: „Das Jahrhundert oder Jahrzehend ist in der Kantischen Wortgrübelei ertrunken; ein neuer Mensch wird empor kommen und jene Sündfluth wird verlaufen. Jetzt mit ihr fechten, dünkt mich vergeblich: man muß nur Löcher graben, wohin sie ablaufe, wenn ihre Zeit kommt."

Jacobi, Der mündlich und schriftlich mit Schlosser'n über viele, gegen die critische Philosophie gerichtete, Behauptungen Desselben Wochen lang disputirte, wollte einige gute Wirkungen dieser Uebungen in Schlosser's zweitem Schreiben erkennen; doch bedauerte er, daß Dieser sich ein gutes Spiel verdorben habe.

In jener Zeit kam J. L. Ewald, Der als General-Superintendent in Detmold lebte, zum Besuche nach Eutin.

„Hier sah ich denn, — erzählt er in der ihm eigenthümlichen Weise, — Schlosser'n zum erstenmale, mit Dem ich durch seine Schriften und durch Correspondenz schon lange bekannt war. Ja, bekannt! Es giebt viele Männer, die sich in ihren Schriften nur als Schriftsteller zeigen, manchmal auch wegen des Faches, das sie sich gewählt haben, sich nicht

anders zeigen können. Der bloße Jurist, Arzt, Philologe, Mathematiker, hat selten Gelegenheit, als solcher, etwas von seiner individuellen Menschheit zu zeigen. Auch mancher Philosoph und schöne Geist giebt nie etwas von sich selbst von seiner eigenthümlichen Ansicht und Empfindungsart; oder es entfährt ihm gegen seinen Willen. So ist Schlosser nicht! Man kennt ihn von manchen Seiten, wenn man auch nur einiges von ihm gelesen hat, wäre es auch allenfalls etwas Gelehrtes. Es fällt ihm nicht ein, seine Individualität zu verbergen; er zeigt sie zuerst. Offen giebt er sich in seinen Briefen über alle vorkommende Gegenstände und wie es ihm in dem Augenblicke ist. Aber wie ganz anders wird es Einem doch, wenn man den Mann sieht! Dies Gepräge von Ehrlichkeit, Geradsinn, Scharfsinn, von gesundem, unbestechlichem Menschenverstande, von Witz und Laune in seinem Gesichte, wie erklärt es seine Schriften von so mannichfaltiger Art, und wird durch sie erklärt! Wie wird man so bald überzeugt, daß der Kopf auf keine Art schwärmen, sich weder in dichterischen noch in transzendentellen Fantasieen verirren und verlieren könne! Durch den Zug von Schwermuth, durch den etwas finster gewordenen Blick, wie wird der Anstrich von Bitterkeit so begreiflich, den man hin und wieder in seinen Schriften findet! Und durch manche Erfahrungen seines Lebens dieser Anschein von Bitterkeit! Für den, dem der Sinn, in einem Menschengesichte zu lesen, nicht ganz versagt ist, welch' ein Genuß, den Ausdruck so verschiedenartiger Eigenschaften und Kräfte zu sehen, ihren Zusammenhang zu ahnen und die Wurzel, aus der sie alle stammen! Es war mir ein eigner, rein-menschlicher Genuß, den Mann zu sehen; und wir brachten in seiner Familie einen gar trefflichen Abend zu. Auch bei Schlosser versteht man die Kunst, Fremde zu behandeln, daß sie sich gleich zu Hause fühlen und es ist eine sehr wohlthätige Kunst.

Erst kürzlich war Schlosser, wegen seines Schreibens an einen Jüngling über die Kantische Philosophie, auf eine so

unwürdige, unser Jahrzehend schändende und alles Prahlen von Aufklärung und Humanität durch Thatsache widerlegende Art, mißhandelt worden, oder vielmehr, man hätte ihn gern mißhandelt, wenn ein Mann, wie Schlosser, von solchen philosophischen Enragé's mißhandelt werden könnte; ein Mann, der von dem Manne, Kant, wenigstens mit dem gehörigen Respecte behandelt ward. Es war also natürlich, daß von der neueren Philosophie und ihrer Anwendbarkeit, Brauchbarkeit für's menschliche Leben, geredet ward. Ich will Einiges von den Resultaten dieses Gesprächs geben; natürlich nur als unsere Ansicht, von der jeder denken mag, was er will und kann. Die Hauptfrage ist: ob die neuere practische Philosophie für den Menschen gemacht sei? Sie setzt voraus, es liege hauptsächlich daran, daß der Mensch das echt-Gute nicht kenne und er würde in dem Maße gebessert werden, wie er das Gute besser und mehr in seiner Reinheit erkennte. Und dies ist doch offenbar der Fall nicht. Wie viel Gutes wissen wir? Wie genau sind wir oft mit unsern Pflichten bekannt und wie wenig davon wird gethan? Wer übt immer alles das aus, was er als gut und recht erkennt? Diese Philosophie scheint also die Kur des Menschen auf den Kopf anzulegen, da es ihm in der Brust fehlt. Der Admiral der Flotte sucht die Meereslänge genauer zu bestimmen, indeß die Flotte mit Sturm und Feinden zu kämpfen hat! Man will das Schiff bei Windstille oder entgegengesetztem Winde durch ein sehr genaues und besser eingerichtetes Steuerruder weiter bringen! — Wenn der Mensch zu absoluter Wahrheit gemacht sein soll, so muß er sich und seine Anschauungsart erst als unfehlbar erkennen, die doch offenbar durch seine Organisation, seine Erziehung, durch den Geist seiner Zeit bestimmt ist. Selbst seine practische Vernunft ist eine menschliche Vernunft; sein absolutes Ich ist ein menschliches Ich, also allen den Modificationen unterworfen, wozu die menschliche Natur so sehr viel Empfänglichkeit hat. Er kann also, wenn er sich selbst kennt, die Art,

wie er Begriffe empfängt, wie sie durch Lagen, Umstände, Erziehung, Körper 2c. bestimmt werden, durchaus auf nichts anders als auf hypothetische, subjective Wahrheit Anspruch machen. Zu ihr ist er auch offenbar nur bestimmt. Aber er kann auch eben darum, weil er alles durch seine menschliche Organisation erkennt, nicht einmal bestimmen, ob er keine abstracte, absolute Wahrheit habe. Eben weil er nur durch eine gewisse Denkform denkt, weiß er nicht, ob alles bloß Denkform ist. Wenn man indeß nicht eine Art von Atheismus gewählt hat, so muß man es dem Schöpfer seines Wesens zutrauen, daß er uns durch unsere Organisation nicht auf etwas ganz Falsches geleitet haben werde; daß wenigstens die Seele der Dinge, die wir als Menschen erfassen, eine wahre Seele sei. Oder wir müssen annehmen, daß die menschlich-wahre, an sich aber falsche Ansicht der Dinge uns heilsamer als Erkenntniß der absoluten Wahrheit sei; etwas, was wir nach unserer Denkform nicht annehmen können. Das Moralprincip Kant's, so wie er es ausdehnt, scheint denn auch unanwendbar auf den Menschen zu sein, weil der Mensch andere Intelligenzen nicht kennt, ihre Kräfte, Vortheile, Gesetze also auch nicht berechnen kann. Es ist ihm entweder eine leere Form, die ihn in keinem gegebenen Falle leitet, ein transzendenteller Schlußstein, über dem Gewölbe hervorstehend, der das Gewölbe nicht befestigt, sondern ihm nur das Ansehen von Festigkeit giebt, oder er muß es bloß auf die Menschen einschränken: — die einzige Intelligenz, von deren Kräften, Bedürfnissen, Gesetzen er etwas weiß. Daß er nach seiner Denkform kein anderes Prinzip für die Geisterwelt, als die Form des Gesetzes selbst, anerkennen kann, beweis't noch nicht, daß es kein anderes gebe. Man darf nicht vergessen, daß man bloß nach seiner Denkform so abspricht und absprechen muß. Der Mensch scheint nach seiner Organisation und der von dem Urheber seiner Natur so eingerichteten Bildungsart, weit mehr bestimmt, glaubwürdigen Wesen zu glauben, ihnen zu vertrauen, sie zu lieben und durch Vertrauen und Liebe zum

Guten geleitet zu werden. Demuth und Vertrauen sind auch die Haupterfordernisse des Christenthumsverehrers, wovon jede Art von herrschender Philosophie weit abführt. Indeß ist es nicht zu leugnen, daß Kant's practische Schriften die Sittenlehre vor den Einflüssen des egoistischen Zeitgeistes sicherten und daß er vielen, durch Verschiedenheit der Meinungen in der Irre geleiteten, wahrheitsliebenden Menschen, feste Standpuncte angewiesen hat, auf denen sie sich erhalten können, unter den Wogen des alles beraisonnirenden und bezweifelnden Zeitgeistes.

Dies waren etwa die Ideen, die wir darüber wechselten *)."

Außer einer Abhandlung über das bekannte Problem in Plato's Menon, welches Schlosser, nur mit Veränderung der Interpunction, einfach dahin erklärte, daß die Triangelfläche in die Zirkelfläche gelegt werden solle, arbeitete er in seiner ihm immer lieber gewordenen verborgenen Eutiner Welt, wo Liebe und guter Sinn Ruhe und Frieden erhielt und bewahrte, mit unverdrossen angestrengtem Fleiße an einer Uebersetzung der Politik des Aristoteles, in der er bereits in Ansbach bis zum siebenten Buche vorgerückt war. Der Abdruck derselben wurde im Jahr 1798 vollendet.

„Aristoteles schrieb, — sagt Schlosser, — wie Jedermann weiß, seine Lehre von den Staatsverfassungen zu einer Zeit, in welcher Philipp und Alexander den Griechen viel zu wenig Selbstständigkeit übrig gelassen hatten, als daß sie unter den Staatsverfassungen zu wählen, oder daß sie nur die, welche sie von ihren Voreltern ererbt hatten, zu behaupten im Stande gewesen wären. Sie hatten vielmehr im Grunde kaum noch einen Staat, viel weniger eine Staatsverfassung. Eben so schrieb er für die Griechen eine Redekunst, da sie keine Redner, eine Dichtkunst, da sie keine Dichter, eine Sittenlehre, da

---

*) J. L. Ewald's Fantasieen auf einer Reise durch die Gegenden des Friedens. Hannover, 1799. S. 231 ff.

sie keine Sitten mehr hatten. Die Theorieen pflegen gewöhnlich unter solchen Umständen zu entstehen und am besten zu gedeihen, entweder weil wir das Schöne und das Gute erst kennen lernen, wenn wir es nicht mehr haben; oder weil wir uns durch die Anschauung dessen, was wir sein könnten, über das trösten wollen, was wir nicht sind; oder endlich, weil die Energie des Denkens erst dann aufwacht, wenn die Energie des Wirkens eingeschlummert ist." In der letztern Ursache findet Schlosser die Veranlassung, weshalb Aristoteles seine Politik schrieb.

Ueber die Entstehung seiner Uebersetzung äußert Schlosser: „In der Zeit, in welcher Jedermann sich berufen glaubt, über Staatsformen und Revolutionen, Bürgerrechte und Regentenpflichten zu sprechen und abzusprechen, hat es mir nicht unnütz geschienen, Das, was wir noch von dem Buche übrig behalten haben, welches Aristoteles vor ein Paar tausend Jahren über die Politik geschrieben hat, in deutscher Sprache bekannt zu machen.

Ich bin weit entfernt, zu glauben, daß dieses Werk des griechischen Philosophen den unter uns wieder aufgewachten Streit zwischen den Aristokraten und Demokraten, Monarchomatern und Monarchomachen entscheiden werde. Streitfragen, welche nicht der Verstand, sondern die Leidenschaft aufwirft, ernährt und behandelt, können selten oder nie von Philosophen geschlichtet werden. Aber dennoch halte ich dafür, daß der Vortheil noch immer groß sein werde, den unsere Zeitgenossen aller Classen, Stände, Secten und Arten erhalten werden, wenn sie diese Blätter durchlesen wollen."

Schlosser traute sich selbst nicht genug Sprach- und Sachkenntniß zu, um einer Arbeit gewachsen zu sein, an welche sich bisher noch Niemand hatte wagen wollen; aber er glaubte dennoch keinen völlig unnützen Versuch gemacht zu haben und forderte die Sprachkenner, Philosophen und Staatsmänner auf, ihn, wo er gefehlt, zurecht zu weisen oder durch eine vollkommnere Arbeit seinen Versuch überflüssig zu machen.

Auch giebt er in der Vorrede, welche statt der Einleitung dient, Nachricht von den Hülfsmitteln, die er bei seiner Uebersetzung gebraucht und einige allgemeine Betrachtungen über die Philosophie des Sokrates, Plato und Aristoteles, über die Moral des Letztern insbesondere und deren Zusammenhang mit seiner Politik.

In den Anmerkungen, die Sach- und Worterklärungen enthalten, welche das Verständniß des Originals erfordert, hat sich Schlosser vorzüglich bemüht, die historischen Data aus der Geschichte und Statistik alter Staaten, welche Aristoteles nur kurz andeutet, ausführlicher darzustellen. Eine große Anzahl derselben beschäftigt sich mit Beurtheilung, Berichtigung und Widerlegung Aristotelischer Gedanken, mit Vertheidigung des Plato gegen unbillige Urtheile seines Schülers und mit Vergleichung neuerer politischer Behauptungen, besonders des Macchiavelli mit den älteren.

Eine werthvolle Zugabe ist die Analyse des Textes. Schlosser schickt einige Bemerkungen über die Beschaffenheit der Politik des Aristoteles in wissenschaftlicher Hinsicht und über die Nothwendigkeit und die zweckmäßige Einrichtung einer Analyse derselben voraus. „Mich dünkt, — sagt er, — eine Analyse soll die Haupt-Idee, welche das ganze Werk umfaßt, ergreifen, die Entstehung und Verfolgung dieser Idee angeben, die Verbindung der Haupt-Ideen und der wesentlichen Neben-Ideen darlegen und da, wo diese nicht wieder einer Analyse bedürfen, sie nur andeuten, alle Episoden weglassen und überhaupt den Leser nur in den Stand setzen, sich, wenn er das Buch in die Hand nimmt, er falle, wohin er wolle, gleich zu orientiren."

Schlosser theilt die Politik demgemäß in drei Theile. Der erste enthält die Untersuchung von der Entstehung, dem Wesen und Zweck der Staatsgesellschaften; der zweite beantwortet die Frage: Durch wen handelt und beschließt der Staat? Der dritte beantwortet die Frage: Was für Mittel muß der Staat ergreifen, was muß er beschließen und thun,

damit er seinen Zweck erreiche? Unter diese drei Gesichtspuncte sind nun alle Untersuchungen, welche in diesen Büchern vorkommen, geordnet; so daß diese Analyse zugleich die Stelle eines brauchbaren Repertoriums vertritt.

Dem Schlusse des Werkes hat Schlosser noch eine Uebersetzung der zwei Bücher von der Haushaltungskunst angehängt, weil ihr Inhalt so nahe mit der Politik verwandt ist; ungeachtet er darthut, daß sie des Aristoteles nicht würdig sei, höchst wahrscheinlich nicht von ihm herrühre, allenfalls für einen Umriß oder für Collectaneen anzusehen sei, welche für eine weitere Ausführung bestimmt gewesen wären.

Die Uebersetzung des ganzen Werkes ist sehr lesbar und wenn gleich nicht überall wörtlich, dennoch treu. Die Critik muß in Rücksicht auf die damalige Beschaffenheit des Textes manche Fehlgriffe entschuldigen. Jedesfalls darf man sagen, daß Schlosser, Der, wie erwähnt worden, diese Arbeit nur für einen Versuch ausgab, sein Ziel in so fern erreicht hat, als dieselbe durchaus geeignet ist, zum Verständnisse des Aristoteles beizutragen und den Weg zu ferneren Aufklärungen Desselben zu bahnen.

Die letzten literarischen Arbeiten, welche wir von Schlosser besitzen, sind drei kleine Aufsätze, zu deren Abfassung ihn sein Freund J. G. Jacobi ermunterte und deren Geist durch folgende, dem einen derselben entnommene, Aeußerung characterisirt ist: „Unsere Würde ist, abzuhängen vom Geiste der Vollkommenheit, der über uns schwebt, kindlich anzunehmen aus seiner Hand, was er uns giebt, einfältig dankbar hinauf zu blicken zum Geber und in unserm kleinen Kreise zu thun, was wir sehen, daß er thut in seinem großen Kreise. Und dahin führt uns nicht das in uns selbst Schauen, sondern das außer uns Schauen; nicht das Denken über Gottes Wesen, sondern das Sehen auf sein Thun — und auch das Sehen nicht allein, sondern das Mitgefühl seiner Gottheit, die Empfindung des Stempels von seinem Bilde.“

Der Aufsatz, mit dem Schlosser seine gesammte literarische Laufbahn beendigte, handelt davon, ob, wo der Glaube an Christus ist, Freude sein könne. Er ist überschrieben: „Die frohen Feste,“ und trägt das Motto: „Freuet euch, und abermal sage ich, freuet euch.“ Phil. IV. 4.

„Wenn wir, — äußert Schlosser in demselben, — die Religionen der alten Heiden mit der christlichen vergleichen sollen, so laß uns wenigstens den Punct des Vergleichs nicht verrücken. Du hast sehr recht, wenn Du sagst, daß das ein Zeichen einer wahren Religion sei, daß sie den Menschen froh mache. Denn, weil der Zweck jeder Religion dahin gehen soll, daß die Menschen mit der Gottheit vereinigt werden; so muß auch die Annäherung zu dieser Vereinigung schon einen Vorschmack von göttlicher Seligkeit geben. Aber, muß nicht selbst dieser Vorschmack göttlicher Seligkeit auch nach Göttlichkeit schmecken?“

Freilich, die heidnische Religion, welche ihre Götter so gar sinnlich machte, konnte auch in bloß sinnlichen Freuden Vorschmack einer solchen Göttlichkeit finden; und willst Du, wollte euer Lehrer, dem ihr Alle nachschwatzt, in dieser Rücksicht die Fröhlichkeit des alten Gottesdienstes wieder herstellen; so laß uns auch die Jupiter's, Juno's, die Venus' mit aller ihrer Sinnlichkeit wieder hervor suchen. Willst Du aber wahre Göttlichkeit in der Gottheit finden, so suche auch wahre Götterfreude in dem Gottesdienst.

Und wo ist die in einer Religion, wenn sie nicht in der unsern ist? Kennst du die Anfangsgründe dieser Religion?

In dem labyrinthischen Gange unseres Lebens, unter der undurchdringlichen Nacht, die über der Vergangenheit und der Zukunft schwebt, in dem engen Kreise, in welchem der höchste menschliche Verstand sich dreht und wendet und wieder wendet und wieder dreht, bis er sich in seinem eigenen Gewebe verwirrt, in dem Strudel immer neuer Wünsche und immer neuer Versagungen; in dem Kampfe immer neuer Entschlüsse zur Tugend und immer neuer Verbrechen gegen die Tugend; in dem

Wechsel unverdienter Leiden und verschuldeter Büßungen. In der Welt, wo Krankheit, Armuth, siegendes Unrecht, sterbende Liebe, trügerische Freundschaft, Verfolgung, Verführung, heimlich, öffentlich, langsam, schnell, schleichend, gewaltthätig, an jedem Tage, in jeder Stunde der Nacht tausend Augen mit Thränen füllt, tausend Herzen bricht; da, da ist eins, nur eins, das den Menschen halten kann und das eine ist die Gewißheit, daß der Mensch auch ein letzter Zweck der Gottheit und kein verachtetes Werkzeug ist, mit welchem irgend ein Demiurg seine eigenen Zwecke erarbeitet und das er wegwirft, wenn es verbraucht, verzehrt, abgestumpft, sich biegt und bricht.

Das, o junger Mann, — fuhr Eugenius fort, — diese Gewißheit ist der erste Anfangsgrund der Religion, die Du nicht kennst. Dieser einzige Gedanke — oder vielmehr, denn Du weißt, wie die Weisen zweifelten — der einzige Glaube an diese Wahrheit ist es, der göttliche Freude geben kann“...

„O gewiß, — heißt es am Schlusse, — wenn Du diese Religion in ihren Grundsätzen kenntest, Du hättest ihre Lehren nie traurig, mürrisch, freudenleer nennen können!... Warum willst Du die Fehler der Menschen, die Armuth dieses Jahrhunderts an Geist und Herz, der Religion zur Last legen? Hast Du nie etwas gehört von den frohen Festen der ersten Christen, von ihren Mahlen der Liebe, ihrer unschuldigen Eintracht, ihren großmüthigen Almosen, ihrer paradisischen, brüderlichen Herzigkeit, ihren Psalmen, ihren Hymnen, ihren lebendigen, seelenerhebenden Gebeten? Und, scheint Dir eine Religion, die das Menschenleben den schönsten Dichtungen vom goldnen Zeitalter so ähnlich machen kann, freudenleer? Scheinen die Feste, in welchen sich die Seele mit dem Himmel so verwandt fühlt, scheinen Dir die nicht schöner, froher, herrlicher, göttlicher, als die blutige, rauchende Schlachtbank bekränzter Opferthiere? Sind sie vorüber diese Zeiten; ist es nun gar anders, sind unsere Liebesmahle kalt, unsere Feste frostig und leer, sind selbst unsere Tempel trübselig, dumpf und finster: so rechte mit denen, in deren Hand es steht, den Geist

des Volkes zu beleben; die jede Ahnung des göttlichen Einflusses auf den Menschen vertilgen; jedes Gefühl des Herzens mit ihrer plumpen Weisheit ersticken, mit ihrem kalten Spott jeden Funken der Andacht verlöschen wollen: oder mit denen, die mit karger Hand den Altar errichten und mit noch kargerer seine Priester nähren und weder Herz haben, den Geist der Religion zu fassen, noch Sinn, seine Hülle zu veredeln: mit denen rechte und mit dem Kaltsinn dieser Zeit, die selbst der Sänger des Messias durch seine unsterbliche Leier nicht erwecken konnte; und mit der Schlaffheit, mit der Trägheit, mit der ganzen Dürftigkeit unseres Jahrhunderts rechte; nicht mit dem Geist unserer Religion, der mit allen den unnennbaren Freuden, die um ihn schweben, selbst von diesem seelenlosen Kaltsinn, von dieser schwunglosen Trägheit, von dieser ganzen Dürftigkeit unseres Jahrhunderts unabhängig ist! Jeder Christ ist sein Priester, sein Opferer, sein Beter. Sein Gottesdienst ist gewebt durch sein Leben und nicht gebunden an Tempel und Feste. Sein Gott braucht kein fremdes Organ, er hört die Stimme der Herzens. Seine Gebete, seine Opfer, seine denkenden Hymnen, seine heiligen Päane brauchen weder Tempel in Marmor-Säulen-Gängen, noch übergoldete Altäre, noch lange Schauzüge der Priester, noch Pfeifen und Posaunen. Wo Gottes Boden ausgebreitet ist, kann er, kniend, gehend, stehend, liegend, in Gebeten, in Seufzern, in unhörbaren Worten seine heiligsten Feste, die Feste des Herzens feiern."

Schlosser, genährt mit dem Marke des classischen Alterthums, stellte in seinen Schriften, beinahe stets mit Beziehung auf practische Wirksamkeit, die fruchtbarsten Wahrheiten aus dem Gebiete der Politik, Geschichte, Moral und Philosophie, mit Freimüthigkeit und Beredsamkeit dar. Der gegenwärtigen Zeit ist er als Schriftsteller entfremdet. Wenn er auch, wie Burke, in seinem heiligen Eifer in manches Paradoxe gerieth; so verkündigte er gleichwohl mit Muth, Feuer und Kraft viele Wahrheiten, die heut zu Tage sehr verkannt werden und dennoch dem Zeitalter höchst dienlich sind.

Am 20. October 1798 verließ Schlosser Eutin. So lange Dessen älterer Bruder, Hieronymus Peter Schlosser, welcher Mitglied des Magistrats und Schöff in seiner Vaterstadt gewesen, am Leben war, konnte er selbst, den Frankfurter Verfassungsbestimmungen gemäß, zu keiner Stelle, die seinen Verhältnissen angemessen gewesen wäre, berufen werden. Einige Zeit nach dem am 11. Sept. 1797 erfolgten Tode seines Bruders aber, erging an ihn von Seiten des Magistrats seiner dankbaren Vaterstadt der Ruf zu einer erledigten Syndicatsstelle und zwar in ungewöhnlich ehrenvoller Weise, indem bei seiner Berufung, dem einstimmigen Wunsche des Magistrats und des Bürgerausschusses zufolge, in Gemäßheit der von beiden gemeinsam nachgesuchten und erwirkten kaiserlichen Dispensation, von der sonst bei solchen Ernennungen verfassungsmäßig vorgeschriebenen Kugelung Umgang genommen wurde.

Neigung und Pflicht hießen Schlosser'n, diesem Rufe zu folgen. Auf dem Wege, den er durch die Welt gewandelt war, hatte er vieles Glück aus der Hand des ewigen Vaters empfangen. Einiges war gebunden an Ort und Zeit, anderes schwebte frei von allen diesen Banden, wie sein eigener Geist. Jenes that ihm wohl; dieses allein füllte ihn ganz. Deshalb hing er nicht an Zeit und Ort. Seine Freunde aber sahen jenen Ruf als einen schönen Lohn seines vergangenen Lebens an und als eine Krone seines Alters. Sie hofften vereint, daß er die Freude, seiner Vaterstadt zu nützen und von seinen Mitbürgern geehrt zu werden, ungestört genießen werde und wünschten, daß der weitere Kreis, den Gott seiner Thätigkeit nunmehr anwies, sein Leben verdoppeln und ihm den besten Lohn, den seine Bemühungen verdienten, ertheilen möchte.

So wie während des größten Theiles seines früheren Lebens, widmete sich Schlosser nun wiederum und zwar, da es seiner geliebten Vaterstadt galt, mit neu erwachter Neigung, den öffentlichen Geschäften. Seine Freunde freuten sich seiner Zufriedenheit, des Guten, was er wirkte und des schönen Genusses seiner selbst. Seine fernen Kinder aber rührte das

Bild seines Lebens, seine glückliche Thätigkeit und die Schilderung des schönen Umganges mit Solchen, welche seinen Werth ganz erkannten und schätzten. Im stillen Umgange mit den Musen, im Schooße seiner Familie, im engen Kreise der Freundschaft und in ländlicher Ruhe, brachte er seine wenigen Erholungsstunden zu. Jedem seiner Briefe strömte frohes, volles Leben aus. „Meine Phantasie, — schrieb er nach Eutin, — wohnt in ihren besten Stunden unter Euch! Laßt es Euch wohlgehen! Ach, überall sucht man den Kopf auf Kosten des Herzens aufzuputzen und die Ruhe und Stille einer schönen Einschränkung, ohne welche die Menschheit nirgend gedeihen kann, flieht immer weiter vom Erdboden. Klagt nicht über unsere Trennung! Der Himmel hat seine Wege gegen uns gerechtfertigt!“

Zu schriftstellerischen Leistungen fehlte ihm nun die Muße. Doch nahm er noch einmal sein Lieblingsstück des Sophocles, den Oedip von Kolonos, zur Hand, den er schon in Emmendingen einmal, wiewohl nicht zu seiner Zufriedenheit, übersetzt hatte. Einige, in jenem enthaltene, Chöre erhoben ihn, so oft er sie las, über sein Selbst.

Nicht ein volles Jahr hindurch ist es Schlosser'n vergönnt gewesen, seiner Vaterstadt zu nützen; denn er wurde derselben, als sie sich eben in einer höchst critischen Lage befand, am 17. October 1799, im sechszigsten Lebensjahre, durch einen unerwarteten Tod entrissen. Die Krankheit hatte ihn schnell ergriffen und in wenigen Tagen hingerafft. Schlosser, der feurige Denker und Wahrheitsforscher, der für Gott, Recht und Tugend eifrig schrieb und handelte, war in ein besseres Dasein übergegangen. Sein großer, freier Geist war zu seinem Schöpfer heimgekehrt. Das Herz, welches die edelste Begeisterung für die Beglückung des Volkes und für die Veredlung der Menschheit durchglühte; das Herz, welches so warm für seine nahen und fernen Freunde schlug, die Triebfeder seiner vollen, reichlichen und verborgenen Wohlthätigkeit, war gebrochen. Der Mund, den Goethe, gleich jenem von Filangieri,

niemals ein gleichgültiges Wort reden hörte, der immer fest und unverdrossen, der Thorheit der Zeit zum Trotz, die ewige Wahrheit verkündigt hatte, war verstummt. — „Schlosser ist dahin, und mit ihm ein Theil der deutschen Redlichkeit hinüber geschlummert," schrieb ein Freund aus Frankfurt seinem entfernten Freunde. — Sein Eingang in jenes Vaterhaus, welches der Wohnungen viele enthält, mahnte an Montagne's Aufforderung: „Laßt uns ohne Furcht dahin gehen, wohin so viele brave Leute gegangen sind." Ein schönerer, größerer Tod, als Schlosser's, ist nicht denkbar. Er starb ohne Abnahme seines Lebens, ohne Besorgniß seines Verlustes. Seine Gattin, die ihm mit der Liebe, welche ein Pfand der Unsterblichkeit ist, anhing, war in treuester Pflege, bis an das Ende bei ihm, dem Ehrwürdigen, und konnte seines Dankes, seiner Liebe mit ruhiger Zuversicht gewiß sein. Sein Tod war das Siegel seiner inneren Größe.

Schlosser ruht ohne Denkmal unter seinem Leichensteine. Gern hätten die Seinigen jene Stelle bezeichnet; aber dies war nicht in dem Sinne reiner Demuth, welcher den Verewigten beseelte. Der edle, biedere, deutsche Mann, mit seinem tiefen Sinne und Gefühl für Recht und Wahrheit, mit der Entschiedenheit und zugleich prunklosen Bescheidenheit seines Gemüthes und Herzens, welches das Heilige mit inniger Ehrfurcht und Wärme umfaßte, wollte niemals scheinen, sondern, im edelsten Sinne, nur sein.

Unter den Freunden, welche die Kunde von Schlosser's Heimgange gewaltig ergriff, ist vorzüglich Klinger namhaft zu machen. Wenige hatten jenen Blick, jene unbedingte Liebe für den Verklärten, welche Dieser von Jugend auf für ihn besaß und bis zu seinem eigenen Tod darlegte. Er sah in Schlosser'n das lebende Bild des Guten, welches sich so fest seinem Geiste einprägte, daß die wichtigsten Erfahrungen an den übrigen Menschen, seinen Glauben an Das, was er so rein in Jenem erkannte, nicht erschüttern konnten *). „Ich habe — sagt

*) Denkschrift auf G. H. L. Nicolovius. S. 118 f.

Klinger in seinen „Betrachtungen und Gedanken über verschiedene Gegenstände der Welt und der Literatur *)“ — viele große Männer und berühmte Schriftsteller genannt; aber noch nicht den reinsten, moralischen Menschen, der mir in einem Leben von beinahe fünfzig Jahren vorgekommen ist. Dieser war Georg Schlosser aus Frankfurt am Main, Der daselbst vor Kurzem, als Syndicus, sein schönes Leben endigte. In ihm hatte sich die menschliche Natur veredelt und er selbst leitete sein ganzes Leben hindurch alle seine erworbenen großen Kenntnisse nur auf diesen Zweck. Kein unreiner Faden läuft durch das reine Gewebe seines Lebens, und er führte ein sehr thätiges Leben. Ich möchte sagen: Nur die Tugend war sein Genie und machte es aus, so kräftig, so ganz und vollendet stellte er sie dar. Daß er mein Freund bis zum letzten Augenblick seines Lebens war, meiner in der langen Abwesenheit gedachte, wie ich seiner, und wir entfernt und nah, immer in gleichem Geiste verbunden blieben, rechne ich zu dem wichtigsten Gewinn meines Lebens.“

Pfeffel, vor Dessen Geiste Schlosser als Erwecker und Führer zu höheren Stufen da stand, erwiederte auf die Trauerkunde:

„Ein Blümchen nur — auf meinem Herzen dorrte
Das Blümchen — leg' ich auf Dein Grab,
Mein Bruder, ach! mein Schmerz hat keine Worte
Und keine Zeit wischt meine Thränen ab.“

Schlosser's Zeitgenossen, Freunde und Geistesverwandte, denen sein seltener Werth bekannt war, sind von dieser Erde geschieden und es leben, außer seinen Nachkommen, wohl nur Wenige, welche dieses Denkmal mit Liebe würdigen werden. Es könnte dies schmerzlich lauten und auch sein, wenn nicht gewiß wäre, daß er seiner Zeit gelebt hat, wie es Wenige vermochten, und wenn nicht ein anderes Forum bestünde, wo sein reiner, kräftiger und frommer Geist seinen Kranz gefunden hat.

---

*) Ausgabe vom Jahre 1803. B. I. S. 174 f.

Auf Schlosser folgte zunächst im Tode Lavater, Dessen himmelanstrebender Geist am zweiten Tage des Jahres 1801 der irdischen Laufbahn entrissen wurde, um zu dem vollen Genusse seines Erlösers zu gelangen. Friedr. von Zinck, Der nicht für den glänzenderen Theil des menschlichen Lebens geschaffen war, dagegen aber seine Vertrauten, in Beziehung auf Wort und That, über sein Grab hinaus, an das Oelkrüglein jener frommen Wittwe mahnte, beschloß sein stilles, würdevolles Leben im Jahre 1802. Pfeffel, der edle Mann und echte Patriot, wurde am 1. Mai 1809 aus dieser Zeitlichkeit abgerufen, damit ihm das ewige Licht leuchte. J. G. Jacobi, der Dichter der Grazien, segnete am 4. Januar 1814 das Zeitliche. „Wohl ihm! — rief Rotteck ihm nach — er hat den glorreichen Umschwung der europäischen Verhältnisse erlebt, und sein letztes Lied war ein Triumphgesang der Freiheit!“ Matthias Claudius, Der statt des mühseligen Grabstichels, mit dem Fr. H. Jacobi fort grub und meißelte, jenen Stab des Wandsbecker Boten ergriffen hatte; Der immer, ohne Anmaßung eines Vorblickes durch menschliche Vernunft, in Demuth kindlich glaubte, endete am 21. Jan. 1815 seine Pilgerfahrt durch das Erdenleben und ward zum Anschauen und Erkennen d e r Wahrheit erhoben, in der er hier hoffend und vertrauend gelebt hatte. Jacobi, der Philosoph, nicht der glückliche Mann, welcher den wahren Frieden, jene einzig wahre Ruhe erlangt hatte, die systematisch nicht zu finden ist; Der Alle selig pries, die in jenem Geiste des einfältigen Glaubens leben und Der hienieden, bei seinem reinen Streben und Wirken, unter dem Unvermögen menschlicher Begriffe für Erkenntniß, stets zu leiden hatte, wurde am 18. März 1819, ohne die von ihm so sehr befürchtete Abnahme des Geistes zu erfahren, zur himmlischen Ruhe geleitet. Am 5. Dec. desselben Jahres hörte Friedr. Leop. Graf zu Stolberg auf, sterblich zu sein; seine königliche Seele ward von den Banden des Leibes erlöset, um in der Herrlichkeit der Auferstehung, auferweckt durch Christus, an Den sie geglaubt, als Mitglied der

triumphirenden Kirche in Ewigkeit zu leben. Der Tag von Dohm's irdischer Vollendung war der 29. Mai 1820. Schlosser's Wittwe entschlief am 31. Oct. 1821, mit Ruhe und Ergebung in den göttlichen Willen, zu einem bessern Leben, auf welches sie fortwährend ihren Blick gerichtet hatte. Klinger, Dem, so lange er auf dieser Erde wallte, der Friede von Schlosser's Geist und Herz als der wahre Lebensbalsam erschien und Dessen Sehnsucht nach Deutschland der vieljährige Aufenthalt in St. Petersburg nicht zu erschüttern vermochte, gelangte am 25. Febr. 1831 in die rechte Heimath. Ihm folgte am 22. März 1832 sein berühmter Landsmann Goethe, nachdem er in seinen letzten Worten ein Verlangen nach „mehr Licht" ausgesprochen hatte. Nicolovius, in gewissem Sinne wohl der letzte von Schlosser's Geistesverwandten, — Den Dieser, so wie Jener ihn selbst, mit ganzer, wahrer, voller Seele schätzte, — wurde am 2. Nov. 1839 in ein höheres Land versetzt, wo Alles, was der menschlichen Seele Göttliches zu Theil ward, ohne die irdische Hülle, freier hinan kann.

Gleichsam als eine Inschrift dieses Ehrendenkmals möge eine, in Pope's Gedichten befindliche, Grabschrift mitgetheilt werden, deren Inhalt sehr lebhaft an den verewigten Schlosser erinnert:

Hier ruht ein Mann, gut, voll Bescheidenheit,
Von gradem Sinn und Geistesnüchternheit:
Von Siegslust frei, bekämpft' er sich allein,
All seine Kunst war ungerühmt zu sein.
Rein war von Stolz und Leidenschaft sein Muth,
Tugend allein galt ihm als eignes Gut.
So prunklos war sein Herz und doch so reich,
So fest und mild, so stark und zart zugleich.
Wie Gold im Feuer prüft' ihn Gott im Schmerz,
Der Engel trug's, dem Menschen brach das Herz.

X.

Verzeichniß von J. G. Schlosser's schriftstellerischen Arbeiten; nebst einer Nachricht von den Bildnissen Desselben.

---

1. Dissertatio inauguralis juridica de officio tutorum et curatorum circa lites pupillorum et minorum ad illustrandam reformationem Francofurtensem P. VII. T. IV. §. IV. et IX. et T. IX. Altorfii, 1762. (p. 64.) 4.
2. Hero und Leander. Aus dem Griechischen. Frankfurt, 1771.
3. Katechismus der Sittenlehre für das Landvolk. Aechte Ausg. Ebend. 1771.
4. Recensionen in den Frankfurter gelehrten Anzeigen. Jahrg. 1772 u. 1773.
5. Prinz Tandi an den Verfasser des neuen Menoza. Leipzig, 1775.
6. Katechismus der christl. Religion für das Landvolk; als der 2. Theil des Katechismus der Sittenlehre für das Landvolk. Aechte Ausg. Ebend. 1776.
7. Anti-Pope, oder Versuch über den natürl. Menschen; nebst einer neuen prosaischen Uebers. von Pope's Versuch über den Menschen. Ebend. 1776.
8. Skizze einer Moral. In dem: Deutschen Museum (1776 — 1788 herausgegeben von Chr. Boje und Chr. W. v. Dohm.) Ebend. 1776. B. I. März. S. 213 — 236.
9. Ueber Spott u. Schwärmerei. Ebend. B. II. Sept. S. 785 — 787.
10. Ueber Toleranz. Ebend. S. 810.
11. Eine Ehestandsscene. Ebend. Oct. S. 889.
12. Vom höhern Christenthum. Ebend. Nov. S. 1007 — 1009.
13. Ueber die großen und kleinen Bücher. Ebend. S. 1032.
14. Ueber die Cultur der Menschen. Ebend. Dec. S. 1075 — 1077.
15. Ueber die Gesetzgebung der Duelle. Ebend. S. 1128 — 1130.
16. Plan und Fragmente einer Weltgeschichte für Frauenzimmer. In: J. G. Jacobi's Iris. (B. V. VI. VII. VIII.) 1776. Einzeln: Basel, 1780.

17. Theilnahme an: Isaac Iselin's Ephemeriden der Menschheit, oder Bibliothek der Sittenlehre, der Politik und der Gesetzgebung. Basel, 1776 und 1777.
Vier Schreiben über die Philanthropine. — Ein Schreiben über die Träume eines Menschenfreundes (J. Iselin). — Ueber das neue französische System der Polizeifreiheit, insbesondere in der Aufhebung der Zünfte. —
18. Politische Fragmente. In dem: Deutschen Museum. 1777. B. I. Febr. S. 97 — 120. Einzeln: Leipzig, 1777.
19. Vorschlag und Versuch einer Verbesserung des deutschen bürgerlichen Rechts ohne Abschaffung des römischen Gesetzbuches. Ebend. 1777.
20. Ueber die Harmonie der Schöpfung. In dem: Deutschen Museum. 1778. B. I. S. 9 — 11.
21. Ueber die Streitigkeit vom Genius des Sokrates. Ebend. S. 71—76.
22. Plato's Alcibiades. Zweite Unterredung. Ueber das Gebet. Ebend. März. S. 213 — 228.
23. Schreiben über die zu Straßburg errichtete Statue des Marschall's von Sachsen. 29. Oct. 1779. (Siehe unten Nr. 78. Th. II.).
24. Gedichte in verschiedenen Almanachen; z. B. in Ratschky's Wiener Musen-Almanach für 1779.
25. Schreiben an Hrn. D., Pfarrer zu L., über das Werk vom Zweck Jesu. In dem: Deutschen Museum. 1780. B. I. Jan. S. 4 — 23.
26. Ueber Johann Waldmann, Bürgermeister der Stadt Zürich. Ebend. B. II. S. 25 — 33.
27. Longin vom Erhabenen, mit Anmerk. u. einem Anhange. Leipzig, 1781.
28. Ueber die Seelenwanderung. Erstes Gespräch. Basel, 1781.
29. Ueber die Seelenwanderung. Zweites Gespräch. Ebend. 1782.
30. Ueber Johannes XVI. 23. Eine Predigt oder vielmehr eine religiöse Vorlesung im Zimmer. In: J. K. Pfenninger's Sammlungen zu einem christlichen Magazin. Zürich, 1782. B. II. Heft 1. S. 202—212.
31. Von den kalten Urtheilen über die Tugenden warmer Herzen; eine religiöse Vorlesung über Marcus XIV. 3. Ebend. B. II. Heft 2. S. 63 — 73.
32. Epilog zu H. H. Füßli's Anrede an die Helvetische Gesellschaft zu Olten. Gehalten am 14. Mai 1782. Zürich.
33. Rede auf Isaak Iselin, gehalten am 4. Juni 1783 in der Helvet Gesellschaft. Basel, 1783. (Auch in den Verhandlungen der genannten Gesellschaft. 1783. S. 71 — 126. Etwas verbessert in dem: Deutschen Museum. 1783. B. II. S. 417 f.)
34. Die Frösche. Ein Lustspiel aus dem Griech. des Aristophanes. Basel, 1783.

35. Schreiben über die Abschaffung der Leibeigenschaft im Baden'schen. In dem: Deutschen Museum. 1783. B. II. S. 389 — 398.
36. Xenocrates, oder über die Abgaben. Basel, 1784.
37. Ueber die Duldung der Deisten. Ebend. 1784.
38. Prometheus in Fesseln. Aus dem Griech. des Aeschylus. Ebend. 1784.
39. Schreiben an Hrn. Pfarrer S. in P. über die Freiburger Predigercritik. In dem: Deutschen Museum. 1784. B. II. Oct. S. 310—317.
40. Fragmente über die Aufklärung. In dem: Magazin für Wissenschaften und Literatur; herausgegeben von Otto von Gemmingen. Wien, 1784. B. I. Th. 1.
41. Ueber katholische u. protestantische Geistlichkeit. Ebend. B. I. Th. 2. 1785.
42. Wahrheit und Glaube. Ebend.
43. Die Wudbianer, eine nicht gekrönte Preisschrift über die Frage: Wie ist der Kindermord zu verhindern, ohne die Unzucht zu befördern? Basel, 1785.
44 Schreiben an den Freiherrn von Bibra (über die Einrichtung der innern Landesverwaltung). In dem: Journal von und für Deutschland. Fulda und Nürnberg, 1785. St. 6. S. 515 — 518.
45. Ueber die Auswanderungen aus den Baden=Durlach'schen Landen. Ebend. S. 559 — 562.
46. Schreiben an *** über Hrn. Schlettwein's Etwas, die Markgrafschaft Hochberg glücklich zu machen; (in Dessen Archiv. 1. Buch. S. 443 f.) Ebend. 1786. St. 2. S. 107 — 126.
47. Antwort auf die Anmerkungen (in dem: Journal von und für Deutschland. 1786. St. 4. S. 300 f.) zu Schlosser's Schreiben rc. Ebend. 1786. St. 12. S. 481 — 494.
48. Ueber Shaftsbury von der Tugend. Basel, 1786.
49. Eutyphron der Zweite über die Glückseligkeit, nebst einer Uebersetzung des Eutyphron aus dem Griechischen des Plato. Ebend. 1786.
50. Schreiben an den Hrn. Rath Leuchsenring, damals in Zürich, über Lavater. In dem: Deutschen Museum. 1787. B. I. Jan. S. 2 — 23. Auch einzeln: Leipzig, 1787.
51. Schreiben an Hrn. N. über eine in dem Grauen Ungeheuer. Nr. 20. S. 157. enthaltene Stelle vom Grafen Cagliostro. Ebend. B. I. April. S. 387 — 392.
52. Schreiben an Fr. H. Jacobi über Dessen David Hume. Ebend. B. II. Oct. S. 338 — 344.
53. Ueber Pedanterei und Pedanten. Basel, 1787.
54. Seuthes oder der Monarch. Straßburg, 1788.

55. Erklärung über die Aufforderung der Berliner Monatsschrift 1787. Nov. S. 449. den Grafen Cagliostro betreffend. In dem: Deutschen Museum. 1788. B. I Jan. S. 51 — 60.

56. Ueber Büchercensur und Publicität. Ebend. März. S. 249 — 263.

57. Einige Ursachen, warum die Abschaffung der christlichen Religion, wie die Sachen nun stehen, doch üble Folgen haben, und nicht alle die guten Wirkungen hervorbringen dürfte, welche man sich davon verspricht. Aus dem Engl. des D. Swift übersetzt. Ebend. Mai. S. 385—426.

58. Schreiben an Herrn * * *, worin einige Ursachen enthalten sind, warum die Berliner Monatsschrift bisher in Bekämpfung der Zauberer und des Aberglaubens noch nicht so glücklich gewesen ist, als man zu hoffen Ursache hatte. Ebend. Jun. S. 518 — 542.

59. Ueber die Dichtkunst. In: F. B. Benecke's Jahrbuch für die Menschheit. Hannover, 1788. B. II. St. 1. S. 51 — 58.

60. Ueber die Glaubenspflicht. In dem: Braunschweiger Journal philosophischen, philologischen und pädagogischen Inhalts. 1788. St. 1.

61. Beantwortung der (in dem 4. St. des Braunschweiger Journals enthaltenen) Einwendungen gegen seinen Aufsatz über die Glaubenspflicht. Ebend. St. 11. S. 333 — 362. St. 12. S. 389 — 456.

62. Briefe über die Gesetzgebung überhaupt, und den Entwurf des Preußischen Gesetzbuchs insbesondere. Frankfurt, 1789.

63. Fünfter Brief über den Entwurf des Preußischen Gesetzbuches, insbesondere über dessen Apologie in den Annalen der preußischen Gesetzgebung. Ebend. 1790.

64. Ueber die Apologie des Predigtamtes des Deismus in dem Braunschweiger Journal 1789. St. 5. Ebend. 1789.

65. Etwas zur Apologie des Meßkatalogus (der Vielschreiberei). In dem: Journal von und für Deutschland. 1789. St. 9. S. 197 — 203.

66. Von dem Adel. In dem: Neuen Deutschen Museum, (herausgegeben von Chr. Boje;) 1789. B. I. April. S. 369 — 405.

67. Von dem Adel. Zweites Stück. Ebend. 1791. B. IV. S. 27 — 70. S. 97—115.

68. Vom Geschwind-Regieren. Ueber eine Stelle des Kallimachus. Ebend. 1789. Mai. S. 461 — 473.

69. Von den Staats-Reformen. Ueber eine Stelle des Aristoteles. Ebend. Jun. S. 573 — 595.

70. Macchiavell's Schilderung von Deutschland, aus dem Italienischen übersetzt und mit Anmerkungen begleitet. Ebend. 1790. B. II. S. 44 — 85.

71. Apologie des Thucydides gegen einen Tadel des Dionys von Halikarnaß. Ebend. Febr S. 153 — 190.

72. Ueber Garve's Abhandlung der Frage: In wie fern es möglich sei, die Moral des Privatlebens bei der Regierung der Staaten zu beobachten? Ebend. Mai. S. 465 — 504. Jun. S. 569 — 611.

73. Anzeige von Herrn Professor Jacobi's zu Freiburg gehaltener Trauerrede auf den Kaiser Joseph II.; sammt einem Vorschlage, wie die Trauerreden bei den Todesfeierlichkeiten verstorbener Regenten am besten einzurichten sein möchten. Ebend. B. III. Oct. S. 1053 — 1082.

74. Von der Handhabung der Staatsverfassung. Ueber eine Stelle des Macchiavell's. Ebend. Nov. S. 1091 — 1108.

75. Ueber das Studium der reinen römischen Jurisprudenz. In: Hugo's Civilistischem Magazin. Berlin, 1790. B. I. Heft 1. S. 72 — 108.

76. Prüfung der Theorie der Injurienprozesse, sammt deren Anwendung auf den Stark'ischen Prozeß gegen die Berliner Monatsschrift. Ebend. Heft 2. Nr. 10.

77. Noch etwas über die Deistenpredigten, bei Gelegenheit einer Recension in der Allgemeinen Deutschen Bibliothek. In dem: Neuen Deutschen Museum. 1791. B. IV. S. 207 — 228.

78 — 83. Kleine Schriften. Basel, bei C. A. Serini. 1779 — 1793. 6 Theile. (Dieselben sechs Theile sind auch in den Jahren 1780 f. zu Straßburg bei König erschienen.)

Inhaltsangabe mit Rücksicht auf das vorliegende Verzeichniß:

Th. I. Nr. 17. (nebst J. Iselin's Antworten.) Nr. 9.

Th. II. Nr. 16. Das verödete Dorf, aus dem Englischen des Goldsmith. Nr. 8, 10, 11, 12, 13, 14, 15, 23, 18, 5. Schreiben über den Hiero des Xenophon. Hiero oder über die Könige, aus dem Griechischen des Xenophon. Nr. 22. Des Regierungsrathes Müller Anmerkungen zu Schlosser's Aufsatz über das französische System der Steuerfreiheit.

Th. III. Nr. 28, 29, 20, 21, 25, 26, 34. Anmerkungen dazu. Das nußbraune Mädchen, nebst dem englischen Originale, als dessen Verfasser auch hier Chauzer genannt wird.

Th. IV. Nr. 43, 40, 32, 42, 48.

Th. V. Nr. 49, 41. Bruchstück einer Vorlesung über Zweck, Blüthe und Verfall der Wissenschaften und Künste. Nr. 53.

Th. VI. Nr. 72, 66, 67, 56, 68, 69, 74, 70, 71, 59.

84. Plato's Briefe über die Syrakusanische Staatsrevolution; aus dem Griechischen übersetzt. In: Schmids und Snell's philosophischem Journal für Moralität, Religion rc. 1793. B. I. Heft 1. 2. 3. 4. 6. — Eine neue Ausgabe erschien unter dem Titel: Plato's

Briefe, nebst einer historischen Einleitung und Anmerkungen. Königsberg, 1795.

85. Das Gastmahl. Ebend. 1794.

86. Ueber die Apokalypse und ihre Deutung. In: J. L. Ewald's Urania, für Kopf und Herz. Hannover, 1794. St. 2. S. 181—185.

87. Krisis der Philosophie und Moral. Ebend. St. 3. S. 217—236.

88. Ein Mythos, nebst seiner Deutung. Ebend. St. 4. S. 307—318.

89. Seltsame Todesart, mit ihrer Nutzanwendung. Ebend. St. 7.

90. Fortsetzung des Plato'nischen Gesprächs von der Liebe. Hannover, 1796.

91. Ueber das bekannte Problem in Plato's Menon. In dem: Magazin für Philologen, herausgegeben von G. A. Ruperti und H. Schlichthorst. Bremen, 1797. B. II.

92. Schreiben an einen jungen Mann, der die kritische Philosophie studiren wollte. Lübeck, 1797.

93. Zweites Schreiben rc. veranlaßt durch den Aufsatz des Herrn Professor Kant über den Philosophenfrieden. Ebend. 1798.

94. Homer und die Homeriden. Hamburg, 1798.

95. In dem: Taschenbuch von J. G. Jacobi und seinen Freunden für 1795 (Königsberg und Leipzig). Der Winter S. 3—12. Für 1796. Heiterkeit. S. 23—40. Für 1798. (Basel.) Mykon's Selbstgespräch. S. 105—118. Mirza (als Antwort auf den von G. H. L. Nicolovius abgefaßten kleinen Aufsatz: Ein Winterabend. An Theodor). S. 156—164. Für 1799. Die frohen Feste. S. 86—121.

96. Aristoteles Politik und Fragment der Oekonomik. Aus dem Griechischen übersetzt und mit Anmerkungen und einer Analyse des Textes versehen. Drei Abtheilungen. Lübeck und Leipzig, 1797 und 1798.

Bayerische Staatsbibliothek München

Bildnisse von J. G. Schlosser.

Außer dem in Lavater's physiognomischen Fragmenten enthaltenen und S. 58. dieser Schrift erwähnten Bildnisse Schlosser's, besitzen wir deren zwei: Das eine, en face, ist nach einem Gemälde des Großherzoglich Baden'schen Hofmalers Phil. Jac. Becker zu Carlsruhe gestochen von Christ. Wilh. Bock, Kupferstecher in Nürnberg. Das andere, en profil, hat J. T. Prestel in Frankfurt am Main radirt.

Von diesen beiden Bildnissen Schlosser's, Dessen Gesicht deutlich aussprach, daß ihn sein sittlicher Ernst vor der Zweifelsucht und sein scharfer Verstand vor Schwärmerei bewahrte, indem sein höchstes Bestreben darauf gerichtet war, sich von dem Irrthume zu befreien, verdient unbestritten das zuletzt angeführte, geistreich gezeichnete und in Crayonmanier radirte, den Vorzug; während das erstere eigentlich nur für Diejenigen einigen Werth hat, welche Schlosser'n persönlich gekannt haben.

Bonn, gedruckt bei Carl Georgi.

Bayerische Staatsbibliothek München

Obermeier
[redacted]
8303 Rottenburg/L.

Bayerische StaatsBibliothek
Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Nicolovius, Alfred,

Johann Georg Schlossers Leben und literarisches Wirkens

Bonn 1844

Biogr. 1061 h
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10066755-7